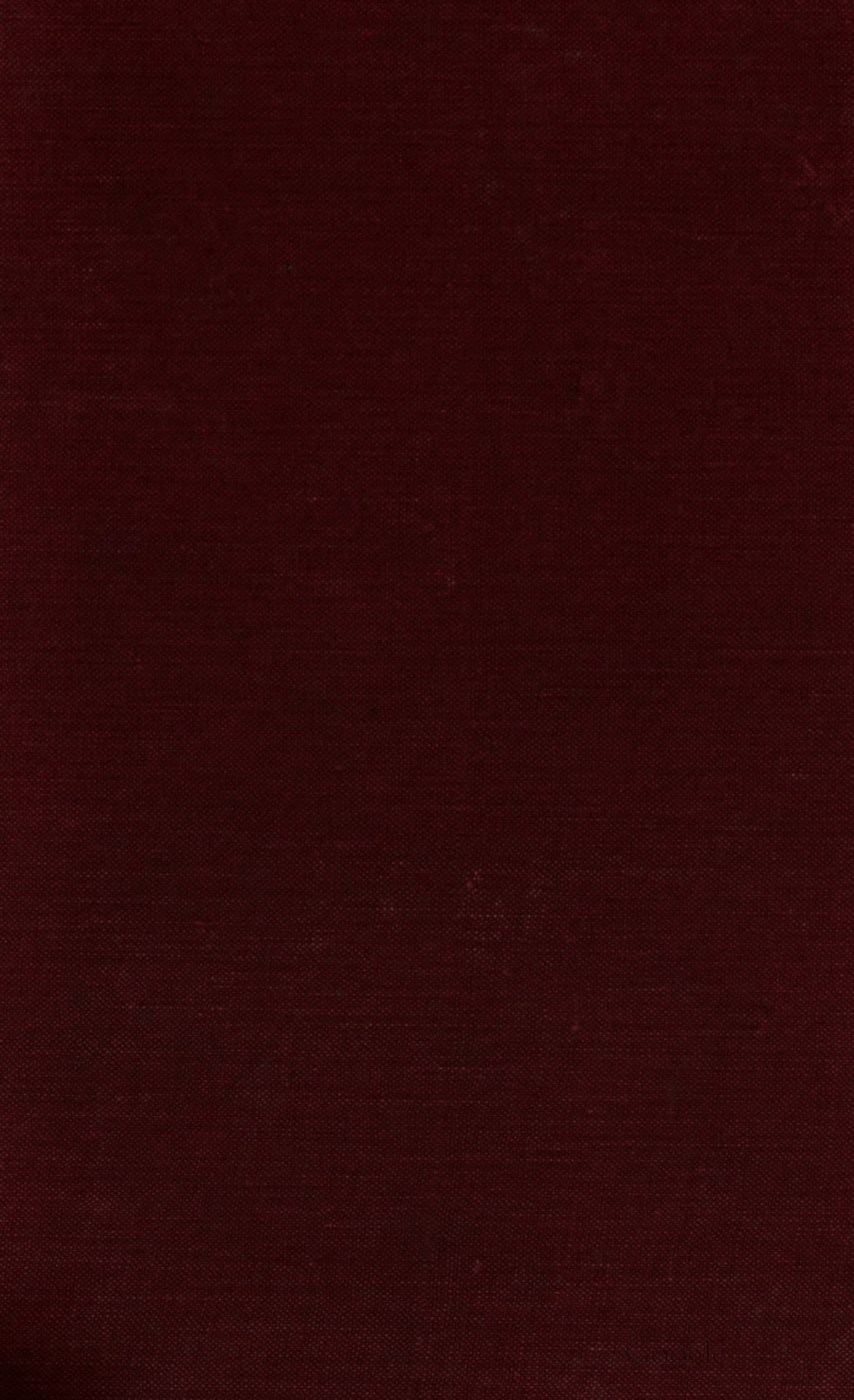
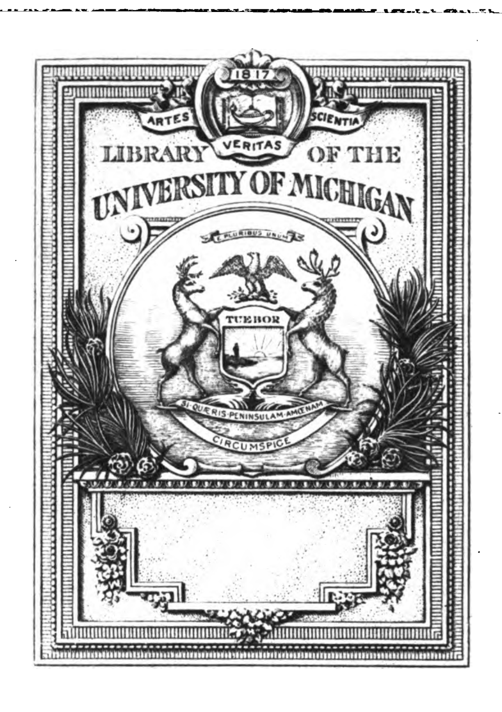
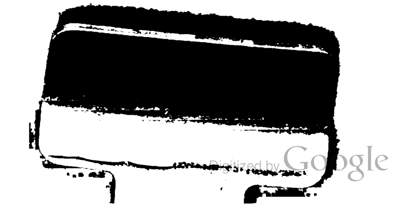





1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



Clemens Brentano's

Kleine prosaische Schriften.

Erster Band.

Gesammelte Schriften . v. 4

Clemens Brentano's

Kleine prosaische Schriften.



Herausgegeben

von

Christian Brentano.

Erster Band.

v. 4

Neue Ausgabe.



Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1862.

Meiner

geliebten Schwester

Ludovika Freifrau von Des Bordes,

gebornen Brentano-de La Roche

mit brüderlicher Herzlichkeit

gewidmet.

Wie wir oft sehen selbst im kleinsten Garten
Der Blumen viele bei einander blühn,
In Duft und Farbe mannigfache Arten,
So mußtest du auch, Vaterhaus! erziehn
Geschwister sehr verschieden zwar an Gaben,
Beruf und Schicksal, aber doch verwandt;
Denn in der Seele lag ein Keim vergraben,
Der stets sich mehr und mehr zum Licht gewandt.
Ein Band von Lieb' hielt Alle fest umschlungen,
Das, als nach manchen ernsten Lebensstunden
Der Täuschung Zauberstimme fern verklungen,
Sich eng und enger stets um uns gewunden.
Da fanden wir, obgleich uns nie verloren,
Noch treuer uns vereint zu Jesu Füßen,
Da hast auch du das schöne Loos erkoren,
Mit Herz und Mund den Herrn im Lied zu grüßen
In frommen Weisen, zeugend von dem Leben,
Das reich und frisch dir strömt in späten Tagen
Nur um es Ihm in Demuth hinzugeben,
Der lange uns gesucht, und lang getragen.

Das Zeugniß war die Frucht des neuen Strebens,
Daß auch die gabenreichste Seele nimmer
Befriedigung finden könne in dem Schimmer
Des schönsten äußeren und innern Lebens,
Wenn nicht in Gott die Ruhe sie gefunden,
In dem allein die Seele kann gesunden.

Hier, wo sich Ernst und Scherz so schön vereinen,
Wo großer Sinn sich birgt im einfach Kleinen,
Wirst du Verwandtes deinem Geiste finden
In Vielem, was dir diese Blätter bieten,
Vor welchen mir die Freude ist beschieden,
Des Bruders Namen deinem zu verbinden.



Aus der Chronika eines fahrenden Schülers.

Vorwort.

Vor fünfzehn Jahren machte es mir Freude, die folgende einfache Geschichte niederzuschreiben. Sie sollte nur die Einfassung mehrerer schöner altdeutschen Erzählungen sein, die sie mit mancherlei Ereignissen aus dem Zusammenleben des alten Ritters Beltlin von Türlingen und seiner drei Töchter unterbricht, mit deren Versorgung und der Abreise des Erzählers sie schließt. So lieb ich das Gedicht hatte, blieb es doch unterbrochen; der Sinn der Leser schien dazu zu fehlen. Jetzt, da diese Erzählung mehr, ja selbst die altdeutschen Röcke vor sich hat, fiel sie mir wieder in die Hände, und ich versuche es, sie den Lesern vorzulegen mit der Erinnerung, daß sie zu pädagogischen Zwecken entworfen worden, als ich von der sogenannten Romantik noch wenig wußte, und daß sie daher neben den allerneuesten Ritterromandichtern in ihrer redseligen Einfalt um Schonung bittet. Sollte dem Leser, durch Eisenfresserei, und isländisches Moos verwöhnt, diese Geschichte wie unsre deutsche Camillen und Hollunderblüthe nicht behagen, so bringe er sie einem kranken Freunde oder Mägdlein, denen sie Gott gesegnen möge!

Im Jahr, da man zählte nach Christi, unsers lieben Herrn Geburt 1358 am zwanzigsten Tage des Maimonats hörte ich, Johannes, der Schreiber, die Schwalbe in der Frühe an meinem Kammerfenster singen, und ward innigst von dem Morgenliede des frommen Vögeleins erbauet, bedachte auch auf meinem Bettlein, wie die Schwalbe in daurender Freude lebet, gegen den

Winter in ferne wärmere Länder ziehet, und der Heimath getreu, gegen den Frühling wiederkehrt. Also nicht der Mensch, der arme fahrende Schüler, der wohl viel gegen Sturm und Wetter ziehen muß, ja, der oft kein Feuer findet, die erstarrten Hände zu erwärmen, daß er sie falte zum Gebet; aber so er es ernstlich meinet, haucht er hinein.

Da ich in solchen Betrachtungen versunken war, und das Schwälblein auch auf seine Weise fortphantasirte, wäre ich schier wieder eingeschlummert, aber der Wächter auf dem Münster bließ: „In süßen Freuden geht die Zeit," welches ich hier noch nie gehöret, denn ich war zum ersten Male in Straßburg erwacht.

Nun richtete ich mich in meinem Bettlein auf, und schaute in meinem Gemache umher, das hatte aber Fenster rings herum und war in einem Sommerhäuslein des Gartens. Links stand der Mond noch blaß am Himmel, und rechts war der Himmel wie das lauterste Gold. Da fand ich mich zwischen Nacht und Tag, und faltete die Hände, und es fiel mir freudig aufs Herz, daß heute mein zwanzigster Geburtstag sei, und wie mir es viel besser geworden, als in dem letzten Jahre, da ich meinen lieben Geburtstag auf freiem Felde in einem zerrissenen Mäntelein empfangen und mit einem Bissen Almosenbrod bewirthen mußte. O, Freude und Ehre! dachte ich bei mir selbst, und schaute zum Morgenlichte hin, und sprach: „Du bist mein Licht, du wirst mein Tag;" glaubte auch schier in meiner Einfalt, der Himmel sei golden um meines Besten willen, die Schwalbe habe nur gesungen, mir Glück zu wünschen, und der Thürmer habe allein so lieblich geblasen, mir zur Feier; da der Himmel sich doch nur geröthet vor der Sonne, die der Herr gerufen; da die Schwalbe doch nur gesungen in Gottes Frühlingslust, und der Wächter nur geblasen zu Gottes Ehren, ja wohl gern noch ein Stündlein geschlafen hätte, so es ihm von den Münsterherren verstattet wäre. Also wird der Mensch leicht übermüthig in

der Freude, und glaubet, er sei recht der Mittelpunkt aller Dinge, und sei er mit Allem gemeint. Da ließ ich die Augen fröhlich in der Kammer umherschweifen, und sah auf dem Schemel ein neues Gewand liegen, das mir mein gütiger Herr und Ritter Beltlin von Türlingen am Abend im Dunkeln hatte herauftragen lassen, und konnte ich meine Begierde nun nicht länger zurückhalten, sprang auf von meinem Lager, und legte diese Kleider nicht ohne Thränen des Dankes an. Es war dies aber ein feines blaues Wamms um die Lenden gefaltet und gestutzet, und roth und weißes Beinkleid von ländischem Tuch, auch stumpfe Schuh und eine schwarze Kogel mit einer blauen Feder, nicht zu vergessen, ein Hemmet von weißem Hauslinnen, am Halse bunt genäht und gekrauset, dergleichen ich vorher nie getragen. Da ward es mir fast leicht und fröhlich zu Muthe, und hätte ich wohl mögen einen Sprung thun, als hätte ich einen neuen Menschen angezogen mit dem neuen Kleid.

Aber meine Hoffart währte nicht lange, denn mein zerrissenes Mäntelein, welches ich als einen Vorhang vor das Fenster gehängt hatte, erleuchtete sich durch die aufgehende Sonne, und alle seine Löcher waren so viele Mäuler, und alle seine Fetzen so viele Zungen, die mich meiner thörichten Hoffart zeihten. Es war, als sage das Mäntelein zu mir: „O, Johannes, bist du ein so eitler Kaufherr, daß du, angelangt in den Hafen, des zerrissenen Segels vergißt, das dich in denselben geführt? Johannes, bist du ein so stolzer Schiffbrüchiger, daß du das Brett, welches dich mit Gottes Hilfe an ein grünes Eiland getragen, mit dem Fuße undankbar in die Wellen zurückstoßest? O, Johannes, du undankbarer Freund, willst du gerettet mich nicht auf deinen Schultern in ein Gotteshaus tragen und aufstellen als ein Gedächtniß, daß sich Gott deiner erbarmet?“

Ach, das waren wohl harte und wahre Worte meines Mänteleins, und ich nahm es mit Schämen von dem Fenster, und

legte es um über meinen neuen Staat, und faßte es fest mit den Händen um die Brust, als wollte ich es um Verzeihung bitten, und ging mit dem Gedanken die Treppe hinab in den Garten: wenn ich ein armer fahrender Schüler gewesen bin, so werde ich immer ein armer fahrender Schüler bleiben, denn auf Erden sind wir Alle arm und müssen mannigfach mit unserem Leben herumwandeln, und lernen, und bleiben doch arme Schüler, bis der Herr sich unser erbarmet und uns einführt durch seinen bittern Tod in das ewige Leben.

Da ich nun in den Garten gekommen war, den ich vorher auch noch nicht gesehen, denn mein gnädiger Herr und Ritter war den Abend spät mit mir angekommen, und ich im Finstern in mein Stüblein gebracht worden, konnte ich vor Schauen und Betrachten der neuen Dinge um mich her auch nicht zum Gebete kommen. Ich fand mich von den schönen Laubgängen, Zierfeldern, und Pflanzen und den blühenden Bäumen schier ebenso sehr überraschet, als von meinem neuen Gewande. Ich fand mich gleich einem neugeborenen Kinde, welches mit Allem spielet, und noch nicht beten kann, und erst nach einiger Erfahrung in der Süßigkeit des Lebens seine Hände zum Danke falten lernt. Der blühende Mai, das lustige Singen der Vögel, die vielen jungen Kräuter und Blümlein, die mit Thaublicken vor der Sonne erwachten, der kühle Wasserstrahl, welcher in einem mit bunten Kieseln und Muscheln ausgelegten Brunnen tanzte, schienen mir alle so neu und wunderbar, als hätte ich dergleichen niemals gesehen, und wußte ich auch nicht, was aus allem diesem werden sollte.

So wie die lieben Kinder durch die Blumen gehen, und sie brechen und Kränze winden, und sich bei den Händen fassen und mit den Kränzen im Kreise tanzen, gleichsam selbst ein lebendiger Blumenkranz; wie sie aber nicht gedenken der Frucht im treibenden Sommer und der Erndte im reichen Herbst, und des

Todes in dem trüben tiefsinnigen Winter, also wandelte auch ich armer Schelm wie ein einfältiges Kind ohne Witz durch den Garten, und konnte vor großer Bewegung über mein neues Glück, das mir gestern früh noch nicht geträumt hatte, nicht zum Gebete gelangen.

Mein freudiges Erstaunen wollte aber nicht lange dauern, denn als ich meine Augen ersättiget hatte, ward es mir als einem Hungrigen, der sich ohne Gebet zu einer reichlichen Mahlzeit gesetzet hat, welche ihm Gott darum nicht gesegnet. Alle das häusliche, wohlgepflegte Behagen des schönen Ziergartens erfüllte mich mit traurigen Gedanken, und die Armuth, die Einsamkeit meines eigenen Lebens trat mir in dieser reichen Umgebung zum ersten Male recht lebendig vor die Seele. Was mag trauriger sein, als das Bild eines Bettlers auf goldenem Grunde gemalet.

„O meine Mutter," sagte ich in mir, „wer war sanfter und schöner, und feiner und edler als du; wer war würdiger, zwischen Blumen zu wandeln, als du, die wohl ihre Schwester und Gespielin sein konnte; standen die Thränlein nicht auf den Wangen, wie die Thautröpflein auf diesen Rosen, gingst du nicht durch den Wald wie ein Lüftlein durch die Blüthen, und waren deine Augen nicht getreu und süß schauend wie die blauen Beilchen, deine Lippen nicht wie die rosinfarbenen Nelken, und flog dein gelbes Haar nicht wie der Sonnenschein? Aber du mußtest gehen wie Hagar mit deinem Ismael durch die Dornen in der Wüste. Ach, warum ward nicht dir so ein Garten und so ein Haus, und warum wohnest du zwischen fünf Brettern und zwei Brettlein, und bist deines Lebens nicht froh geworden, noch deines Todes? Sie haben dir keinen Kranz geflochten. Mir aber ist Nichts geblieben als deine Zucht, und ich kann dein nicht gedenken in Freuden, denn mir gehöret Nichts als die Armuth, und ich habe keinen Seckel, aus dem ich dir das schönste Grab könnte erbauen lassen von Marmelstein und Gold."

Wie traurig ward ich da und wendete meine Augen von Allem, was ihnen wohlgefiel, und wollte Nichts anschauen, weil sie es nicht mit mir sehen konnte, weil sie ihre Augen nie mit so erlaubter Lust erquicken konnte. Auch fiel es mir bittrer noch auf die Seele, daß ich eines Ritters Sohn sei ohne Wappen und ohne Waffen. Thränen füllten mir die Augen und Unwille erfüllte meinen ganzen Leib, der in dem neuen geschenkten Gewande zu brennen schien, und ich spannte mein enges, durchlöchertes Mäntelein so um mich, daß es noch mehr zerrissen.

So schritt ich, als suche ich die Wildniß, nach einem einsamern ungepflegten Theile des Gartens, und kaum stand ich im hohen Gras unter hohen Linden, so konnte ich schon nicht mehr begreifen, wie dieser innere Schmerz und Zorn in mich zum ersten Male in meinem Leben gekommen sei, und gegen die Mauer des Gartens schreitend, sah ich an derselben in einem tiefen Bogenraum ein Heiligenhäuslein angebracht, darinnen war wohlvergittert ein bunt gemaltes Schnitzwerk, die Anbetung der heiligen drei Könige im Stalle zu Bethlehem, aufgestellt. Davor kniete ich nieder ins Gras und betete von ganzem Herzen. Da zerrann bald all mein Leid und meine Hoffart vor dem Sohne Gottes, der nackt und arm in einer Krippe vor mir lag, und dem doch die Könige dienten. Wie fühlte ich mich in meiner Ungeberdigkeit beschämt, und da ich mich mit Thränen angeklagt hatte, dankte ich von ganzem Herzen dem Herrn, daß er mich armen fahrenden Schüler nicht vergessen, und mich durch seine Barmherzigkeit zu meinem gnädigen Herrn und Ritter gebracht, gelobte auch ferner mich aller Hoffart zu enthalten, und die Künste, welche ich durch seinen Beistand mit schwachen Sinnen erlernet, zu Mehrung seines Reichs auf Erden treu anzuwenden.

Da ich nun nach solchem Gebete einen merklichen Trost in meinem Herzen spürte, nahm ich ein gülden gewirktes Band, worauf das **ave Maria** stand, aus meinem Gebetbüchlein, und

hängte es, durch das Gitter langend, dem Bilde der Jungfrau Maria über den Arm, als das Opfer eines thörichten Menschen, der vor ihrem Sohne betend Trost gefunden hatte. Dieses Band aber war mir das Liebste, was ich hatte. Eine fromme Klosterfrau, meiner seligen Mutter Befreundte, hatte es mir einst für ein Lied, das ich ihr gedichtet und gesungen, geschenket, und war es zu Marburg an St. Elisabethen Grab angerühret worden, ich aber hatte es bisher als einen Blattzeiger in meinem Gebetbüchlein geführet. Dann nahm ich auch mein Mäntelein ab, und rollte es zusammen in einen langen Wulst, und flocht es durch die oberen Stäbe des Gitters vor dem Bilde, als einen aufgerollten Vorhang, zum Gedenken meiner zeitlichen Armuth, welche durch Gott sich in Freud' und Fülle gewandelt hatte. Nun wendete ich mich nach dem Garten zurück, der mir ganz anders erschien als vorher.

So mag Nichts vor dem Gemüthe des Menschen bestehen, welches Alles nach sich umgestaltet. Jetzt, da ich gebetet hatte, erschienen mir alle die rothen, leibfarben und weißen Blümlein des Gartens wie jene Blumen, durch die der König Ahasverus in seinem Schloßgarten zu Susan gewandelt, seines Zornes zu vergessen. Ja, es war mir, als sei der liebe Gott durch diese Blumen gegangen, und habe seinen gerechten Zorn über meine Ungeberde hier an der Lieblichkeit seiner Werke gesänftiget; denn hier an diesem ersten Morgen meines zwanzigsten Jahres ist mir vieles Licht in der Seele aufgegangen, und ist mir der Frühling ein weiser Lehrer geworden.

Besonders aber hat mich der hohe Münsterthurm erschüttert, als ich aus einem schattigten Baumgange hervortrat und ihn über die Dächer der Nachbarhäuser auf mich niederschauen sah. War mir es doch im Anfang so bange vor ihm, wie es einer Grasmücke sein muß, wenn ein Riese den Busch über ihrem Neste öffnet und auf sie niederblickt. Alles Menschenwerk, so es

die gewöhnlichen Grenzen an Größe oder Vollendung überschreitet, hat etwas Erschreckendes an sich, und man muß lange dabei verweilen, ehe man es mit Ruhe und Trost genießen kann.

Ich habe dieses aber nicht allein bei dem Anblicke dieses schwindelhohen Thurmes empfunden, sondern auch bei gar lieblichen und feinen Werken, von welchen ich nur nennen will die überaus feinen und natürlichen Gemälde des Malers Wilhelm in Köln, der von den Meistern als der beste Meister in allen deutschen Landen geachtet wird, denn er malet einen jeglichen Menschen von aller Gestalt, als lebe er. Die Werke dieses Wilhelm's aber, die ich zu Köln gesehen, sind dermaßen zart, fein, scharf und lebendig, daß man schier glauben sollte, sie seien von Händen der Engel gemacht, und erbebet man bei ihrem Anblicke, weil sie zu leben scheinen und doch nicht leben. Man fühlet da wohl, daß der Mensch Etwas sein und schaffen kann, was viel herrlicher ist, als sein gewöhnliches Sein und Schaffen, und man erschrickt darüber, daß diese Herrlichkeit so fremd und selten ist, daher wohl eine Menge Sprossen auf der Leiter zu dieser Vollkommenheit wo nicht fehlen, doch unsichtbar sein müssen, und wir Alle wohl tief heruntergeworfen sind.

Die gewaltige Künstlichkeit des wunderwürdigen Münsterthurmes hätte mich beinahe wieder niedergeschlagen, denn ich bedachte mit Verwunderung, wie ich doch unter den hohen Eichen, in finsteren Wäldern, auf hohen Bergen, an steilen Abgründen und bei stürzenden Wasserfällen in einsamen Thälern recht in Einöde, ja ganz verlassen, auch wohl gar hungrig gesessen und mich doch nicht so bewegt gefühlt, als bei dem Anblicke dieses Thurmes. Wenn ich die Blätter und Zweige der Bäume betrachte, so frage ich nicht, wie sie da hinaufgekommen, und erschrecke nicht, wenn sie sich hin- und herbewegen mit Rauschen; aber wenn ich diesen wunderbaren Thurm anschaue mit seinen vielen Thürmlein, Säulen und Schnörkeln, die immer auseinander

heraustreiben und durchsichtig sind wie das Gerippe eines Blattes, dann scheint er mir der Traum eines tiefsinnigen Werkmeisters, vor dem er wohl selbst erschrecken würde, wenn er erwachte und ihn so fertig vor sich in den Himmel ragen sähe; es sei denn, daß er auf sein Antlitz niederfiele und ausriefe: „Herr, dies Werk ist nicht von mir in seiner Vollkommenheit, du hast dich nur meiner Hände bedienet; mein ist Nichts daran, als die Mängel, diese aber decke zu mit dem Mantel deiner Liebe, und lasse sie verschwinden im Geheimniß deiner Maaße.“ Keiner aber hat dieses wohl erlebet, keiner hat einem solchen Werke seiner Erfindung die Krone aufgesetzet, ganze Geschlechter sind von den Baugerüsten herabgestiegen und haben sich zu Ruhe in die Gräber zu den Füßen des Thurmes gelegt, der Nichts davon weiß, und da steht ernst und steinern, der kein Herz und keinen Verstand hat, ja eigentlich ein recht unvernünftiger Thurm ist, und doch dasteht, als wäre er aus sich selbst hervorgewachsen und brauche er es keinem Menschen zu danken. Dieser gewaltige Ausdruck der Erhabenheit aber in einem solchen Werke, an welchem die Weisheit und Mühe und Andacht von Jahrhunderten an unendlichen Linien des Gesetzes, des Verhältnisses, der Noth und der Zier mit halsbrechender Kühnheit hinangeklommen, um auf dem Gipfel dem Herrn zu lobsingen, verbunden mit seinem eigentlichen inneren Tode, so daß er, der Alles durch sein Dasein im tiefsten Herzen rühret, doch gar Nichts davon mitempfindet, das ist es, was seinem Anblick und der Erscheinung aller gewaltigen Menschenwerke einen Schrecken beimischet. Es ist, als frage er: „Was bin ich, und warum bin ich, und was ist es, das dich also rühret in mir?“ Was können wir ihm aber Anderes antworten? als: „Die Werke des Herrn sind unbegreiflich, er treibt uns zu bauen und schaffen über das Leben hinaus; denn wir waren unsterblich und vollkommen, und wir sind gefallen in den Tod durch die Sünde. Du Thurm

aber stehe als ein Zeuge, daß wir dunkel fühlen, was wir waren vor dieser Zeit, und daß wir noch ringen nach unendlichem Ziele; so stehe du dann als ein Träger unserer Mühe und unserer Buße zu Ehren unseres Heilands und Seligmachers Jesu Christi, der uns erlöset hat durch sein bitteres Leiden und Sterben! Amen."

Also gedachte ich in mir, und wenn gleich umgeben von lebenden Bäumen und Blumen, in welchen, wie selbst in den harten Felsen, eine Seele zu wohnen scheint, welche mit dem Menschen athmet und fühlet, im Frühling sich mit ihm freuet, und im Winter mit ihm trauert, konnte ich doch meine Augen nicht von dem Thurme wenden. Der Sinn des Menschen strebet immer nach dem Unbegreiflichen, als sei dort das Ziel der Laufbahn und der Schlüssel des Himmels; denn bewundern kann der Mensch allein, und alles Bewunderung Erregende ist ein Bote Gottes, der uns mahnet an das Licht, das wir verloren und das uns wieder verheißen ist durch das Blut Christi, so wir uns dessen theilhaftig machen. Also ist mir auch immer alle meine Drangsal erschienen als eine Sehnsucht nach einem bessern Leben, und alle meine bitteren Stunden waren nur die kalten stürmenden Tage des Winters, denen der liebliche Frühling, angekleidet mit Blumen und Gesang, folget, so ich säe guten Samen und fülle meine Seele mit dem Lobe Gottes.

In solchen Betrachtungen wollte ich wieder nach dem Sommerhäuslein gehen, sah aber meinen gnädigen Herrn und Ritter gar tiefsinnig mit gefalteten Händen unter einem Baum im Sonnenscheine sitzen, und traute nicht, an ihm vorüberzugehen, damit ich ihn nicht störe. Ich stellte mich darum in seiner Nähe bescheidentlich an die Laubwand, und nahm mein Baret in die Hände, erwartend, ob er seine Augen vielleicht nach mir wenden möge.

Der Anblick meines Herrn erweckte eine große Ehrfurcht

in mir. Ich hatte ihn gestern nicht recht gesehen, denn es dunkelte schon, da er mich am Wege barmherzig zu sich nahm. Er hatte ein schneeweißes Haar am Haupt und Bart, und mochten wohl viele Sorgen über ihn hingeflogen sein. Ich erinnerte mich nie einen so frommen alten Ritter gesehen zu haben, der mit seinem ernsten und milden Antlitz ein solches Vertrauen in mein Herz senkte. Gott gebe, daß ich also in Ehren grau werden möge, dachte ich bei mir, und fühlte mich mit ganzer Seele zu dem lieben Herrn hingezogen. Er aber schien sehr betrübt zu sein, seufzte auch oft und tief, und die kleinen Vöglein, die über ihm in dem Baume so lustig sangen, konnten ihn nicht trösten.

Da ich so eine Weile nach ihm hingesehen hatte, wendete er die Augen zufällig zu dem Ort, an dem ich stand, und redete mich freundlich an mit den Worten: „Wie ist dir, Johannes, daß du so stille da stehest?“ Worauf ich ihm entgegnete: „Ich wollte Eure Ruhe nicht stören, Herr, Ihr scheinet mir in schweren Gedanken.“

Der Ritter aber sprach hierauf: „Johannes, wie gefällt dir deine neue Heimath, bist du zufrieden bei mir?“

Da sagte ich: „Herr, sollte ich nicht froh sein? da ich nun weiß, wo schlafen und wo Brod finden und wem dienen um des Herren willen, da weiß ich nun auch, wen lieben, wem danken außer Gott, und für wen beten außer für mich. Herr, meine neue Heimath gefällt mir wohl, Gott gebe, daß ich auch ihr wohlgefalle, und ihrer würdig werde.“ Da lächelte der Ritter und sprach: „Johannes, wenn dir deine Worte ernst sind, so werden wir gute Gesellen sein, denn deine Rede gefällt mir wohl. Aber was willst du thun, mir wohlzugefallen, was willst du mir geben, da du nichts hast?“

Hierauf erwiederte ich: „Herr, ich bleibe Euer Schuldner vor der Welt, denn ich kann Euch kein Wamms geben für das

Wamms, das ich durch Eure Gnade trage; aber vor Gott gebe ich Euch einen guten Zahlmann, denn vor ihm schenke ich Euch mein Herz."

Da versetzte der Ritter scherzhaft: „Wenn ich dir nun auch mein Herz geben wollte für das deinige, so behielt ich doch das Wamms zu Gute, wie dann, Johannes?"

Worauf ich entgegnete: „Herr, Ihr rechnet so gestreng, als wolltet Ihr mich versuchen in Gegenrechnung, und so muß ich dann schon sagen, daß mein Herz gewiß nicht Werth hat gegen das Eure, welches geprüfet ist durch lange Jahre, da das meinige arm ist und ohne Verdienst, ja, da ihm alles Gute, was es gewollt hat, nicht zu Gute kömmt, da es keinen Werth hat, den es Euch mit sich geben kann, weil der Glaube an die Barmherzigkeit des Heilandes nicht mit dem Herzen geschenkt werden kann, und dieser Glaube allein doch ein Herz zu beseligen und selig zu machen vermag. So nehmt es denn hin, wie es ist, und füget hinzu, was man nicht mitgeben kann. Doch habe ich noch eine Gabe, deren ich Euch genießen lassen will, und die ihr mir nicht so leicht einholen sollet; denn sie ist rasch und fliehet davon, auch werdet Ihr sie mit allem Ernste nicht leicht verdrängen mögen, denn sie ist lieblich und lustig anzuschauen, und könnte ich sie euch wirklich zu eigen geben, so würdet Ihr sie nicht gerne wieder lassen, eine also gute Gesellin ist sie."

Mein Herr, der sehr ernst geworden war, sagte hierauf traurig vor sich niederschauend: „Und was ist das vor ein Kleinod, Johannes, mit dem du so prahlest?"

Da erwiederte ich: „Herr, es ist meine Jugend, deren will ich euch genießen lassen, wie ich kann! Damit ihr euer Alter vergesset bei mir, will ich euch erfreuen mit mancherlei fröhlichen Reden und Gedanken."

Aber, was ich da zuletzt gesprochen hatte, war wohl thöricht,

und ein schlechter Anfang meiner versprochenen erfreulichen Reden, denn mein gnädiger Herr ward nun sehr still und finster. Weil ich ihn an sein Alter erinnert hatte, glaubte ich. Da redete ich ihn schüchtern an: „Herr, ich habe euch mit thörichten Worten erzürnet."

Er aber sprach: „Das hast du nicht gethan, Johannes, du hast die Wahrheit gesprochen, aber mir ist schwerer aufs Herz gefallen, was mir lange schon darauf liegt, mein Unwerth. Nun aber bedenke ich, ob dein fröhlicher Muth mir wohl diese Last von der Brust nehmen wird; aber das mag wohl nicht sein; hast du mich nicht gefunden hier im Grünen, in einem lustigen Garten, von der lieben Sonne beschienen, und angesungen von den unschuldigen Vögelein, nachdenklich und betrübt: wirst du können, was der Frühling nicht vermag? So du aber Künste gelernt hast, die ich nicht besitze, so wirst du mein Schuldner nicht bleiben, wenn ich gleich selbst ewig Gottes Schuldner bleibe. Setze dich zu mir, und sage mir treulich, wie du zur Armuth gekommen bist im Guten, und wie es sich mit dir begeben, bis ich dich gestern an der Eiche gefunden habe im Blobsheimer Wald, und dann sollst du ebenfalls von mir hören, warum ich betrübt bin."

Da ich die große Freundlichkeit meines Herrn aus dieser Rede vernommen hatte, faßte ich einen guten Muth, setzte mich zu ihm unter den Baum, und sprach also: „Mein gnädiger Herr und Ritter, es gibt keinen ehrlicheren Weg ins Leben, als die Geburt, denn unser Heiland ist ihn auch gewandelt, und so gibt es auch keinen ehrlicheren Weg zur Armuth, als in ihr geboren zu sein, denn auch unser Heiland ward in ihr geboren, und so kam ich zur Armuth, als ich zur Welt kam. Aber ich bin doch nicht lang arm geblieben, denn ich fand eine unaussprechlich liebe Mutter, die ließ mich an ihrem Herzen schlummern, und sah auf mich nieder mit sorgenden Liebesblicken, und weckte sie mich

nicht mit ihren Thränlein, die auf mich niederfielen, so weckte sie mich mit Küssen, und ließ mich ihr eigenes Leben aus ihren Brüsten trinken, o, Herr, war ich nicht reich, wer ist reicher als ein neugebornes Kindlein? — Ja, ich war so reich, daß ich meiner lieben Mutter Freud' und Leid verdoppeln konnte, was ihr wohl aus einem Liede vernehmen werdet, das meine Mutter oft sang, wenn sie mich in frühster Jugend einschläferte, und habe ich es nach ihrem Tod in ihrem Gebetbüchlein liegend gefunden; es ist aber gestellt, bald als rede ein Kindlein zur Mutter, bald die Mutter zu ihm, nun höret:

„O, Mutter, halte dein Kindlein warm,
Die Welt ist kalt und helle,
Und trag' es fromm in deinem Arm
An deines Herzens Schwelle.

Leg' still es, wo dein Busen bebt,
Und leis herab gebücket
Harr' liebvoll, bis es die Äuglein hebt,
Zum Himmel selig blicket.

Und weck' ich dich mit Thränen nicht,
So weck' ich dich mit Küssen,
Aus deinem Aug' mein Tag anbricht,
Sonn', Mond dir weichen müssen,

O, du unschuld'ger Himmel du!
Du lachst aus Kindesblicken,
O Engelsehen, o sel'ge Ruh',
In dich mich zu entzücken.

Ich schau zu dir, so Tag als Nacht,
Muß ewig zu dir schauen,
Und wenn mein Himmel träumend lacht,
Wächst Hoffnung und Vertrauen.

Komm her, komm her, trink' meine Brust,
Leben von meinem Leben,
O, könnt' ich alle fromme Lust
Aus meiner Brust dir geben.

Nur Lust, nur Lust, und gar kein Weh,
Ach, du trinkst auch die Schmerzen,
So stärke Gott in Himmelshöh'
Dich Herz aus meinem Herzen.

Vater unser, der du im Himmel bist,
Unser täglich Brod gib uns heute,
Getreuer Gott, Herr Jesus Christ,
Tränk' uns aus deiner Seite.

Du strahlender Augenhimmel du,
Du thaust aus Mutteraugen,
Ach Herzenspochen, ach Lust, ach Ruh',
An deinen Brüsten saugen.

Ich schau zu dir, so Tag als Nacht,
Muß ewig zu dir schauen,
Du mußt mir, die mich zur Welt gebracht,
Auch nun die Wiege bauen.

Um meine Wiege laß Seide nicht,
Laß deinen Arm sich schlingen,
Und nur deiner milden Augen Licht
Laß zu mir nieder bringen.

In deines keuschen Schooßes Hut
Sollst du dein Kindlein schaukeln,
Daß es dir bleibe so lieb, so gut,
Wie Träume es umgaukeln.

Da träumt' mir, wie ich so ganz allein
Gewohnt dir unter'm Herzen,
Da waren die Freuden, die Leiden dein,
Mir Freuden auch und Schmerzen.

Und ward dir dein Herz je all zu groß
Und hattest nicht, wem klagen,
Und weintest du still in deinen Schooß,
Half ich dein Herz dir tragen.

Da rief ich: „Komm, lieb' Mutter komm!
Kühl dich in Liebeswogen."
Da fühltest du dich so still, so fromm
In dich hinabgezogen.

So mutterselig ganz allein
In deiner Lust berauschet,
Hab ich die klare Seele dein,
Du reines Herz, belauschet.

Was heilig in dir zu aller Stund',
Das bin ich all gewesen,
Nun küss' mich süßer Mund gesund,
Weil du an mir genesen.

O selig, selig ohne Schuld,
Wie konnt' ich mit dir beten,
O wunderbare Ungeduld,
An's scharfe Licht zu treten.

O, Mutter, halte dein Kindlein warm,
Die Welt ist kalt und helle,
Und trag' es fromm, bist du zu arm,
Hin an des Grabes Schwelle.

Leg' es in Linnen, die du gewebt,
Zu Blumen, die du gepflücket,
Stirb mit, daß wenn es die Äuglein hebt,
Im Himmel es dich erblicket.

So lallt zu dir ein frommes Herz,
Und nimmer lernt es sprechen,
Blickt ewig zu dir, blickt himmelwärts
Und will in Freuden brechen.

Bricht's nicht in Freud', bricht's doch in Leid,
Bricht es uns allen Beiden.
Ach, Wiedersehen geht fern und weit,
Und nahe geht das Scheiden!"

Als ich das Lied ganz hergesagt, waren ich und mein Herr Ritter ein bischen stille. Dann hob er an und sprach: „Du hast Recht, lieber Johannes, du warst recht reich, eine so liebe Mutter auf Erden zu finden. Das ist ein schönes Lied, aber es ist auch viel Trauer darin, wer hat es denn also gesetzet, daß es am Ende so schmerzlich vom Scheiden spricht?"

Da sagte ich: „Mein Vater hat es gesetzt, als ich noch nicht geboren war, da er von meiner Mutter scheiden mußte, und hat sie ihn nie wieder gesehen und kenne ich ihn auch nicht." Da brachen mir die Thränen aus, aber mein gnädiger Herr fuhr mir freundlich mit der Hand über das Haupt und sagte: „Sei wohlgemuth! ich will dein Vater sein, das reicht auf Erden hin, Gott geb's!" Da küßt ich ihm die Hand, und fuhr fort: „Ach, Herr Ritter, solcher Reichthum an einer so lieben Mutter war noch nicht genug, denn gute Leute nahmen mich auf ihre Arme und trugen mich in die Kirche, da ward ich durch die heilige Taufe aufgenommen unter die Kinder Gottes, und ward gereiniget von aller Sünde, und ward theilhaftig der Versühnung unseres Herrn Jesu Christi. Da ward ich erst reich über alle Maaßen, da hatte ich das ewige Leben und den Schlüssel des Himmels geschenket. Dann aber auch ward mir gegeben viele irdische Herrlichkeit, und was zum Leben nöthig und lustig ist, denn ich ward gelehret, daß der Glanz der Sonne all mein Gold sei, der Spiegel der Flüsse all mein Silber, die grünen Wiesen mit ihren Blumen all meine Teppiche und Tapezereien, der Himmel mit seinen blauen gestirnten Gewölben und der grüne hohe Wald alle meine Gebäude und Hallen, ja endlich bin ich so reich geworden, daß mir die ganze Welt offen stand, und alle guten Menschen

meine Diener warden, zu denen ich sprechen durfte: Gib mir dies, gib mir jenes. Und hatte ich auch keinen Herrn, als den Herrn aller Herren, den lieben Gott, der mir das Leben zu einem Lehen gegeben, und in dessen Hände ich es, so der heilige Geist seine Gnade verleiht, und mein Herr Jesus sich meiner erbarmt, ohne große Makel zurückzugeben hoffe, und habe ich mir zum Spruch auf mein Schild erwählt, denn ich bin eines Ritters Sohn:

> Der Himmel ist mein Hut,
> Die Erde ist mein Schuh,
> Das heil'ge Kreuz ist mein Schwerdt,
> Wer mich sieht, hat mich lieb und werth.

Da lächelte Herr Veltlin und sprach: „Dein Hut ist besser als deine Schuhe, die wirst du dir bald ablaufen, aber dein Schwerdt ist das mächtigste auf Erden, und hat einen guten Waffenschmied gehabt, du bist ein guter Ritter, und deine Fahrt mag friedlich abgehen, denn die dich sehen, haben dich lieb und werth. Aber erzähl' mir nun dein Herkommen."

Da zog ich ein Buch aus meinem Buchbeutel und sprach: „Ich will es euch lesen, denn ich habe angefangen, es mir aufzuschreiben, und zwar so recht ausführlich, wie es mir eingefallen, mit allerlei Rede und Betrachtung; wie mir bewußt ward, daß es gewesen ist und gewesen sein kann." Da sprach Herr Veltlin: „Du kannst schreiben? Johannes, das kann ich nicht, und bin ich begierig zu hören, ob du auch Alles so aufgeschrieben, daß ich es wohl genießen mag, denn da die Schrift als etwas Künstlicheres und dem Menschen Merkwürdigeres gegeben wird, als gewöhnliche Rede, die schnell dahinfliegt, so soll sie auch des Aufbehaltens würdiger dem Menschen dargereicht werden, und also wohlgesetzt und deutlich sein. Lies nun." Da hob ich an:

„Chronicka des fahrenden Schülers
Johannes Laurenburger,
von Polsnich an der Lahn."

„Dies Buch ist mir werth und lieb,
Wer es mir stiehlt, der ist ein Dieb."

„Ich bin geboren am 20. Mai 1318 zu Polsnich an der Lahn, das ist ein Hof, der gehört zum Kloster Arnstein, darin ich getauft wurde Johannes. Meine Mutter selig wohnte in einem kleinen Häuslein vor dem Hof, und nannte man sie die schöne Laurenburger Els, mein Vater aber, den ich nie gesehen, war der Ritter Hans von der Laurenburg, die dem Kloster Arnstein gegenüber an der Lahn liegt. Was es aber für eine Beschaffenheit mit ihm habe, will ich hier niederschreiben, so viel ich erfahren, wenn ich zu der Zeit in meinem Leben gelange, da es mir selbst bekannt worden.

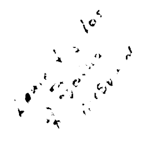
Das Erste, dessen ich mich aus frühester Jugend von meiner Mutter recht deutlich erinnere, ist daß sie mich lehrte, mich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu bezeichnen, und die Hände zu falten, und das Vater unser und den englischen Gruß zu beten. Sie sagte mir die Gebete vor, ich schaute nach ihren Lippen, und sprach ihr nach, und ich erinnere mich noch recht sehr deutlich meiner großen Freude, als ich zum ersten Mal Abends neben ihr an ihrem Betschemel kniete, und diese heiligen Gebete mit ihr fertig und ohne Fehl sprach. Jetzt noch, wenn ich bete, ist es mir oft, als schaute ich nach ihren Lippen, und spräche ihr nach.

Sie war arm, fromm und arbeitsam, und wenn ich sie gleich später in mancherlei Geschäft gesehen, schwebt mir ihr

Bild doch meistens betend, singend oder spinnend vor Augen. Wenn sie mich manchmal Abends schon im Bett entschlafen glaubte, wachte ich noch, und horchte auf das Schnurren ihrer Spindel und ihren rührenden Gesang, denn sie saß spät auf, ihr Brod in Ehren zu verdienen.

Der Anblick meiner holdseligen Mutter, wenn sie so bei Lampenschein vor sich hinsang und spann, rührte mich oft bis zu Thränen; warum, das weiß der liebe Gott gewiß, zu dem ich wohl zuhörend mit kindischem Herzen für sie gebetet habe.

Einmal weiß ich, daß ich gar sehr weinen mußte, als ich sie Nachts bei ihrem Rocken so vor sich hin singen hörte, da fing eine Nachtigall vor unserm Fenster auch an zu singen; es war schon sehr spät und der volle Mond schien klar und hell. Meine Mutter aber hörte nicht auf zu singen, und sang das Vögelein und sie zugleich. Da habe ich zum ersten Male Traurigkeit empfunden und kindische Sorgen um den Ernst des Lebens gehabt, die ich wohl noch fühle, aber nicht auszusprechen vermag, da habe ich mich auch leise im Bette aufgerichtet und meiner Mutter zugehört. Sie sang aber ein Lied, das lautete also:



„Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing' und kann nicht weinen,
Und spinne so allein
Den Faden, klar und rein,
So lang' der Mond wird scheinen.

Da wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall,
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

So oft der Mond mag scheinen,
Gedenk ich dein allein,
Mein Herz ist klar und rein,
Gott wolle uns vereinen!

Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall,
Ich denk bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen,
Hier spinn' ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein,
Ich sing' und möchte weinen!"

Besonders traurig aber kam es mir vor, daß der Vogel und meine Mutter zugleich sangen und doch nicht recht mit einander, und hätte ich damals wohl wissen mögen, ob der Vogel auch in seinem Gesange meiner Mutter gedachte, und ob er auch lieber geweint als gesungen hätte. Ich fragte darum meine Mutter mit den Worten: „Mutter, was singt denn die Nachtigall dazu?"

Da sagte sie: „Die Nachtigall sehnt sich und lobet Gott, also thue ich auch. Aber Johannes, warum wachst du? Schlafe, du mußt morgen früh heraus und mit mir nach Kloster Arnstein gehen, wenn du nicht schläfst, so nehme ich dich nicht mit." Da löschte sie die Lampe aus und trat vor mein Bettlein, und machte mir das Zeichen des Kreuzes auf Stirne, Mund und Herz, und küßte mich, und da ich fühlte, daß sie weinte, schlang ich meine Arme um ihren Hals und drückte ihr Antlitz fest an das meinige, und da weinten wir Beide.

Ich fragte sie aber: „O, liebe Herzmutter, was weinest du, und warum machst du mir nochmals das Kreuz? ich habe ja schon gebetet."

„Lieber Johannes," sprach sie hierauf, „ich mache dir immer

das Kreuz und küsse dich, wenn ich schlafen gehe, daß dir Gottes und deiner Mutter Segen in der Nacht zu Gute komme, aber du hast bisher immer schon geschlafen, wenn ich es that, und wußtest es darum nicht.“ Aber warum sie weine, sagte sie mir damals nicht. Darauf entkleidete sie sich, und legte sich zu Bett und betete laut, ich aber sprach ihr nach:

Herr Jesus, ich will schlafen gehn,
Laß vierzehn Engel bei mir stehn,
Zwei zu meiner Rechten,
Zwei zu meiner Linken,
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füßen,
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich weisen
Zum himmlischen Paradeise!

Worauf wir ruhig einschliefen.

Am folgenden Morgen wachte ich früher auf, als die Mutter. Die Schwalbe begann zu singen. Ich kleidete mich leise an und trat an das Bett meiner Mutter, die hatte die Hände ruhig gefaltet, und der junge Tag schien auf ihr Angesicht. Ihr Anblick erfüllte mich mit Liebe und Trauer, denn ich hatte Barbara, die Tochter des Hofmeiers, neulich also mit gefaltenen Händen stille im Sarge liegen sehen, und ergriff mich eine so tiefe Angst, daß ich meine Mutter mit ungestümen Küssen erweckte. Sie erwachte in meinen Armen, und als ich ihr die Ursache meiner Thränen sagte, nahm sie meine Hände von ihrem Hals und faltete sie, und schloß sie in ihre lieben Hände, und so beteten wir zusammen zu Gott, und dankten ihm, daß er uns diese Nacht erhalten und uns verliehen habe, diesen Tag zu unserer Besserung anzutreten. Am Schlusse des Gebetes sagte die Mutter: „Du hast gefürchtet, ich sei todt, Johannes;

sterben müssen wir Alle, halte dich an unsern Herrn Jesum und die himmlische Mutter Maria, die werden dir Vater und Mutter sein, besser als dein irdischer Vater und ich, wenn auch ich dich verlassen muß. Und wenn ich einst die Hände so schließe, um zu beten, da ich zur ewigen Ruhe entschlafe, so schließe auch deine Hände so in die meinigen und bete mit mir, auf daß uns der Heiland zusammen in die ewige Herrlichkeit seines Angesichtes schauen lasse."

Da wurd' ich still und trat an das Fensterlein unserer Kammer, und sah nach dem kommenden Tag. Als sich aber meine Mutter angekleidet hatte, trat sie hinter mich, und hielt mir freundlich die Augen zu, mit den Worten: „Warte ein wenig, liebes Kind, gleich wirst du etwas sehen, das du nie gesehen." Während sie mir so die Augen zuhielt, fragte ich sie: „Liebe Mutter, ist das Gebet dann kräftiger, und gefällt es dem lieben Gott dann besser, wenn man die Hände so zusammen faltet, wie du mit mir gethan?" „Gewiß," sagte die Mutter, „wenn die, so es thun, sich so lieben, wie wir, aber den lieben Gott doch noch vielmehr als einander, und wenn in der Kirche alle Leute zusammen beten, und der Priester am Altare betet, da ist das Gebet des Priesters die Hand, in die sie Alle ihre Hände gefalten haben. Was habe ich dich von der christlichen Liebe gelehrt?" Da sprach ich: „Du sollst Vater und Mutter lieben, auf daß du lang lebest auf Erden, du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, und Gott über Alles." „Recht," sagte die Mutter, „o, wie selig wäre die Welt, wenn alle Menschen so vereint beteten, wie wir es heut' thun konnten, und wie es eine fromme Gemeinde in der Kirche thut." Da sagte ich kindisch: „Aber alle Menschen können doch nicht ihre Hände zu zwei Händen zusammen legen." „O gewiß, das können sie," erwiederte die Mutter, „und das in unseres lieben Erlösers Jesu Christi Hände, der überall und an allen Orten ist, und seine

heiligen Hände für uns am Kreuze ausgespannt hat, uns zu erlösen von der Sünde. Denn er hat uns ja das Gebet gelehret, und er ist die Hand, in welche wir unsere Hände legen müssen, so unser Gebet zu Gott dringen soll, denn er selbst hat auf Erden gesagt: „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater, und Niemand erkennet den Sohn, als nur der Vater, und Niemand kennet den Vater, als nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren. Kommet her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken," und der heilige Johannes sagt: „Der Vater hat den Sohn lieb, und hat ihm Alles in seine Hand gegeben. Wir haben einen Fürsprecher beim Vater, Jesum Christum, den Gerechten, der ist die Versöhnung für unsere Sünden, doch nicht allein für die unsrigen, sondern für die Sünden der ganzen Welt. Es ist ein Gott, und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus, der sich selbst für uns Alle zur Erlösung hingegeben hat." Ach, möchten nur Alle ihre Hände in des Heilandes Hand, in die Gott Alles gegeben hat, glaubend, hoffend und liebend legen, dann würden wir Alle zusammen schauen in das Angesicht Gottes." Nach diesen Worten that die liebe Mutter ihre Hände von meinen Augen und sprach: „Gelobet sei Jesus Christus!" und ich erwiederte: „In Ewigkeit, Amen!" und sah mit großer Seligkeit in den Glanz der Morgensonne, die über dem Lahnthale hervorstieg. „Ach, Mutter!" rief ich aus, „ist dieses Gottes Angesicht?" „Nein, mein Kind," erwiederte sie, „das ist nur seine erschaffene Sonne, die er über uns arme sündige Menschen scheinen läßt, aber denen, die ihn lieben, hat Gott bereitet, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, und was in keines Menschen Herz gekommen ist."

Ich habe aber damals die Sonne zum ersten Male aufgehen sehen, weil ich so früh vorher nie aufgestanden. Dieses Morgens, und aller meiner Mutter Rede und Thun an dem-

selben habe ich bis jetzt gar oft mit großem Nutzen gedacht. Nun aber nahm meine Mutter Linnen, das sie gewebt, und Garn, das sie gesponnen und gezwirnet, um es in dem Kloster zu verkaufen Sie trug es in dem Korb auf dem Kopf, und da ich sie darum gebeten, gab sie mir einige Stränge des Garnes zu tragen, welche ich mit einer großen Liebe zu meiner Mutter sehr sorgfältig bis nach Arnstein getragen habe. Wir kamen daselbst in des Abtes Stube, die war mit schönen Bildern ausgemalt, auch handelte der Abt selbst um das Tuch mit der Mutter, und war ein heiliger, aber sonst gar freundlicher und lustiger Mann, fragte mich auch, da ich die schönen Bilder an den Wänden so fleißig betrachtete: „Hans, dir gefällt wohl meine Zelle, hast du auch Lust, ein geistlicher Ordensherr zu werden? Wenn du fromm und fleißig bist, kannst du mit der Zeit diese meine Bilder besitzen und Abt sein, wenn ich in dem stillen Convent unter der Kirche schlafe.“

Da erwiederte ich: „Ich hätte wohl Lust dazu, Abt in der schönen Zelle zu sein, Hochwürdiger Herr, wenn meine liebe Mutter mit drinnen wohnen wollte.“ Da lachte der Abt und sprach: „Lieber Hans, wenn die schöne Laurenburger Els mit in den Zellen wohnen dürfte, möchte wohl das kleine Klosterpförtlein zu enge werden, so viele sollten den heiligen Orden suchen. Aber das geht nicht, denn der Herr spricht: wir sollen das Kreuz auf uns nehmen, Alles verlassen und ihm nachfolgen, und doch wohnet eine Mutter mit uns in unseren Zellen, die ist noch viel lieblicher und milder als die deine.“ Da sah ich bald den Abt, bald meine Mutter an, und konnte seine Rede nicht recht glauben, sagte auch zuletzt: „Ach, Hochwürdiger Herr, zeiget mir sie!“ Da lachte der Abt wieder und sprach: „Mein Hans, zeigen kann man sie nicht, aber wir leben Alle in ihrem Schooß und auch du, es ist die heilige Mutter, die Kirche, welche unser lieber Herr Jesus sich zu einer Braut erkoren,

aber das verstehest du noch nicht.“ Da sagte ich: „Nein!“ Und er gab mir drei Bildlein aus seinem Gebetbuche, das war St. Jörgen Bild, meines Vaters, Ritter Jörgen von der Laurenburg, Patron, St. Elsbethen Bild, meiner Mutter Patronin, und St. Johannsen mit dem gülden Mund Bild, mein Patron, worüber ich große Freude empfand. Und als ich ihm den Aermel küssen wollte, reichte er mir die Hand und sprach: „Johannes, bitte Frau Else, deine Mutter, daß sie dich bald herauf zur Schule thut, da sollst du zur Messe dienen lernen, und für jede Messe einen halben Heller von mir erhalten.“ Da bat die Mutter den Abt um seinen Segen, und knieten wir Beide vor ihm, und er legte seine Hände auf uns und betete.

Meine Mutter ließ aber von dem Gelde, das er ihr für die Linnen gegeben, zurück, eine heilige Messe für ihr Anliegen in Sanct Jörgen-Kapelle zu lesen, und da der Abt fragte: „Laurenburgerin, was ist Euer Anliegen?“ traten meiner Mutter die Thränen in die Augen, und sie sprach mit Schämen: „Das stell' ich Gott anheim, Hochwürdiger Herr.“ Der Abt erwiederte hierauf mit ernster und freundlicher Stimme: „Laurenburgerin, nehmet Euer Geld zurück, und wendet es Eurem Kinde zu, ich weiß, Ihr lebet bedrängt, ich will das heilige Meßopfer selbsten für Euch halten und von ganzem Herzen für Euch beten; aber ergebet Euch auch in den Willen des Herrn, und hanget nicht weltlichem Kummer allzusehr nach.“ Meine Mutter aber wollte das Geld nicht wieder nehmen und sprach: „Der Himmel segne Euch, Hochwürdiger Herr, für Eure Milde, aber ich bedarf des Geldes nicht, welches ich zu heiligem Opfer erarbeitet, thut des edlen Laurenburger's Weib den Schimpf nicht an, als könne sie nicht ein kleines Opfer erarbeiten.“ Da sprach der Abt: „So Ihr Euch das zu Herzen nehmet, will ich dafür ein Kerzlein vor St. Jörgen Bild aufstecken lassen. Linnen und

Garn gebet unten im Kloster dem Bruder Sulpizius, daß er Chorhemden daraus mache, denn Eure Linnen sind gar fein." Da nahm die Mutter die Linnen, und gaben wir sie unten dem Bruder Schneider, der hielt aber der Mutter den Korb zurück, bis wir aus der Kirche kamen.

In der Kirche gingen wir zur Linken in eine Kapelle, da stand auf dem Altare St. Jörgen Bild, wie er den Drachen durchbohret; den Altar haben die Ritter von der Laurenburg gestiftet, und viele Gaben zu dem Kloster gethan, haben auch ihr Begräbniß in dieser Kapelle, wie ich nachmals erfahren. Zur Rechten des Altares kniete ich mit meiner Mutter nieder bei einem steinernen Bilde, das in die Wand gemauert war. Dieses stellte aber einen alten Ritter vor, der hatte ein langes geistliches Gewand an, und legte einem jungen Ritter, der vor ihm kniete, die Hände auf das Haupt. Meine Mutter sah oft und mit recht innerlicher Bewegung nach dem knienden Ritter. Ich betrachtete ihn auch, und empfand eine große Freude an ihm, hätte ihm auch gern etwas Liebes gethan, und setzte ihm drum einen grünen Kranz auf sein steinern Haupt, den ich mir im Walde geflochten und noch spielend in der Hand trug. Da meine Mutter dies sah, fuhr es wie ein Blitz durch ihre Augen, und umarmte sie mich heftig in der Kirche; aber ihre Wangen wurden schamroth und ihre Augen voll Thränen, da ließ sie mich los, und senkte das Haupt auf den Betstuhl. Ich empfand große Bangigkeit um ihre rührende Geberde. Da trat ein Ordensbruder aus der Sakristei mit einer schönen bunten Wachskerze, die zündete er an der ewigen Lampe an, nahte dann unserem Betstuhl und reichte sie meiner Mutter und mir zu küssen, und als wir dies gethan, steckte er sie auf St. Jörgen Leuchter, der neben St. Jörgen Altar stand, und gestaltet war wie eine Lanze, die durch einen Lindwurm gestochen ist. Das war die Opferkerze, die uns der Herr Abt versprochen. Nun

klang das Glöcklein, und der fromme liebreiche Herr trat mit dem Ministranten zum Altar und las uns die heilige Messe selbst mit großer Andacht. Da sagte mir meine Mutter ins Ohr, bete hübsch fromm, Johannes; der stehende alte Ritter ist der alte Laurenburger, dein Großvater, bete hübsch für ihn. Nun hatte ich den Muth nicht mehr, nach dem Bilde zu schauen, und ward mir mein Großvater von damals an ein gar ernster und sorglicher Gedanke, aber ich habe zum ersten Male gebetet mit einer recht innerlichen Herzensangst, wie früher nie, warum ich aber so gebetet, kann ich mich nicht mehr deutlich entsinnen.

Da die Messe zu Ende war, fragte ich meine Mutter wieder nach dem steinernen Bilde mit den Worten: „Mutter, was macht denn der alte Laurenburger da?" Aber sie antwortete nicht, und sah mit nassen Augen den knienden Ritter an, dem ich das Kränzlein aufgesetzet. Als ich sie nochmals fragte, sagte sie: „Der alte Laurenburger thut, was ich dir gestern Abend that, da ich dich im Bette mit dem heiligen Kreuze bezeichnete." Da fragte ich sie weiter: „Will denn der alte Laurenburger auch schlafen gehn?" Und sie sprach: „Ja, er will schlafen gehn in die ewige Ruhe." Ich aber fragte weiter: „Will denn der kniende Ritter auch schlafen gehn?" Da sprach sie: „Ach, Gott gebe ihm ein seliges Erwachen, so er schon schläft!" und ward wieder sehr traurig, und hob mich hinauf an dem Bilde mit den Worten: „Küsse den Knienden, habe ihn recht lieb, es ist dein guter Vater!" Da küßte ich ihn herzlich und setzte ihm das Kränzlein zurecht auf seinem Haupte, wollte ihn auch nicht lassen. Meine Mutter aber behielt mich auf dem Arm, und trug mich aus der Kirche hinaus, und hätte sie schier auch ihren Korb vergessen, der noch bei dem Bruder Sulpizius stand. Der aber kam uns nachgelaufen und brachte den Korb, da war ein schönes weißes Klosterbrod drinnen und ein Krüglein voll Weines, das schenkte uns der Herr Abt.

Sie dankte und ging ruhig mit mir links dem Walde zu, einen andern Weg, als wir hergekommen waren. Sie hatte den Korb am rechten Arm und trug mich auf dem linken, ich sagte ihr, daß ich nicht müde sei, und es ihr sauer werde, sie solle mich gehen lassen. Aber sie wollte mich nicht loslassen, und ich merkte in ihr eine geheime Lust, mich zu tragen, und sie schloß mich manchmal fester mit dem Arm an ihre Brust, so daß ich den Schlag ihres Herzens fühlte. Da ward ich mir so recht lebendig ihrer Liebe bewußt, und genoß ihrer Güte mit kindlicher Freude, denn sie pflegte mich sonst nicht zu tragen, weil sie, wenn gleich groß und schlank, doch durch manche Sorge und Nachtwache entkräftet war. Sie war zart und weiß mit langen blonden Haaren, und wie goldene Strahlen waren die Wimpern über ihren reinen blauen Augen, die mich noch immer mit Friede, Liebe und Warnung anblicken. Ja, ihr liebes Angesicht war wie ein durchsichtiges Fensterlein ihres Herzens, aus dem ihre Seele mit jeder innern Bewegung erröthend und erbleichend zum Himmel schaute. Ihr Mund aber war ruhig und zart geschlossen, und erregte eine züchtige Ehrfurcht. Ich sage dies hier, denn ich werde nimmermehr vergessen, mit welcher Liebe ich damals ihr edles Angesicht betrachtete, und wie gut und holdselig sie aussah, da sie mich so zärtlich durch die freie Luft über die grüne Wiese hintrug, und meine Härlein und ihre langen blonden Haare in dem Winde durcheinander flogen, und die Lerche über uns, gegen die Sonne schwebend, lobsang. Da war mir unendlich wohl, und meine Sehnsucht, sie nicht zu ermüden, ward so inbrünstig, daß ich glaubend fühlte, ich ermüde sie nicht und, mit ihren Haaren spielend, zu ihr sagte: „Liebe Mutter, bin ich nicht recht leicht, mir ist, als träume ich, ich flöge.“ Sie aber antwortete nicht, als mit einem zärtlichen Druck ihres Armes, und ich begann ihr ihre Haare in Zöpfe zu flechten, daß ihr der spielende Wind nicht beschwerlich fallen möge, und sie ließ es mit freundlichem

Hinneigen ihres Kopfes gerne geschehen. Da ich aber fertig war und sie mich durch den Wald unter den Bäumen hintrug, brach ich einen grünen Eichenzweig ab, wand ihn in einen Kranz, und setzte in ihr auf das Haupt mit den Worten: „Liebe Mutter, nun bist du geschmückt wie der kniende Ritter in Sanct Jörgen-Kapelle, nun hast du auch ein Kränzlein auf, und wenn er uns nun durch den Wald entgegen geschritten käme, würdet ihr euch Beide wohl sehr an einander erfreuen über die schönen Kränze?“ Meine Mutter aber antwortete nicht und ging traurig fort, worüber ich auch betrübt wurde.

So zogen wir still und einsam wohl eine Stunde lang durch den dichten Wald, als wären wir die einzigen Menschen auf der Welt, und hätten nicht viel Freude. Nun ward es lichter in den Zweigen, und der Wald endete sich gegen den Rand des Berges, der sich in das einsame Lahnthal senkte, hier küßte mich die Mutter und ließ mich an die Erde. Wir standen aber auf einer grünen Waldwiese, die ein frischer Quell erquickte, der mit Umwegen an dem mannichfaltig unterbrochenen Abhange zu der Lahn hinabeilte. Wo wir standen, war die Gegend sanft und mild, ein großer alter Birnbaum hing schwer voll gelber Birnen, und um ihn her standen mehrere Vogelbeerbäume, die mit ihren feuerfarbenen Früchten lustig gegen den dunkeln Wald abstachen. Außerdem bekränzten und durchschnitten den Platz mancherlei Fruchtsträucher, Haselbüsche, Johannis- und Klosterbeersträucher, und ich hatte die Fülle zu brechen und zu genießen. Gegen uns über erschien die Gegend ernster. Das Lahnthal schließt, von diesem Punkte gesehen, den Spiegel des Flusses mit einer Krümme wie einen tiefliegenden See ein, und die Berge lagen mit dunklem Walde bedeckt, streng und finster um diesen her, als hätten sie tiefsinnige Gedanken über ein Leid, das hier geschehen. Die Mutter stand stille und schaute ruhig in die Gegend hinein, ich hatte aber den Deckel des Korbes genommen, ihn mit breiten

Haselnußblättern bedeckt, und sammelte mit ängstlichem Fleiße die schönsten Brombeeren und Himbeeren und was sonst an wohlschmeckenden Träublein zu reichlicher Lese sich darbot. Zwischen der Arbeit schaute ich oft nach ihr, sah auch mit Freude, wie der Anblick der Gegend ihr Antlitz zu erheitern schien, und als ich meine Erndte ihr darbot, lächelte sie freundlich, strich mir mit der Hand über die Stirne und sagte: „Schönen Dank, Johannes, du bist ein gutes Kind!“

Dann führte sie mich rechts dem Dickicht zu, wo wir nach wenigen Schritten vor einer kleinen verlassenen Hütte standen, der Epheu hatte frei die Wände umrankt, und selbst die verschlossene Thüre mit seinem Gitter umzogen. Die Mutter hob mich an einem alten Wachholderbaum in die Höhe, der neben der Thüre stand, und ich mußte ihr aus einem Loch in demselben einen Schlüssel holen, mit welchem sie die Thür aufschloß, nachdem ich ihr geholfen hatte, die Epheuranken behutsam, ohne sie zu zerreißen, von der Thür abzulösen. Nun gingen wir durch eine kleine geräthlose Küche in eine viereckte Stube. Ich trat mit Scheu hinein, denn die wenigen Strahlen, welche durch die verschlossenen Fensterladen fielen, zeigten mir allerlei große Vögel an den Wänden in unbestimmtem Lichte. Meine Mutter aber stieß sogleich einen Fensterladen auf, und da sah man nach der andern Seite des Lahnthales, wo das alte Laurenburger Schloß aus schwarzem Bergwalde hervorragte. An den Wänden der kleinen Stube sah ich auf eingemauerten Hirschgeweihen vielerlei ausgestopfte Vögel befestigt, und besonders eine Reihe alter Falken; außerdem lehnten und hingen mancherlei Jagdgeräthe, Armbrust, Speere, Netze und dergl. in schöner Ordnung um einen einfachen Betschemel, der vor dem holzgeschnitzten heiligen Hubertusbilde stand. Da war St. Hubertus abgebildet, wie er vor einem Hirsche kniet, der ihm mit einem Kreuze zwischen den Geweihen auf der Jagd entgegen getreten, da ihm der Herr sein

wildes Herz gerührt. Ich betrachtete alle diese Dinge, die ich früher nie gesehen, mit bangem Staunen, während meine Mutter, auf einem hölzernen Stuhle sitzend, still zum Fenster hinaus nach der Laurenburg sah. Alles, was mir seit dem letzten Abend begegnet war, hatte die ruhige Folge der gewohnten Eindrücke in meiner Seele unterbrochen, und wenn ich jetzt zurück gedenke, möchte ich meine damalige Empfindung wohl dem Gefühle eines Rades vergleichen, wenn es in der Mühle plötzlich lebendig werden und sehen könnte, wie es sich selbst und alle die andern Räder sich mit ihm herumdrehen, ohne sich doch gleich vorstellen zu können, was es selbst, und die andern Räder eigentlich sollen und was überhaupt eine Mühle ist. Besonders aber befremdete es mich, daß meine Mutter mit allem dem Geräthe der Hütte ganz vertraut war, und in der Hütte that, als wäre sie immer darin gewesen; darum fragte ich sie mit den Worten: „Liebe Mutter, bleiben wir nun hier, ist dies auch unser Häuslein? Dann will ich uns einen kleinen Garten bauen und ein Vogelsteller werden.“ Da entgegnete sie freundlich: „Was willst du denn mit den Vöglein anfangen?“ Worauf ich sagte: „Ich will sie das Vaterunser beten lehren.“ Da fragte sie: „Weißt du denn, wo dein Vater ist?“ Und ich antwortete: „Im Himmel.“ Nun nahm sie mich zu sich, und ich mußte mich zu ihren Füßen setzen, und da erzählte sie mir ungefähr das, was ich hier weiter niederschreibe.

Wenn ich auch gleich jedes ihrer lieben Worte jetzt, da ich erwachsen bin, nicht mehr so recht eigentlich wissen kann, dürfte es doch nicht viel anders gelautet haben, denn ich habe mir alles scharf in das Gedächtniß gefaßt, und es mir oft wieder von ihr erzählen lassen, so daß wohl eher zu viel, als zu wenig, hier stehen mag. Sie sprach aber: „Lieber Johannes, du hast mich seit gestern wohl trauriger als je gesehen, denn ich dachte gestern, da die Arbeit vollendet war, schon daran, wie ich heute alle die

Wege gehen würde, die du mit mir gegangen bist. Du hast mich auch gestern Abend gefragt, warum ich weine, da ich vor deinem Bettlein stand, aber ich habe dir keine Antwort gegeben, sondern nur mit dir gebetet, damit wir ruhig schlafen möchten. Jetzt aber will ich dir Vieles erzählen, denn ich glaube, es wird dir frommen, wenn du früh weißt, wie auf Erden viel Traurigkeit ist, und im Himmel allein die Freude, die wir durch unwandelbare Treue und Stärke in dem irdischen Leid allein verdienen können. Du wirst dann deine Sinne immer mehr zu Gott wenden, und dich führen lassen von seinen Engeln auf Erden, dem Glauben an Jesus, der Hoffnung auf Jesus, und der Liebe zu Jesus, deren Gespielen sind die Einfalt, die Demuth, die Unschuld und die Wahrheit. Auch sollst du nicht traurig sein um des Leides willen, das dich auf Erden treffen wird; nein, nur um deine und Aller Schuld, deren Strafe das Leid ist. Auch sollst du nicht trauern um deinen Schmerz, sondern allein um die Leiden deines Erlösers am Kreuz, an dem er gestorben ist, wie ein unschuldiges Lamm, das dahin nimmt die Schuld der Welt, und zu dieser Versöhnung sollst du dich wenden, und fest an sie glauben und auf sie hoffen, und dich rein erhalten von aller Sünde, damit du deine Seele nicht wieder befleckest, die dein Jesus, dein Erlöser, dein Heiland, dein Gott dir mit seinem heiligen Blute rein gewaschen hat, dann wird dein Glaube, dein Vertrauen alles Leid überwachsen und du wirst dir ein freudiges Herz erkämpfen zu deinem Gott, der dich erschaffen hat im Vater, erlöset im Sohn, und geheiliget im heiligen Geiste!"

Was mir meine selige Mutter, die schöne Laurenburger Els, in dem Häuslein meines seligen Großvaters, des Voglers Kilian, auf der Hirzentreu von sich und dem lieben Großvater erzählt hat.

Diese Berghöhe heißt die Hirzentreu, und dieses Häuslein, worin wir sitzen, gehörte meinem lieben seligen Vater, dem Vogelsteller Kilian, den man weit und breit nur den guten Kilian und den frommen Falkenmeister nannte. Er ist zu Gott gegangen vor zehn Jahren, und liegt begraben auf dem Kirchhofe zu Kloster Arnstein. Er ist geboren zu Kitzing in Franken, und hat sich dies Häuslein hier selbst erbauet, da er als ein Falkenier des Grafen von Nassau, meine selige Mutter, eines Jägers zurückgelassene Waise, zu seiner Hausfrau wählte, und sich hier mit ihr niederließ. Es stehet auch draußen im Garten noch der Baum, an welchem mein Vater meine Mutter zum ersten Male gesehen, da rettete er ihr das Leben. Denn als mein Vater einen Hirsch verfolgte, fand das erzürnte Thier hier meine Mutter, welche als ein armes Mägdlein Kräuter für die Klosterherren in Arnstein sammelte, und faßte der Hirsch in seinem Grimme meine Mutter auf die Geweihe. Mein Vater, der herzulaufend dieses sah, schoß einen Bolz von seiner Armbrust nach dem Hirsch, und traf ihn nicht ohne Gefahr meiner Mutter in das rechte Auge, und das verwundete Thier trat ihm, geblendet, nun gerade entgegen; da faßte mein Vater einen guten Muth, und riß ihm die halbtodte Jungfrau von dem Geweihe, legte sie unter jenen Baum, und erquickte sie an dem Bächlein, das hier entspringt. Als sie sich wieder erholt hatte, sahen sie zu ihrer großen Verwunderung, daß der Hirsch neben ihnen im Gebüsche stand, und mit Schmerzen das Haupt bald hin und her schwenkte, bald traurig zur Erde senkte. Da rührte

das niederrinnende Blut meinen guten Vater, er trat zu dem leidenden Thiere, zog ihm den Bolz aus dem Auge, und wusch ihm die Wunde mit Wasser aus, welches alles der Hirsch ruhig geschehen ließ. Als aber mein Vater die erschreckte Jungfrau nach Kloster Arnstein begleitete, lief ihnen der Hirsch durch den ganzen Wald nach, was sie Beide sehr rührte und ihrem Gespräche eine größere Vertraulichkeit gab. Vor Kloster Arnstein reichten sie sich die Hände, und trennten sich mit der gegenseitigen Versicherung, mit einander in christlicher Ehe zu leben.

Nun machte sich mein Vater von seinen herrschaftlichen Diensten los, baute mit Erlaubniß der Klosterherren diese Hütte, und führte meine Mutter Agnes, als seine liebe Hausfrau, hinein Der gute Hirsch war durch die Hilfe, die ihm mein Vater geleistet, so mild und zahm geworden, daß er ihm immer zur Seite war, wenn er hier an seiner Hütte mit der Mutter baute. Mein Vater pflegte dabei immer des Hirsches krankes Auge, welches bald ausheilte, aber blind wurde. Hernach, als meine Eltern hier wohnten, hielt sich der Hirsch immer freundlich zu ihnen, und ich weiß noch recht wohl, daß er, wenn wir aßen, den Kopf hier zum Fenster hereinsteckte, und ich als ein Kind ihm Brod gab. Einstens aber hörte mein Vater ihn in der Nacht heftig schreien, da stand er mit der Mutter auf und sie gingen hinaus, zu sehen was dem guten Thiere fehlte. Er war aber im Kampfe mit anderen Hirschen, welche ihm seines blinden Auges wegen überlegen waren, so heftig verwundet, daß er mit anbrechendem Tage zu den Füßen meiner Eltern starb. Wir weinten um ihn, wie um einen treuen und dankbaren Freund, und hat ihn mein Vater unter demselben Baume, wo er ihn geschossen, begraben, sein Geweih aber in den Baum so befestigt, daß es, zu ewigem Gedächtniß in denselben verwachsen, noch zu sehen ist, und hat mein Vater diese Hütte wegen des treuen Hirschen Hirzentreu genannt.

Meine gute Mutter ist auch bald gestorben, und ich war

noch ein so kleines Mägdlein, daß ich nicht recht wußte, was Sterben ist. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß ich auf ihrem Bette saß, als sie krank war, und ihr die Fliegen wehrte, und ihr alle die kleinen Gebete und Sprüche, die sie mich gelehrt, vorsagte, und meinem Vater zur Hand ging, sie zu pflegen, so viel es ein Kind vermag. Da ich nun oft, wenn meine Mutter Arzneikräuter suchte, mit ihr im Walde gewesen war, und sie mir dabei allerlei Heilkräfte der Pflanzen mitgetheilt hatte, so war meine Seele damals so erfüllt von der Begierde, ihr zu helfen, daß ich einstens in der Nacht vor einbrechendem Tage in den Wald hinauslief, um ihr einige Kräuter zu suchen, von welchen mir geträumt hatte. Ich lief lange herum und suchte mit unbeschreiblicher Angst die Kräuter, welche ich mich vorher gesehen zu haben nicht erinnerte. Schon stand die Sonne hoch am Himmel und ich war weit von unsrer Hütte verirrt, aber ich vergaß, vor Begierde das Arzneikraut zu finden, meinen Hunger, und als ich endlich in großer Ermüdung niederkniete und mit Thränen zu dem lieben Jesuskinde betete, es möge mir doch das Kraut suchen helfen, ich wolle ihm auch mein Brod schenken, bin ich darüber vor Müdigkeit entschlafen. Nach einigen Stunden erwachte ich, und sah eine schöne edle Frau vor mir stehen, ein Diener führte ihr Roß, auf welchem ihr Söhnlein saß, und war sie abgestiegen, als sie mich so allein im wilden Walde liegen sah. Sie fragte mich, wer ich sei. Und da ich ihr gesagt, ich sei Voglers Els von der Hirzentreu, und heute früh ausgegangen ein Kräutlein für die kranke Mutter zu suchen, küßte sie mich und sagte, daß sie mich heimführen wolle mit sich nach der Laurenburg, denn sie war die Hausfrau des alten Laurenburger's, deine Großmutter, von da wolle sie mich über die Lahn nach der Hirzentreu bringen lassen. Sie setzte sich nun auf das Roß, und nahm mich vor sich auf des Pferdes Hals, ihr Söhnlein aber, Jörg, saß hinter ihr und hatte sie mit den Armen umfaßt.

So zogen wir ein Stück Wegs nach dem Lahnthal hinab, und hatte ich schier auch Alles vergessen, denn das Reiten, die fremde Frau und ihr Söhnlein, das mancherlei kleine Lieder mit ihr sang, beschäftigten meine Seele. Aber der Hunger fing mich an zu drücken, und ich bemerkte mit Weinen, daß ich mein Brod nicht mehr in meiner Tasche fand. Da fragte mich die Edelfrau: „Els, was weinst du?“ und ich sagte ihr: „Ich hungre, denn ich habe dem Jesuskind mein Brod gegeben, und das Kräutlein von ihm erhalten, aber nun habe ich das Kräutlein verloren und hungre,“ und dabei verlangte ich heftig, sie möge mich in den Wald zurücklassen, das Kräutlein zu suchen. Ich mußte der Edelfrau das Kraut aber beschreiben, denn seinen Namen wußte ich nicht. Da sagte sie auf einmal: „Mein liebes Kind, du hast wohl geträumt, aber die Barmherzigkeit Gottes ist groß, denn sieh, mein Diener trägt ein solches Kraut in einem feuchten Tuch eingeschlagen in seinem Wadsack auf dem Rücken, dies Kraut aber wächst nicht hier zu Lande, sondern habe ich es im Kloster Arnstein, wo ich zur Beichte war, von dem Gärtner erhalten, der es von einem Priester aus fremden Landen jenseit des Meeres hat.“ Da mußte der Knecht den Wadsack öffnen, und siehe da, es war dasselbe Kraut darinnen, das ich im Traume gesehen. Meine Freude war unaussprechlich, und die gute Edelfrau befahl dem Knechte, sogleich das Kraut meinem Vater zu bringen, und ihm zu erzählen, wie ich es gesucht, und wie mich die Edelfrau mit nach der Laurenburg genommen. Der Diener kannte meinen Vater gar wohl und lief mit Freuden die Waldstege nach unsrer Hütte zu. Nun ritt die Edelfrau mit mir und ihrem Söhnlein allein vollends zur Lahn hinab und an einer seichten Stelle hinüber nach der Laurenburg, wohin der Diener bald auch kam und mich auf dem Kahne zu meinen Eltern hieher zurück brachte. Die gute Edelfrau hatte mir viele Liebe erwiesen, und gab mir noch ein Krüglein mit altem Wein und einige stärkende Gewürzküchlein

für die kranke Mutter mit, und versprach, sie selbst morgen zu besuchen. Ihr Söhnlein aber, das nicht zugegen war, als ich aus der Laurenburg ging, kam mir bis zum Wasser nachgelaufen und gab mir einen ganzen Rosmarinstock, den er aus seinem Gärtlein ausgerissen, und sprach: „Du Kleine, das stell' an deiner Mutter Bett, das ist ein guter Ruch, wenn man siech ist. Elslein, komm wieder.“ Da gab er mir die Hand, und wir schieden.

Als wir auf Hirzentreu ankamen, trug mich mein Vater an der Mutter Bette, die umarmte mich und sagte: „Els, ich habe den ganzen Tag nicht leben und nicht sterben gekonnt aus Sorge, daß du verloren seist, Gott aber hat mich wunderbar getröstet durch das, was geschehen, und hat mir dein Vater von dem Kraut einen Trank gekocht, der hat mich wunderbar erquickt.“ Da gab ich dem Vater den Rosmarinstock, der pflanzte ihn in einen schönen neuen Krug neben der Mutter Lagerstätte, und nun nahm der Diener Abschied, nachdem er den Wein und die Würzküchlein dem Vater gegeben.

Es war darüber Abend geworden, mein Vater gab der Mutter noch von dem Wein und der Würze, und sie fand sich so gestärkt, daß sie das Abendlied mit dem Vater mit großer Andacht leise mitsang, worüber ich zu ihren Füßen auf ihrem Lager entschlief. Gegen Morgen aber weckte mich der Vater, und sagte mir mit Weinen: „Wach auf, lieb Elslein, und schau nach der Mutter, und gib ihr, was sie verlangt, sie ist gar krank, und ich will nach Kloster Arnstein laufen um die letzte heilige Wegzehrung für sie. Halte dich still, so sie schläft, und bete still, und so sie es verlangt, reiche ihr zu trinken, auch schaue nach dem brennenden Kienspan im Kamin, daß kein Unglück entsteht.“ Dann trat er zur Mutter, trocknete ihr das Antlitz und sprach: „Gott erhalte dich, liebe Agnes, zu christlichem Geleite, ich gehe nach Kloster Arnstein; o wie ist dir, liebe Agnes?“ Da sagte die Mutter: „Ich lege wie ein Kind

mein krankes Haupt in den Schooß dessen, der gesagt hat: „„Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet,““ „und ich habe das Vertrauen, er wird mich mit vollem Troste von dir scheiden lassen, so gehe dann hin und bringe mir den letzten Trost.“ Da küßte sie der Vater und ging fort.

Ich aber redete leise zu Füßen des Bettes: „Mutter, darf ich zu dir kommen?“ Da sagte sie: „Ja, lieb Elslein, doch stehe erst auf und bringe mir das kleine Kreuz aus meiner Truhe, mich verlangt sehr darnach.“ Geschwind eilte ich an die Truhe, doch der Deckel war so schwer, daß ich ihn nicht erheben konnte, das klagte ich der Mutter, die sagte: „Elslein bete, der dir das Kraut gebracht, das mich so erquickte, wird dir auch helfen, die Truhe zu eröffnen, so du ihm vertrauest.“ Da fiel ich vor der Truhe auf die Knie und betete: Jesus möge mir die Truhe eröffnen, und Gott erbarmte sich meiner, ich öffnete die Truhe mit kleiner Mühe, und brachte der Mutter das kleine Kreuz. Es ist dasselbe, welches noch in Polsnich an meinem Bette hängt, und unsere Truhe zu Haus ist auch dieselbe Truhe. Die Mutter nahm das Kreuz in ihre gefalteten Hände und küßte es, und drückte es an ihr Herz, und ich legte mich zu ihr auf das Hauptkissen und drückte meine Wange an die ihrige. Sie sprach nicht, sie flüsterte betend, und so entschlief ich; bald aber weckten mich laute Worte von ihr, und ich hörte sie sagen: „Hüter, ist die Nacht schier hin? Wer da? Gut Freund! Sei getrost! Ich bin's! Fürchte dich nicht! Herr, bist du es, so heiße mich zu dir kommen auf dem Wasser.“ Und nach diesen Worten bewegte sie sich mühsam im Traum. Ich verstand sie nicht, und weckte sie mit Küssen: „Lieb Mutter, was verlangt dein Herz?“ Da schlug sie die Augen auf und sagte: „O, mein Jesus, ich bin noch nicht bei dir! Elslein, mein Kind, sage, hast du den lieben Heiland gesehen, wo ist er hingegangen?“ Ich verstand sie nicht, und suchte ihr das Kreuzlein in dem Bette, das ihren Händen

entfallen war, und legte es ihr wieder in die Hände mit den Worten: „Herzmutter, da ist der liebe Heiland.“ Da küßte sie das Kreuz wieder, und sagte dann: „Elslein, ich war allein auf einem Kahn auf einem großen Wasser, eine lange, lange Nacht, kein Stern am Himmel, und sehnte mich nach dem Tag; endlich sah ich ein Sternlein, das zog leise über das Wasser, wie ein Wächter durch die Flur, und da rief ich mit aller Macht: Hüter, ist die Nacht schier hin? und der Stern antwortete: Wenn der Morgen schon kömmt, so wird es doch Nacht sein; wenn du schon fragest, so wirst du doch wieder kommen und wieder fragen. Da kam es gegen mich über die Wogen geschritten, und ich sah, daß es eine einsame Gestalt war. Da rief ich: Wer da? und es antwortete: Gut Freund. Ach! da ward mein Herz so freudenvoll und ich gedachte: Sollte es wohl mein Jesus sein? Da sprach er: Sei getrost, ich bin's, fürchte dich nicht, und ich sprach: Herr, bist du es, so heiße mich zu dir kommen auf dem Wasser. Da winkte er mir, und ich trat aus dem Kahn auf das Wasser, konnte aber den Herrn nicht erreichen, der vor mir herschwebte wie eine Wolke oder ein Schatten, und wenn ich so recht muthig und begierig auf ihn zuging und recht glaubte, daß er es gewiß sei, daß er sich meiner erbarmen werde und einen Eliaswagen vom Himmel rufen, mich zu sich hineinsetzen und zu dem himmlischen Paradiese fahren werde, ach! da war er mir so nah, so nah, daß ich schon das Wehen der Seligkeit fühlte; dann kam aber plötzlich eine Welle und erhob sich ein Wind, und ich verzagte und glaubte zu versinken auf dem Wasser, und wie meine Sorge wuchs, schwand das Bild des Herrn vor mir in die Ferne; ja, es ward wieder zu dem einsamen Sterne, den ich zuerst gesehen, und auch der verschwand. Da war ich ganz allein auf dem Wasser, und der Kahn trieb zu mir her, da sah ich dich darauf sitzen und nach mir weinen, und ich wandelte mit Mühe zu dir hin, und saß bei dir im Kahn und herzte dich, und du entschliefst in meinem Arm. Ich aber wachte, und

die Nacht ward wieder so lang, so lang. Da hörte ich den Flügelschlag einer Taube durch die Luft, und ich rief abermals mit großer Sehnsucht: Hüter, ist die Nacht schier hin? Es flog aber ein Täublein über meinem Haupte, das rief zu mir: Lege Flügel der Liebe an und folge mir nach, deine Seele findet nicht, da sie ruhe auf der Sündfluth; siehe, der himmlische Noah streckt seine Hand aus der gestirnten Arche, aus der du ausgeflogen, um dich wieder hineinzunehmen; aber achte, daß dein Gefieder rein sei. Da sah ich den Himmel voll Sterne, aus dem blickten die Hände, die Füße und die Seite des Herrn, und die heiligen fünf Wunden leuchteten wie Rubin und bluteten hernieder, und die Taube flog ihnen zu. Ich aber hatte Flügel, und breitete sie aus und wollte sie schwingen, aber sie waren schwer und unrein; ich rief aber: O, Herr, nur einen Tropfen deines Blutes auf meine Flügel, und sie werden gereiniget sein, und es floß nieder zu ihnen, da waren sie rein, und ich schwang sie freudig, aber du lagst in meinem Schooße, da wollte ich dich küssen und Abschied nehmen von dir, da schlangst du die Hände um mich und wolltest mich nicht lassen, und deine Worte erweckten mich von dem seligen Traume."

So erzählte mir die kranke Mutter, was ihr geträumt, und ich hörte ihr mit noch größerer Aufmerksamkeit zu, als wenn sie mir sonst eine Geschichte erzählte. Da sie geendet hatte, sagte ich zu ihr: „Mutter, das war sehr schön, aber schlafe wieder ein, und wenn die Taube wieder kömmt, so bitte sie, daß ich auch mitfliegen darf, ich will auch recht beten; der mir das Kräutlein gegeben und die Truhe geöffnet, der wird mir auch gewiß Flügel geben, daß ich mit dir fliegen kann." „Das wird er gewiß, liebes Elslein, so es dir gut ist," sagte die Mutter; „aber wenn ich wieder einschliefe und das Täublein käme wieder, und ich flöge mit ihm fort, so würdest du gewiß gern zurückbleiben bei deinem Vater, daß er nicht allein sei, so ich dich darum bitten würde." Da sagte ich zu ihr: „Ja, das will ich,

so du bald wiederkehrst und mir etwas mitbringst." Sie aber antwortete: „Ich werde nicht wiederkehren, doch werdet ihr mir nachfolgen, und da wird Alles voll Herrlichkeit sein. Aber hörst du, Elslein, du mußt mir den Abschied nicht schwer machen und auch den Vater trösten, wenn er weinen sollte, und ihm erzählen, wie ich dir gesagt, daß ihr mir nachkommen werdet, denn das Täublein wird bald kommen, mir ist, als höre ich schon seinen Flügelschlag." Da küßte ich die Mutter und sagte: „Ich will thun, wie du willst, und will dein gutes Elslein sein, und die Mutter küßte mich wieder mit den Worten: „O, du gutes, gutes Elslein." Dann bat sie mich, ihr das Lied von der Taube zu sagen, das sie mich gelehrt, da sprach ich:

„Hör', liebe Seel'! wer rufet dir?
Dein Jesus aus der Höhe:
Komm, meine Taube, komm zu mir!
Den Ruf ich wohl verstehe.

Wenn ich soll deine Taube sein,
Mußt du mir Flügel geben,
Die wasch in deinem Blut ich rein,
Und werde glaubend schweben.

Du rufest mir! Wie arm ich bin,
Darf ich zu dir doch kommen,
Die Mängel hat dein treuer Sinn
Ja all von mir genommen.

Sag, Herr, wird auch ein Nestlein sein
Für mich bei dir gefunden?
Ja, meine Taube, komm herein,
Wohn' hier in meinen Wunden!

Mein Jesu, ach, was willst du mir
In deinen Wunden geben?
Durch meine Wunden, sag' ich dir,
Fliegst sterbend du zum Leben.

Wohlan, es zielt des Todes Pfeil,
Er wird mich nicht verderben,
Zu deinen Wunden, Herr, ich eil',
Da werd' ich's Leben erben."

Da ich der Mutter das Lied hergesagt, war sie leise wieder eingeschlummert. Der Tag brach an, und ich nahm ein Zweiglein von dem Rosmarinstock, der bei ihrem Lager stand, und gab es ihr zu dem Kreuz in ihre gefalteten Hände. Da flog auch die Turteltaube, welche bei unserem Hause nistete, an das Fenster, und pickte daran und rief: „Ruckuck." Sie that es sonst alle Morgen, denn ich streute ihr Futter dahin, aber heute hatte ich nicht den Muth, und gedachte: „Ach! da kommt die Taube schon, welche die Mutter mitnehmen will, aber ich soll ihr den Abschied nicht schwer machen." So stand ich leise, leise von der Seite der Mutter auf, und ging hinaus, und kniete an dem Bächlein in das Gras und betete für sie. Da hörte ich ein Glöcklein im Wald und sah bald meinen Vater kommen, der trug eine Leuchte, und zwei Ordensherren gingen mit ihm, deren Einer trug das Hochwürdige Gut, und der Andere das heilige Oel, und ihnen folgten einige fromme Männer und Frauen, die stille beteten. Da lief ich meinem Vater entgegen und sprach: „Herzvater, die Himmelstaube ist schon da, welche die Mutter abholen will, wir dürfen aber nicht gleich mit, ich habe es ihr versprochen, bei dir zu bleiben und dich zu trösten, bis wir nachkommen in die Herrlichkeit." Mein Vater verstand mich wohl und trat mit dem Geistlichen in die Hütte, ich aber blieb draußen und betete mit den Begleitern. Hernach kam die Edelfrau von der Laurenburg mit ihrem Söhnlein, dem Junker Jörg, über die Lahn zur Hirzentreu, wie sie den Abend vorher mir versprochen, und derselbe alte Diener war wieder bei ihr. Die Edelfrau ging zu meiner Mutter hinein, der Junker aber blieb bei mir, und wir spielten im Gras an der Quelle; er fragte

mich auch nach dem Rosmarin, den er mir gegeben für meine Mutter, da erzählte ich ihm von der Taube und von Allem. Nach einiger Zeit aber trat die Edelfrau heraus und nahm mich mit in die Hütte, da lag die Mutter ganz still, und der Vater kniete an ihrem Bett und weinte; da ich zu ihm trat, hob er mich zur Mutter und sprach: „Agnes, segne das Elslein, ehe du scheidest," und er legte der Mutter Hand auf mein Haupt. Die Mutter aber sagte: „Gott segne dich, tröste den Vater, bis ihr nachkommet. Elslein, ich fliege schon." Da sah sie mich mit unaussprechlicher Liebe an, und wendete dann den Blick zum Himmel. Ich sprach: „Geleit' dich Gott, lieb Mutter," und weinte laut. Da trug mich die Edelfrau hinaus zu ihrem Söhnlein, dem erzählte ich Alles, und da ein Paar Tauben hinüber zur Laurenburg flogen, streckten wir Beide kindisch die Hände aus und riefen: „Da fliegen sie, da fliegen sie, geleit' dich Gott, liebe Herzmutter!"

Hernach nahm mich die Edelfrau mit nach der Laurenburg, und ich blieb bis zum andern Tage dort, da die Mutter schon im Kloster Arnstein begraben war. Der alte Knecht aber war bei meinem Vater geblieben, und war mein Vater einen ganzen Tag in Kloster Arnstein gewesen, des Trostes der geistlichen Herren zu genießen. Die Edelfrau ist auch mit zu Grabe gewesen, und da sie nach der Laurenburg kehrte, brachte sie ihren Herrn, den Ritter von der Laurenburg, und den ältern Sohn Johann, mit welchem der alte Laurenburger bei dem Grafen zu Nassau gewesen, der des Johann Taufpathe war, und hatte die Laurenburgerin ihnen auf der Heimkehr begegnet. Der Ritter war mir freundlich und gab mir Wecken von des Grafen von Nassau Tisch, und da seine Hausfrau ihm den frommen Tod meiner Mutter erzählet, war er sehr mitleidig mit meinem Vater und sprach: „Der Graf Johann hat noch heute zu Tisch von dem frommen Falkenmeister gesprochen, und vor allen seinen Dienern sein in Ehren gedacht, ich habe ihm auch versprechen

müssen, den Vogler von ihm zu grüßen, und will er ihm nächstens einen kranken Falken schicken, daß er ihn pflege. Komm, Elslein," sagte der Ritter dann zu mir, „ich will dich selbst zu deinem Vater bringen, es ist noch hoch am Tag, und mag er wohl Trostes bedürfen." Da brachte mich der Ritter wieder zur Hirzentreu, und ging Georg wieder mit. Die Edelfrau aber blieb mit Johann zurück, der sollte ihr von dem Wesen des Grafen von Nassau erzählen. Wir fanden aber meinen Vater mit dem Laurenburger Knechte vor der Thüre sitzen in stillem Gespräch, und als dieser seinen Herrn herankommen sah, der mich auf dem Arme den steilen Pfad herauf trug, stand er auf und trat bei Seite; mein Vater aber lief mir entgegen, nahm mich von des Ritters Armen und herzte mich unter Thränen. Da sprach ihm der Laurenburger ehrlich zu und getröstete ihn, so gut er es vermochte, setzte sich auch zu ihm auf die Bank und erzählte ihm von des Nassauers Gunsten zu ihm, und sprachen sie mancherlei, nicht als ein Ritter zu einem Knechte, sondern als gute Nachbarn und Freunde, denn das Unglück machet Gesellen. Es war aber dem Laurenburger auch seine erste Hausfrau mit sammt dem Kindlein in dem Kindelbette gestorben, deren gedachte er mit vieler Liebe. Unter solchem Gespräche stand ich zwischen meines Vaters Knien, und Georg neben dem Laurenburger, und spiegelten uns in dessen blankem Brustharnisch, und lachten, weil er hohl geschliffen unsere Gesichter auf mancherlei Weise verstellte. Dann sagte mir der Vater ins Ohr, ich möge den Wein und die Würze von der Mutter Tischlein bringen. Da ging ich zur Stube, aber die war ganz anders geworden; wo das Bett gestanden, stand der Betschemel und das Altärlein, und hing ein neu Muttergottesbild an der Wand, und an demselben der Mutter und des Vaters Brautkränzlein; ihre Spindel aber stand vor meinem Bänklein, und war Alles gar verändert. Das hatte meinem Vater der

gute alte Laurenburger Knecht so geordnet, daß er seines Leides desto eher vergessen und ein neues Leben anfangen möge.

Nachdem ich mich genugsam über Alles gewundert, nahm ich den Wein und die Würze, was von dem Geschenke der Laurenburgerin noch übrig war, und brachte es dem Vater hinaus, der reichte den Krug dem Ritter. Da trank der Herr, und mußte ihm der Vater Bescheid thun. Auch sagte der Ritter: „Das ist ein köstlicher Wein, den man wohl dem Kaiser bieten dürfte, Ihr habt ihn wohl aus einem Klosterkeller? Einem Edelmanne wächst solcher Wein nicht um die Lanze, der schmeckt nach dem Krummstabe." Mein Vater lächelte und sagte: „Gnädiger Herr, Ihr habt von dem Euren getrunken, aber er hat auf einem milden Fasse gelegen, denn Eure liebe Frau Ida hat diesen Trunk meiner seligen Agnes zur Labung gebracht, und wenn er Euch besser schmeckt, als zu Haus, so ist's, weil Ihr Gottes Segen schmecket." Da trank der Laurenburger nochmals und sprach: „Wahrhaftig, in Gottes Segen soll man den Wein legen, in Gottes Segen soll man des Weines pflegen, in Gottes Segen gedeiht der Wein auf allen Wegen. Das Faß, aus dem Frau Ida diesen Krug gefüllt, muß mir eben so gut werden. Ihr müßt mir wohl erlauben, daß ich es mit Euch hier oben austrinke, Kilian, da es mir so wohl bei Euch geschmeckt." Da dankte mein Vater dem Ritter herzlich und sprach: „So Ihr einen armen Mann nicht verschmähet, will ich Euren Zuspruch hoch in Ehren halten, aber Ihr müßt dann auch von meiner Wasserquelle hier trinken, da fließt auch Gottes Segen drinn." Nun schied der Ritter freundlich von uns mit den Seinen, und ich ging mit dem Vater in unser einsames Häuslein, worin die Mutter nicht mehr war.

Blätter

aus

dem Tagebuch der Ahnfrau.

Einleitung.

Die wohlapprobirte Gouvernante hatte die verkündete Hochzeitsgesellschaft von Gockelsruh nach der Eierburg bei Gelnhausen geführt, und dort aus ihnen eine Kleinkinderbewahranstalt gebildet. Da sich aber weder der Staat, noch die einzelnen Familien in die Unmündigkeit der Landes- und Hausväter finden konnten, suchten sie Hilfe bei dem Pupillen- oder unmündigen Kinder-Collegium, welches erklärte, es sei zwar zur Bevormundung bereit, aber die kleinen Leute zu vergrößern, gehöre in die Kunst der Lebensverlängerung und also ins Medizinalfach. Man wendete sich daher an den Stadtphysikus, der aber entschied dahin, dieser Handel gehe über seinen Horizont, er gehöre ins Nachtgebiet der Natur, und beweise das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsre. — Weil nun die Rolle einer Königin der Nacht damals vor der Erfindung der Zauberflöte in Gelnhausen unmöglich besetzt sein konnte, wußte man keine Autorität für das Nachtreich und nahm seine Zuflucht zu der hochlöblichen Nachtwächterzunft, in der Voraussetzung, von Nachtgebiets- und Geisterragerei-Sachen müßten sie wohl Bescheid wissen. Sie erklärten aber, in ihr Nachtgebiet gehörten allein die Diebe, die betrunkenen Schwärmer, die Nachtmusikanten, die Nachtwandler, die Muhkälber, die Währwölfe, die dreibeinigen Hasen und dergleichen kurze Waaren; dieser Handel aber sei am hellen Tage geschehen und daher von ihnen nach Recht und Gerechtigkeit verschlafen worden. — In dieser Verlegenheit wendete man sich, da die

Schäfer von je im Rufe vieler geheimen Künste stehen, an die königlich Gelnhausensche veredelte spanische Hammelknechtschaft. Der Präsident dieses Collegiums, geheimer Oberhof-Haushammel Lälaps, ein sehr gelehrter Mann und besonderer Freund des verkindeten Herrn Oberhof-Osterhaas, bat sich Bedenkzeit bis nach der Schafschur aus. Als er nun sein Schäfchen geschoren und ins Trockene gebracht hatte, erklärte er, er habe zwar unter dem berühmten Johannes Prätorius in Leipzig die Rocken-Philosophie studirt, er besitze dessen Werke, Glückstopf, Wünschelruthe, Blocksberg, wunderbare Menschen, Rübezahl, Weihnachtsfratzen, Schwalben und Storchs Winterquartier, Sieblaufen, Alektryomantie oder Hahnenzauber u. s. w.; aber in allen diesen sei kein Mittel gegen diese unerhörte Curiosität zu finden; da ihm jedoch von allen Wundern des Herrn Magisters Prätorius immer als das größte erschienen, daß derselbe zum kaiserlich gekrönten Poeten habe gemacht werden können, und zwar durch einen Hof- und Pfalzgrafen, so mache er darauf aufmerksam, daß seit der Erbauung der Pfalz Barbarossa's hier in Gelnhausen immer ein Pfalzgraf seinen Sitz habe, und also bei dem derweiligen Herrn Pfalzgrafen Hans Diemringer von Staufenberg Hilfe zu suchen sei. Da dieser nach seinem Amte nicht nur Doctoren, Lizentiaten, Baccalaureen, Edelleute und gekrönte Poeten, sondern auch Illegitime legitim, Unehrliche ehrlich, Unmündige mündig machen, ja sogar mit rothem Wachs siegeln könne, so zweifle er nicht, der liebe Menschenfreund werde die edle Stadt seiner Pfalzkraft genießen lassen und ihre verkindeten Tagsgebieter aus dem Nachtgebiete der Natur heraus, volljährig an das Tageslicht bringend, ihr Mährchen zur Sage, und ihre Sage zur Geschichte sowohl um ein billiges Honorar erheben, als auch dieses Alles mit rothem Wachse besiegeln. — Ganz Gelnhausen jubelte über diesen Vorschlag, man hielt eine Gemeindeversammlung, worin alle Leidtragende den ersten Platz

hatten. — Jedoch die Deputation, welche in Barbarossa's Palast gesendet worden war, den Herrn Pfalzgrafen in den Rath einzuladen, kam ohne ihn mit dessen Haushälterin zurück, welche eidlich zu Protokoll gab, der Herr Pfalzgraf bedaure sehr, nicht vor dem Rath erscheinen zu können, indem er vor einigen Tagen in wichtigen Geschäften verreist sei; die Akademie der old druidical superstitions in London sei entschlossen, der eingerissenen seichten Aufklärung kräftig entgegenzutreten, und die in der letzten Zeit ins Reich der Fabel verwiesenen Erd-, Wasser-, Luft- und Feuer-Wundergeschöpfe, die Zwerge, Gnomen, Kobolde, Faunen, Satyrn, Nymphen, Dryaden, Hamadryaden, Sirenen, Melusinen, Undinen, Sylphiden, Elfen, Salamandrinen u. s. w., wie überhaupt Alles, was keine Menschensatzung, salvo errore et ommissione, als wirklich bestehend wieder anzuerkennen und ferner nur mit überlieferter Protestation gegen das zu protestiren, was durch lange Ueberlieferung bereits anerkannt, und also anerkannt nicht anzuerkennen sei. — Zur Begründung dieser Aberglaubens-Anwandlung habe nun die Akademie dem Herrn Pfalzgrafen für jedes Stück dieser so schändlich unterdrückten Wundergeschöpfe, das er unter der Bank hervorziehe und durch ein mit rothem Wachs versiegeltes Document legitimire, vier Pfund Sterling durch das Handlungshaus Gebrüder Vatermörder anweisen lassen. Der Herr Pfalzgraf habe hierauf sogleich eine Rundreise zu diesem Geschäft angetreten und sei zuerst auf das Schloß Staufenberg bei Offenburg in der Ortenau gezogen, um die dortige Meerfey oder Melusine, welche mit seinem Ahnherrn Peter Diemringer von Staufenberg in Verbindung gestanden, zu legitimiren, und ihr wirkliches Hereinragen aus der Geisterwelt in die Leiberwelt auf dem Zwölfstein zwischen Staufenberg, Nußbach und Weilershofen mit seinem rothen Pfalzgrafenwachs zu besiegeln; indem diese Meerfey das vollkommenste Exemplar sei, welches je ein Exempel des Hereinragens statuirt habe, was bei

seines Ahnherrn Hochzeit mit einer Muhme des Kaisers aus Kärnthen offenkundig geworden sei, da das elfenbeinerne Geisterbein der Meerfey bis ans Knie über dem leiblichen Hochzeitsmahl in Gegenwart aller Gäste durch eine Oeffnung der Stubendecke hereingeragt habe, welche den Fremden noch vorgezeigt werde. Dort also sei der Herr Pfalzgraf Diemringer zu finden, und alle frankirten Briefe, an ihn nach Offenburg poste restante adressirt, empfange er richtig. — Nach dieser eidlichen Aussage der Haushälterin erklärte der Präsident im Namen der Gemeinde, es stehe dem Volke nicht zu, seine ins Nachtgebiet der Natur gerathenen Landesgebieter aus demselben ohne allerhöchste Einwilligung zu verweisen und müsse Erlaubniß hiezu vorerst allerunterthänigst nachgesucht werden, allen andern Betheiligten aber sei es freigestellt, bei dem Herrn Pfalzgrafen Hilfe zu suchen. — Nach dieser Erklärung erhob sich die Frau Oberosterhäsin und sprach: „Hochherzige Gelnhauserinnen, mein ehemaliger Ehegemahl, das nunmalige Oberhofosterhäschen, hatte auf die Merianische Bilderchronik subscribirt, die so eben in Frankfurt herausgekommen; gestern erhielt er sein Exemplar, und ich habe es mit ihm in seiner nunmehrigen Kindlichkeit durchbildern müssen, weiter aber als bis zu Seite 75 des dritten Theiles sind wir nicht gekommen; denn von dem Bilde der Weiber von Weinsberg, welche ihre Eheherrn auf dem Rücken aus dem von Kaiser Konrad III. belagerten Weinsberg frei heraustragen, wollte er sich nie trennen; immer buchstabirte er wieder die Unterschrift: „Exempel ehelicher Lieb und Treu deutscher Frauen gegen ihre Männer," und sah mich dabei gar freundlich an, ja ich mußte ihn länger, als mir lieb war, auf dem Rücken herumtragen, habe aber dennoch während dem das Gelübde gethan, wüßte ich, daß der Kaiser meinem Manne durch mich so aus dem Nachtgebiete der Natur könnte heraushelfen lassen, wie er jenen Weibern zugestanden, ihren Männern aus Weinsberg zu helfen, so

wollte ich meinen Eheherrn bis nach Wien auf dem Rücken tragen. — Jetzt aber habe ich diese Hilfe im Herrn Pfalzgrafen Diemringer viel näher, und es wäre eine Schande, wenn ich wartete, bis er erst das Hereinragen aller Wald- und Wassergeister in die Natur urkundlich documentirt hat und hierher zurückgekehrt ist. Nein, das Emporragen ist meinem Herrn viel nöthiger, er hat schon bitterlich geweint, daß er die Wanduhr und den Bratenwender nicht aufziehen, den Vogelkäfig nicht herablassen, den Barometer nicht nachsehen, die Lichter auf dem Kronleuchter nicht ausblasen könne, und alle Augenblicke muß ich ihn in die Höhe heben. — So will ich dann den Weinsbergerinnen nicht nachstehen; morgen trage ich meinen lieben Herrn und Gebieter auf dem Rücken nach Staufenberg, um ihn durch den Herrn Pfalzgrafen aus dem Nachtgebiete heraus bringen zu lassen. — Indem ich nun alle meine anwesenden Freundinnen auffordere, in meine Fußstapfen zu treten, frage ich schließlich: Sollten die Gelnhauser Bubenschenkel, deren Ursprung Niemand kennt, und die wir so oft in schwerer Ladung auf dem Rücken in der Gegend umher zu Markte tragen müssen, nicht ein prophetisches Backwerk sein, welches Morgen in Erfüllung geht, wenn wir unsere verkindeten Angehörigen nach Staufenberg tragen?" — Allgemeiner Beifall krönte den Entschluß und Vorschlag der hochherzigen Frau. — Am folgenden Morgen sah man sie und einige zwanzig andere Gelnhauser Frauen und Männer mit ihren verkindeten Ehehälften auf dem Rücken oder Arm gen Staufenberg in die Ortenau zu Herrn Pfalzgraf Diemringer wallfahrten; dem Erfolge wird mit gespannter Erwartung entgegengesehen.

Die Schottländische breite Countesse, welche am Schlusse obiger Wunderbegebenheit als Kind von St. Eduard's Stuhl mit den Engeln emporgestiegen, soll nach den neuesten Beobachtungen des jungen Herschel's auf dem Vorgebirg der guten

Hoffnung wirklich im Monde gesehen worden sein, und dort unter den Fledermausmenschen großes Aufsehen durch ihre Studien über den Stein Jacob's gemacht haben. Wir sehen dem Erfolg entgegen.

Der Verfasser, welcher bei dem Hochzeitsschmauß auch der Kindheit anheimgefallen und in der Nacht auf dem Kinderstühlchen mit dem Tagebuche der Ahnfrau allein sitzen geblieben ist, schlief endlich ein, und als er Morgens erwachte, fand er sich des Tagebuches beraubt. Was sollte er thun? Er mußte im Nachtgebiete der Natur sitzen bleiben. Er hatte Niemanden auf der weiten Welt, der ihn zum Herrn Pfalzgrafen Diemringer nach Staufenberg hätte tragen mögen oder können. — Da er sich nun erinnerte, kurz vor seiner Verkindung von seinem literarischen Vormunde Urkundius Regestus vernommen zu haben, daß derselbe alle Augenblicke eine verlorne alte Chronik wieder auffinde, so bat er diesen um Ausspannung aller Entdeckungssegel nach dem verlornen Tagebuch. — Urkundius war, um sich zu besinnen, kaum über drei Registraturen und nicht ganz über fünf Büchergestelle gesprungen, als ihm einfiel, daß, wie sonst, Entdeckungsreisen aus Portugal, jetzt solche nach Portugal ausgerüstet würden, und zwar um des Sanchuniaton's verlorne Bücher seiner phönizischen Geschichte zu entdecken, und so entschloß er sich, der Expedition das verlorne Tagebuch zur Nebenentdeckung zu empfehlen, was er für ganz angemessen hielt, da er von dem Verfasser gehört, daß Etwas von der Geschichte des Steins Jacob's darin stehe, der bekanntlich von Phönizien nach Brigantium in Galizien in den Besitz der schottischen Könige gekommen. Seine Absicht wurde mit Erfolg gekrönt; denn kaum hatte der Verfasser auf dem Kinderstühlchen das vorhergehende Mährchen ausgeschrieben, so ward er auch durch die portugiesischen Correspondenten Regesti Urkundii in den Stand gesetzt, aus dem wiederentdeckten Tagebuche der Ahnfrau folgenden Auszug, der sich auf Gockel, Hinkel und Gackeleia bezieht, einstweilen mitzutheilen.

Aus dem Tagebuche der Ahnfrau.

(Vom Charfreitage bis Sonnenwende 1817.)

Der fromme und gelehrte Jacob von Guise ermahnte in dieser heiligen Fastenzeit die Frauen und Jungfrauen des Landes Hennegau gar eindringlich, sie möchten, statt ihre Zeit mit Lesung tiefsinniger Bücher zu verlieren, doch den elenden Stand der verlassenen armen Kinder, von denen alle Straßen wimmelten, zu Herzen ziehen, und sich Gott durch Barmherzigkeit an diesen gefällig machen. Seine Worte rührten mein Herz, jede Noth, jede Unart eines Kindes, die mir bekannt ward, fühlte ich wie eine Beschuldigung. Ich dachte nach, wie ich, als die Erste des Landes, mit einem Beispiele vorgehen sollte. — Ich sprach darüber mit acht meiner adeligen Gespielinnen, und forderte sie zum Gebete auf, daß Gott mir die rechten Wege dazu zeige.

Charfreitag. Jacob von Guise, mit dem ich von meinen guten Wünschen für die armen Kinder gesprochen hatte, hielt uns heute noch eine Ermahnung, nie der Armen, welche Gott mit vielen Kindern gesegnet, zu spotten. — Er gab uns diese Warnung, weil Gott heute vor zwei und vierzig Jahren solchen Spott an Margaretha, Gräfin von Holland, strafte, indem er ihr eine große Zahl kleiner Kinder bescheerte, welche, vom Bischof Guido in zwei Becken, die Knaben Johannes, die Mägdlein Elisabeth getauft, nebst der Mutter schnell gestorben und in der Kirche zu Leusden begraben sind. — Er erzählte auch von der großen Gefahr der aufsichtslosen Kinder ein erschreckliches Beispiel. —

Im Jahre 1284 kam gen Hameln ein Rattenfänger, der hieß Bundting, seines buntgefleckten Gewandes wegen; der ward mit dem Rath einig, um ein gewisses Geld alle Ratten und Mäuse der Stadt mit seiner Pfeife hinaus in die Weser zu locken. Er hielt auch sein Wort, den Rath aber gereute der Lohn, und hielt er sein Wort nicht. Darob erbitterte der Bundting, und als am 26. Juni Morgens 7 Uhr Alles in der Kirche war und die Kinder auf der Straße spielten, kam er wieder als ein Jäger mit schrecklichem Angesicht und einem rothen wunderlichen Hut und pfiff durch die Straßen, da zogen ihm viele Knaben und und Mägdlein vom vierten Jahr an und darunter des Bürgermeisters schon erwachsenes Töchterlein nach, und er führte sie hinaus in einen Berg, und verschwand mit hundert und dreißig Kindern in demselben. Ein stummes Kind hatte sich verspätet, denn es führte ein blindes Kind dem Zuge nach, das stumme zeigte den Ort, wo sie alle verschwunden, das blinde sprach von dem wunderlichen Tone der Pfeife, dem sie Alle gefolgt. Ein Knäblein, das im Hemde mitgelaufen, kehrte um, seinen Rock zu holen, und da es mit diesem den Anderen nachlief, waren Alle schon verschwunden; so ward es gerettet und konnte von Allem den Eltern berichten. Diese waren in großem Leid, suchten und forschten aller Orten, sendeten Boten zu Wasser und zu Land nach den Kindern, aber vergeblich; und sind ihrer auch mehrmalen bei uns im Lande Hennegau gewesen. Die Trauer der unglückseligen Leute ist noch also groß um ihre Kinder, daß in der Straße ihres Auszuges weder Trommelschall noch Saitenspiel, noch Tanz, auch selbst bei Brautzügen sein darf. — Der liebe Herr Jacob von Guise legte diese wahre Geschichte aus gleich einer Parabel auf die Gefahren der verlassenen Kinder, und fügte noch eine Betrachtung hinzu über die Worte des Herrn: „Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel versammelt u. s. w;“ dann sagte

er: „Wen sollte das tiefer treffen als uns, die wir hier im Lande Hennegau leben; aber wie steht es mit den Küchlein, o gäb' ihnen Gott eine Henne, die sie unter ihre Flügel versammelt. — O, gnädige Gräfin Amey, gedenket der armen Kinder!" — Da sagte ich: „Habt Dank, hochwürdiger Herr! ja, so Gott Segen gibt, will ich ihnen eine Henne werden und meine hier anwesenden Gespielinnen werden mir helfen." Da erhoben diese sich sämmtlich und sprachen: „Ja, mit Gottes Gnade, das soll wahr sein!" Da segnete Jacob von Guise neun Schaupfennige, und gab sie uns am Rosenkranz zu tragen. Es ist aber auf der einen Seite eine Gluckhenne abgebildet, welche ihre Küchlein mit den Flügeln decket und auf der andern Seite stehen die Worte: „Nähre und schirme." Diese Pfennige hatte der gute Mann uns zur Mahnung prägen lassen, denn er hatte im Gebet erkannt, mein Herz sei kein steiniger Acker, wenn gleich hier und da eine Heerstraße; darum wollte er es einzäunen. Gott segne seinen Willen an mir! — Ich entschloß mich nun fest, gleich nach Ostern eine Ordnung mit meinen Gespielen zum Besten der armen Kinder zu treffen.

Charsamstag. Heute sprach ich nochmals mit Jacob von Guise über mein Vorhaben, und er ermahnte mich, daß doch Alles, was ich hiezu verordne, einfältig, demüthig, fromm und freudig sein möge; ich solle mich mit meinen Andachten und Lesungen an das halten, was die Kirche das Jahr hindurch feiere, und alles Besondere ablegen, dieses sei das geistliche Brod, das ich den armen Kindern täglich gehörig zertheilet spenden solle, außerdem solle ich ihnen auch mit dem leiblichen Brode treue Vorsorge thun. Er machte mir hiebei eine gar rührende Auslegung des Vaterunser, welche die ganze Regel des weltlichen Ordens enthält, den ich stiften will unter dem Namen der freudigen, frommen Kinder. Dessen Aufgabe aber soll sein, daß die Kinder von Hennegau freudig und fromm werden; dazu aber gehöret

alle Christentugend, zu der helfe mir Gott und lege mir eine treue, freigebige, fleißige Hand auf das Herz und ein aufrichtig wahres Herz auf die Hand und auf die Zunge! — Heute brachte mir auch Meister Andreas der Goldschmied die Ordenszeichen, die ich bei ihm bestellt, und war auf der einen Seite ein Windelkindlein, auf der andern ein Lerchlein, das singend zum Himmel fliegt, abgebildet. Ich befestigte sie an amaranthfarbige Bänder, und zeigte sie meinen Gespielen noch nicht. Wir gingen heut' alle zur Kirche und versprachen einander, morgen bei dem Feste Gott unser Vorhaben demüthig aufzuopfern.

Heut' auch besuchte ich nach meinem jährlichen Gebrauche die gottselige Jungfrau Verena und das fromme Hühnlein; und da mich Jacob von Guise ermahnt hat, in Allem so zu schreiben, daß es auch die Nachwelt verstehen könne, will ich hier kürzlich von Verena und dem Hühnlein sprechen. — Vor vielen hundert Jahren kam ein römischer Soldat von Pilati Leibwache hier in die Lande; er hieß Salmo und war nach dem ersten Pfingstfest in Jerusalem getauft durch Petrus. Er hatte sich zum ewigen Andenken ein Hühnlein aus Jerusalem mitgebracht, das von dem Hahn abstammte, der bei Petri Verläugnung gekräht. Es war aber hier noch Alles wilder Wald und hie und da ein Edelhof mit Feldern und einigen Bauern umher. Auf einem solchen Hofe saßen dann Kriegsleute, die sich häuslich niedergelassen; die lebten von der Jagd, und machten sich so viel Landes unterthan, als sie umreiten wollten. Belgius, ein solcher Kriegsmann, hatte sein Haus hier, wo jetzt mein Schloß steht, und da er in den Wald ritt, zu jagen, sah er eine schöne weiße Henne, deren Art er hier zu Land nie gesehen, im Walde laufen. Da folgte er dem Hühnlein tief in den Wald bis in eine Höhle, darin ein Mann gar elendiglich lag. Das war aber Salmo, der römische Soldat, der war im Walde verirrt und schier Hungers gestorben, und war sein frommes Hühnlein fortgelaufen, ihm Hilfe zu

suchen. Da labte Belgius den Salmo, und nahm ihn sammt dem Hühnlein auf sein Roß und führt' ihn in sein Haus, und er und sein Weib pflegten ihn, bis er gesund war. Salmo aber erzählte ihnen, was er in Jerusalem erlebet, und vom Tode, Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn, und von St. Petrus, der ihn getaufet und auch von dem Hühnlein, darob sie groß Wunder hatten. Während dem aber legte das Hühnlein ein Ei, und sie ließen den Salmo nicht fort, bis es ausgebrütet war; da schenkte er ihnen das ausgebrütete junge Hühnlein und zog weiter. Wann er nicht wußte wohin, ließ er sein Hühnlein laufen und folgte ihm. So kam er bis an einen Bach in einer lustigen Gegend, und da sein Hühnlein sehr durstet' und hungert', kam ein Hahn aus dem Walde geflogen und lockte es bis zu dem Bache, und sie tranken daraus; da sagte Salmo: „Das ist der Hahnebach." Und der Hahn lockte wieder und scharrte einen Weizenkern aus dem Boden, den fraß das Hühnlein und war wohlgemuth. Da aber Salmo weiter reisen wollte, denn er war aus Savoyer Land, wollt' das Hühnlein nicht von dannen, und so blieb Salmo hier, und baute sich ein Haus an dem Hahnebach und nannte es Kern wegen dem Weizenkern. Er nahm auch ein Weib und sind die Grafen Salm daraus worden und die Stadt Kern oder Kyrn am Hahnebach. — Das Hühnlein aber, das hier im Hause des Belgius geblieben, ward gar gut gehalten und ward Gallina genannt. Belgius aber war ein Heide und ein abergläubischer Mann, und nahm er allerlei Wahrzeichen an der Henne in Acht; nachdem sie fraß und froh oder traurig war, darnach handelte er. Nun war er schon bejahrt und hatte viel Kinder und Leute, und wollte sich ein Land gründen, und das auf seinem Pferd umreiten. Da sah er, wie die Henne fraß, und da sie gar lustig gefressen, war es ihm ein gutes Zeichen, und er setzte sich mit seiner Frau und seinen Söhnen und Töchtern zu Pferd, und sie ritten in den wilden Wald nach dem Orte, wo er den Salmo gefunden

hatte. Da ließ er das Hühnlein laufen, und wo es hinlief, ritten sie nach wohl vier Tage lang und kamen sehr durstig an ein Brünnlein, daran saß Lucius, ein König von England, der war ein Christ worden und reiste nach Augsburg, das Christenthum zu verkünden, uud hielt hier Ruhe an dem Brünnlein. Das Hühnlein Gallina aber lief auf ihn zu und fraß ihm das Brod aus den Händen. Deß wundert' sich Belgius sehr, da Gallina sonst nicht also kühn war und ein gar blöd züchtiges Hühnlein. Da gedachte Belgius, das muß ein frommer, heiliger Mann sein, weil das Hühnlein ihn so lieb hat. Als sie aber miteinander sprachen, sagte Belgius dem Lucius Alles von dem Hühnlein und dem Salmo, und Lucius sprach so eindringlich mit Belgius, daß er sich mit Weib und Kind von ihm in der Quelle taufen ließ. Darnach reiste Lucius weiter gen Räthien, und Belgius ritt dem Hühnlein Gallina nach, bis sie dahin kamen, wo sie ausgezogen, und nahm Belgius alles das Land in Besitz, und nannte es das Hennegau, weil die Henne es umlaufen hatte. — Von dieser Henne Gallina nun ist von damals immer das erstgeborene Hühnlein bei dem Grafen von Hennegau aufbewahret und im Schlosse gefüttert worden, und nennt man es im Lande allgemein Gallina, das fromme Hühnlein, und hält es gar hoch. Es ist ihm eine eigne Pflegerin bestellt, wozu immer die älteste tugendlichste Magd aus dem Frauenzimmer der Gräfinnen genommen wird, und nennt man diese Pflegerin selbst das fromme Hühnlein. Dieses Ehrenamt versieht heut zu Tage Jungfer Verena, eine gar gottselige Jungfrau. Sie war oben von dem Rheine her und schon als Wärterin meiner Großmutter in Vadutz gewesen. Es besteht aber das Hühnerhaus des Belgius mit seinem Hof und Gärtchen noch, worin die erste Gallina gelebt und gestorben, und ist ein feines Stübchen darüber erbaut, worin Verena wohnet, und heißt diese Wohnung das Gallinarium. Es ist auch ein alt Herkommen, daß das fromme Hühnlein nicht mit

erkauftem, sondern nur mit erbetteltem Weizen zur Ehre Gottes ernährt werden darf, und so wandelt Jungfer Verena mit ihrem langen Korb am Arm von Haus zu Haus und bittet um Nahrung für das fromme Hühnlein. Es ist dies aber eine mühselige Arbeit. Denn sie nimmt nirgend mehr als drei und dreißig Weizenkörner, zu Ehren der Lebensjahre des wahren Weizenkörnleins. Alle diese Körnlein zählet sie nach unter Gebet, und da es für die Nahrung des Hühnleins und seiner vielen Nachkommen, denn es sind sehr viele in dem Gallinarium, doch immer zu vieler Weizen ist, so theilet sie die Körnlein in drei gleiche Theile; den geringsten zum Futter, den bessern, um ein Feld für die Armen damit zu besäen, die allerreinsten Körnlein aber läßt sie mahlen und siebt das Mehl selber, und backt selbsten die reinsten weißesten Hostien daraus für die Pfarrkirche. Gott segnet ihr Thun, und so bringt ihr Feld immer gar reichlich, und hat sie viel Arme ersättiget in Hungerjahren. Es ist ein Glaube in Hennegau, wer ein Hühnlein von dieser Zucht, ja nur ein Federlein davon in seinem Stalle habe, dem gedeihen die Hühner über die Maßen.

Heute ging ich aber zu Verena, weil sie Ostereier bunt färbte, um ihr zu helfen. Sie wußte sie gar schön mit Blumen, Kreuzlein, Gotteslämmlein und dergl. zu verzieren, und hatte deren eine große Menge zu bereiten für die besonderen Wohlthäter des frommen Hühnleins. Jenes Osterei, das sie mir besonders bereitete, werde ich erst morgen zu sehen bekommen. Alle meine Gespielen waren gestern und heute schon bei ihr zur Hilfe gewesen, und zwar nacheinander, denn ihr Stübchen neben der kleinen Küche ist gar enge, und nichts darin, als links von der Thür ein Kasten mit Schiebladen, ein Stuhl und das Bett, rechts ein Tisch, ein Stuhl und ein Spinnrad, und bei dem Bette noch eine Truhe und der Ofen. Man schreitet auf einer schmalen offenen Treppe wie auf einer Hühnerleiter zu ihr hinauf, und trifft dann auf die kleine arme Küche, neben welcher

ihre Stubenthüre. Das Gallinarium ist unter ihrer Wohnung; da lebet das Hühnlein Gallina und seine große Familie, und hat dasselbe sein Nest, seine Stange, sein Freß- und Saufströglein, alles abgesondert und von Verena besonders gepflegt. Hier unten ist ein kleiner Garten und Hühnerhof, und dem Gallinarium gegenüber ein Behälter für das Holz, und in weiteren alten Gewölben sind die Räume, wo die Wäsche des Schlosses besorgt wird. Dieser ganze Theil des Schlosses von Hennegau ist sehr alt und etwas wüste; man hat ihn nie erneuert aus Achtung für das Gallinarium, weil Gallina, das erste fromme Hühnlein, welches das Werkzeug zur Bekehrung des Belgius und zur Benennung des ganzen Landes gewesen, hier gewohnt hatte. Ich ging aber immer von Kind auf mit einem heiligen Grauen in das Gallinarium; es war da einsam und gar ernsthaft; an der einen Seite liegt St. Petri Münster, die erste Kirche des Landes, die auch durch das fromme Hühnlein veranlasset worden, und um das Gallinarium her läuft der Kreuzgang von dem ehemaligen Kirchhofe St. Peters, worin alte Todtentragen und schwarze Sargdecken und Flitterkränze und Kreuze stehen. An dem Treppchen zu Verena's Stübchen eilte ich immer schnell und scheu hinauf, denn die Wäscherinnen sagten mancherlei Unheimliches von dem Gewölbe bei dem Gallinarium, und wußte Verena Vieles davon zu erzählen, aber wollte nie recht damit heraus. Immer wußte ich nicht recht, was das heißen sollte, daß meine Mutter oft zu ihr zu sagen pflegte: „Verena, was macht das Büblein?“ worauf sie jedesmal ernst und bedenklich erwiederte: „Es macht sein Sach!“ — und doch war es von Kindheit auf meine Gewohnheit, wenn ich sie sah, diese Frage an sie zu wiederholen, und dieselbe Antwort von ihr zu erhalten, ohne daß sie je meine heimliche Neugierde, was und wo dies Büblein sei, und was es eigentlich thue, befriedigt hätte. Verena war mir auch durch eine eigne Gewohnheit, die sie wie eine strenge Pflicht in

meiner Jugend übte, eine sehr geheimnißvolle Person. Mir wurde immer empfohlen, auf der rechten Seite liegend zu schlafen, und oft wurde ich Nachts aufgeweckt, und sah dann Verena an meinem Bettchen, die mich von der linken auf die rechte Seite legte, und dann mit dem Finger drohend sagte: „Das fromme Hühnlein schickt mich, es weiß Alles.“ — Dann fragte ich gewöhnlich: „Vrenchen, was macht das Büblein?“ und sie antwortete ihre ewige Antwort: „Es macht sein Sach!“ und kehrte ins Gallinarium zurück. Besonders aber war mir auch der Gang zu Verena feierlich, weil sie mich zu meiner ersten Buße vorbereitet hatte, und ich mich immer bei solcher Gelegenheit von ihr ermahnen ließ. Da nun das fromme Hühnlein vom Hahne Petri abstammte, der bei dessen Schuld gekräht hatte, so glaubten wir Kinder, das Hühnchen wisse Alles, und wenn wir es im Vorübergehen gacksen hörten, meinten wir, es mahne oder beschuldige uns, und so erforschten wir unser Gewissen mit größerem Ernst. Einigemal in meiner Jugend kam Verena sogar plötzlich zu mir, während ich in Versuchung zu irgend einem Vergehen war, und immer sagte sie: „Das fromme Hühnlein hat mich gesendet.“ Durch alles das ist sie mir selbst bis jetzt in mein erwachsenes Alter eine sehr achtbare geheimnißvolle Person geblieben, und da ich heute mit meinen Gespielen zur Kirche gehen wollte, um morgen das hohe Fest zu halten, so schlüpfte ich mit meiner gewöhnlichen Scheu der Wohnung des frommen Hühnleins vorüber die kleine Treppe zu Verena hinauf. — Die fromme Seele war gar lieb und freundlich, sie war ganz wie neubelebt und rüstig in ihrem Bereiten der Ostereier, und ich half ihr nach Kräften. Dann erzählte ich ihr von den Ermahnungen des Jacob von Guise, und wie ich entschlossen sei, am Ostermontage mit meinen Gespielen einen Orden zum Besten der Kinder zu stiften. Da küßte Verena mir mit Freudenthränen die Hände und sagte: „Schön Dank, tausend Dank fürs fromme

Hühnlein!" Ich aber fragte mit lächelnder Neugierde: „und fürs Büblein?" — Da sammelte sich Verena, ward ernsthaft und sagte wie ehedem: „Das thut sein Sach!" — Dann sprach ich noch mit ihr von meinem ersten Kirchengang und auch von meinem jetzigen Gewissenszustand. Sie wiederholte mir wie gewöhnlich alle meine Hauptfehler von Kind auf und dankte Gott mit mir, wie er mich gehütet und mir Gnade gegeben, Manches zu bessern, und betete mit mir für die Zukunft. Ich kann nicht sagen, wie ihr Wesen mich immer rührte. Als ich von ihr ging, sagte sie: „Gnädigste Gräfin, o, meine goldene Amey, ich danke viel tausendmal, daß du noch immer so redlich zu mir kömmst, dein armes Herz zu erweichen, ehe du es mit Reuethränen vor Gott reinigest. — Ja, es ist hier bei mir nicht vergebens das Waschhaus! — Morgen in aller Frühe werden in Sanct Peter die Ostereier gesegnet, und dann werde ich der gnädigen Amey das goldene Osterei unterthänigst überreichen." — Hierauf verneigte sie sich tief und wollte den Saum meines Rockes küssen; aber ich schloß sie in die Arme und lud sie auf den Ostermontag in den Garten zu der Ordensstiftung ein. Sie lehnte es ab und sprach: „Es ist besser, daß ich zurückgezogen für Euch bete." Sie gab mir dann noch mancherlei Rath in dieser Sache, und wir trennten uns mit dem gegenseitigen Wunsch eines gesegneten Osterfestes. Sie geleitete mich bis zur Wohnung des frommen Hühnchens. Mir war Angst und bang, es möge sich rühren, auch vor dem Büblein war mir bang; aber Alles war still und Verena flüsterte: „Gottes Segen mit dir, goldene Amey! Gallina mahnet nicht, du wirst Nichts auf deinem Herzen behalten." Da ging ich zur Kirche, wo meine Gespielen mich erwarteten, und behielt Nichts auf meinem Herzen. O, es war mir so leicht, so leicht, daß ich auf dem Rückweg ohne Scheu nochmals in das Gallinarium schlich, und vor das Hühnchen trat, es saß auf seiner Stange, den Kopf unter dem Flügel und rührte sich nicht. — Droben

löscht Verena das Lämpchen, gute Nacht, Verena! — Hierauf kehrte ich in meine Stube und schrieb dieses nieder. Da schlägt es Mitternacht — ich höre meine Gespielen nahen, die feierliche Auferstehungsglocke ruft. Es erleuchten sich alle Fenster. Jacob von Guise trägt das Kreuz aus der Kirche um den Kirchhof, alles Volk zieht mit ihm und singt mit lautem Jubel: „Christ' ist erstanden aus seinen Todesbanden!" — Wir ziehen mit.

Ostermontag. Heute nach der Kirche las ich meinen Gespielinnen im Garten die Regel des Ordens der freudig frommen Kinder vor, und da sie Alles mit großer Freude angenommen, und nun auch gern Ordensnamen gehabt hätten, sagte ich zu ihnen: „Weil ich eure Oberin, die Henne von Hennegau bin, so suchet euch Pflanzen, welche ihren Namen von dem Hühnergeschlechte haben; wir wollen sie mischen, daß jede sich einen Namen durchs Loos ziehe." So thaten sie und brachten acht verschiedene Pflanzen solcher Namen; ich faßte sie alle in meine Schürze und sie zogen sich nach der Reihe ihre Namen. — So hießen dann die ersten Ordensgespielinnen — Ornithogalia von Hühnermilch — Osterluzia von Hahnensporn — Cretelina von Hahnenkamm — Serpoleta von Hühnerklee — Morgellina von Hühnerbiß — Moscatellina von Hahnenfuß — Cornelia von Hahnenpfötchen — Esparsetta von Hahnenkämmchen. — Sie gelobten mir alle Gehorsam, und ich nahm als ihre Oberin den Namen an: „Das arme Kind von Hennegau," worauf ich ihnen Allen das Ordensband umhängte. — Hierauf vertheilten wir unter uns die Gegenden der Stadt, worin eine jede sich der Nothleidenden und besonders der Kinder annehmen sollte. Auch erwägten wir nach dem Kalender die altherkömmlichen Volks- und Kinderfeste, welche wir in aller guten Weise aufrecht erhalten wollten.

Osterdienstag. Nach alter Landessitte hielten wir an diesem Tage den Wiegenzug zu den Eheleuten, auf deren Hochzeit

wir gewesen waren. Wir trugen eine schön geschmückte Wiege, eine Rassel und allerlei Kindergeräthe bei uns. Die Wiege ward in die Stube gestellt, um sie her gesungen und gereiht, und darüber gesprungen. Alle opferten etwas an Geld, oder Flachs, oder Linnen, oder Früchten in die Wiege, und da sie wohl angefüllt war, wickelten wir alle Gegenstände in eine Puppe zusammen und spendeten es sammt der Wiege der ärmsten Familie.

Quasimodo geniti. (Weißer Sonntag.) Heute hatten wir die erste Ordensversammlung. Wir theilten weiße Taufhemden und Decken aus an arme Wöchnerinnen. Ornithogalia wiederholte uns gar anmuthig, was Jacob von Guise über die Worte gepre- diget: „Wie neugeborene Kindlein ohne Trug begehret nach der Milch, daß ihr durch sie zum Himmel aufwachset.“ — Ich schenkte ihr dafür das Recht, eine Anzahl Kühe, Schafe und Ziegen auf meinen Wiesen weiden zu lassen, wofür sie bei Braut- und Leichenzügen meiner weiblichen Nachkommen ein Hirtenhuhn zu entrichten hat.

Maientag. Wir Gespielinnen zogen mit den armen Kindern hinaus in den grünen Maien, speisten sie, spielten und tanzten mit ihnen im Kreis und sangen die Weise:

„Grase, grase, grüne,
Sieben junge Hühner,
Gläschen Wein,
Bretzelchen drein.
Sitz' nieder!“

Ich ging mit Osterluzia in den Wald und suchte Waldmeisterlein und andere Kräuter zum Maitrank. — Sie war Abends bei mir, und sprach so lieblich von der Waldeinsamkeit und wie sie eine Einsiedlerin werden möchte, daß ich ihr ein schönes Stück Wald schenkte, wofür sie ein Waldhuhn bei Braut- und Leichenzügen zu entrichten hat.

Sonntag Misericordias. Da man liest vom guten

Hirten. Ordensversammlung. Wir führten die Kinder in die Kinderlehre und hielten hierauf einen Schäferzug. Mit Hirtenstäben in der Hand, geschmückte Schafe und Lämmer führend, gingen wir zu den Armen, die viele Kinder hatten, beschenkten die Eltern mit den Schafen und führten die Kinder, die wir neu kleideten, auf die Wiese, wo wir sie speiseten und mit ihnen spielten. Abends waren die Ordensgespielinnen bei mir im Garten, wir tranken Maiwein, und da wir fröhlich waren wie Kinder, setzte mir Cretellina einen dichten Kranz von Maiglöckchen auf das Haupt. Als die weißen Glöckchen mir zwischen den Locken nieder in die Augen sahen, ward ich wunderbar freudig und sang unter Thränen:

„Kling', kling, Glöckchen
Weiß durch braune Löckchen,
Das Huhn sitzt auf dem Osternest
Und brütet auf das Pfingstenfest,
Zum Segen über Land und Haus
Drei schöne Seidenpüppchen aus.
Eins spinnt Seiden,
Eins flicht Weiden,
Eins thut den Himmel auf,
Läßt ein Bischen Sonn' heraus,
Läßt ein Bischen drinnen,
Draus will Maria spinnen
Ein goldig Pfingsttagsröckelein
Für ihr holdselig Kindelein."

Cretellina hatte mir mit dem Kranz etwas Liebes angethan, ich umarmte sie, und schenkte ihr, weil sie die Blümchen weit im Walde zusammensuchte, das Recht ihre Heerde in meinem Walde grasen zu lassen, wofür sie und ihre Nachkommen bei Braut- und Leichenzügen ein Grashuhn zu entrichten haben.

Sonntag Jubilate. Wenn man singt: „Jauchzet Gott alle Lande." Ordensversammlung. Es war eine Rede in Hennegau,

der ewige Jude sei gesehen worden, und glaubte selbst Serpoleta ihn gestern im Walde gesehen zu haben, und beschrieb ihn gar kläglich und irrend, und wollte nicht sagen, was sie mit ihm gehabt. Ich erzählte aber, wie mein seliger Herr Vater in England einen gelehrten Mönch, Mathias Paris, besucht, sei zu diesem ein reisender Bischof aus Armenien gekommen und habe erzählt, daß er den ewigen Juden selbst gesprochen, der den kreuztragenden Herrn nicht bei sich ruhen lassen, und nun ewig ohne Ruhe und Rast zur Warnung herumziehen und suchen müsse. Da sprach Serpoleta: „Ja, zur Warnung, denn er sprach zu mir, da ich ihm ein Almosen bot:

„Schön' Dank! ich brauch' nicht Gut noch Geld,
Mir fehlt, was ich versaget,
Hab Müdem keinen Sitz gestellt,
Werd' ruhlos umgejaget.
Kömmt je mit seinem Kreuz zu dir
Ein müder Mann gegangen.
Lass' ruhen ihn und schenke mir
Die Lieb', die er empfangen.
Sitz' zu ihm, hör' ihn an mit Huld,
In ihm dem Herrn dies thue,
Dann zahlst du mild an meiner Schuld
Und hilfst zu meiner Ruhe!"

Er sah mich scharf und traurig dabei an und eilte durch die Büsche weg. Ich höre sie noch hinter ihm rauschen. Mir ward so bang seit seinem Blick, ich fühlte mich ohne Ruhe, bis ich den ersten besten Kreuzträger eingeladen, bei mir zu ruhen und mir sein Leid zu klagen, da ward mir besser. Ich bitte das arme Kind von Hennegau, ein Ordensgesetz hierauf zu gründen." Mich rührte die Erfahrung Serpoleta's, und ich willfahrte ihr mit dem Gesetze, die Bedrängten bei uns ruhen zu lassen und huldvoll anzuhören. Da Serpoleta mir sagte: ihre und vieler Armen Schornsteine rauchten nicht, gab ich ihr das Recht,

in dem Walde, wo ihr Asverus begegnet, allen ihren Holzbedarf zu schlagen, wofür sie bei Braut- und Leichenzügen ein Rauchhuhn zu entrichten hat.

St. Sophientag. Heute hatte ich einen lieben stillen Tag, das treue Mutterherz, das Rothkehlchen unter meinem Dache weckte mich gar früh mit seinem Liedchen, ich steckte den Kopf durchs Fenster und belauschte es, wie es mit dem ersten Sonnenstrahl oben am Giebel gar einfältiglich in Muttersorgen überlegte, wo und wie es sein Nestchen am sichersten bauen solle. Da fiel mir mein Herzgespann ein, dessen Fest heut' war, und ich lief an einen schattigen feuchten Ort der Wiese, wo das Sophienkräutlein, Sonnenthau, Sonnenbraut stand, dessen große Heilkraft mir wohl bekannt ist, und flocht ich ein Kränzlein daraus, und kaufte zwei gleiche seidene Tüchlein, eins für sie und eins für mich, und brachte Kranz und Tüchlein meinem lieben Herzgespann, und war selig mit ihr den ganzen Tag. Das Verslein aber, das ich ihr schrieb, lautete also:

„Dies Kränzlein von Sophienkraut,
Weil's deinen Namen führet,
Und weil es heißet Sonnenbraut,
Dir liebstes Herz gebühret,
Steht sonnig es in offner Au',
Steht schattig es verhüllet,
Heißt immer es doch Sonnenthau,
Weil milder Thau es füllet.
Der Thau aus seinem Innern quillt,
Er ist nicht drauf geregnet,
Drum ist, lieb' Herz, dein Ebenbild
Mir segnend drin begegnet.
Wer Sonnenthau im Herzen trägt,
Hat Schutz vor Zaubereien,
Und muß, eh' er sich schlafen legt,
Wie du dem Feind verzeihen.

Auch heute den Sophientag
Kann schöner ich nicht weihen,
Als daß, verzeih' uns Gott, ich sag,
Wie Allen wir verzeihen."

Sonntag Cantate. Da man liest: „Singet dem Herrn ein neues Lied." — Ordensversammlung. Es sollte ein neues Lied gesungen werden, da war das Lied der Morgelina das neueste und schönste:

„Es hat einmal geregnet,
Die Laübli tröpflen noch;
Ich hab einmal Gott recht geliebt,
Ich wollt', ich thät' es noch."

Wir sangen das Lied alle in großen Freuden und ich schenkte Morgelina das Recht in allen meinen Wäldern Laub zur Streu zu sammeln, wofür sie bei Braut- und Leichenzügen ein Lauberhuhn zu entrichten hat.

Sonntag Rogate. Vor der Bittwoche. Ordenssitzung. — Wir überlegten, wie wir die armen Kinder an den drei folgenden Tagen durch die Felder führen sollten, um Segen für die Erndte zu erflehen. Jede der acht Gespielinnen sollte der Schaar ihrer Pflegekinder ein Fähnlein, worauf ein Schutzengel im Korn abgebildet, vortragen, und Moskatellina hatte dazu folgendes Lied gedichtet, was wir den Kindern lehrten:

„Engel segnet uns das Korn,
Laßt es golden reifen,
Hütet es vor Wetterzorn,
Bis wir Aehren streifen.
Wiegt ihr unser täglich Brod
Golden auf den Halmen,
Singen frei vor Hungersnoth
Wir euch Dankespsalmen.

Wollen treu das zehnte Korn
Unsern Hirten bieten,
Die vor Distel und vor Dorn
Schwache Schäflein hüten.
Schützet uns vor Hagelnoth,
Gebet Sonn' und Regen,
Bis wir tragen Wein und Brod
Unserm Hirt entgegen.
Gebt, daß Alles leben kann
Und daß keiner darbe,
Selbst dem aller ärmsten Mann
Eine feine Garbe.
Wenn wir durch die Stoppeln ziehn
Und die Aehren lesen,
Danken Gott wir auf den Knie'n,
Der so treu gewesen."

Ich schenkte Moskatellina ein schönes Getreidefeld, wofür sie bei Braut- und Leichenzügen ein Aehrenhuhn zu entrichten hat.

St. Nicomedestag. — Heute stand ein Storch auf dem Thurme meines Schlosses und klapperte. Ich hörte ein Glöckchen läuten, wußt' nicht, was soll's bedeuten; da sah ich einen Zug kleiner armer Kinder vorüberführen. Sie plauderten durcheinander, daß man sie weit in der Ferne hören konnte. Als sie nun den Klapperstorch hörten, machten sie Halt vor dem Thurm und sangen zu ihm hinauf:

„Klapperstorch, Langebein, bring' mir doch ein Schwesterlein,
Eh' die Sonn' zum Krebse geht und die Gluck am Himmel steht
Mit den sieben Küchlein fein, das sind sieben Sternelein,
Wenn der Mond in voller Pracht lachet in der Mitternacht,
Wenn der Widder springt heran zu dem feuchten Wassermann,
Da die Rosen glühen und die Linden blühen,
Da die Bienlein schwärmen und die Käfer lärmen,
Da vom Fliederblüthenduft ganz berauscht der Kukuk ruft,
Da der Wein im Faß sich rührt, weil er Rebenblüthe spürt.

Da der Finke musizirt und die Lerche tirelirt,
Da die Lilie in der Nacht träumend weint und wachend lacht,
Da manch Eichhorn hüpfet, da dem Nest entschlüpfet
Manches liebe Vögelein; bring' mir doch ein Schwesterlein,
Leg' es in den Garten, will sein fleißig warten,
Leg' es, wie der Osterhaas bunte Eier legt in's Gras,
Leg' mir's in mein Schürzelein, trag' ich's in mein Kämmerlein,
Mir im Arm soll's liegen, will's am Herzchen wiegen,
Dann leg' ich's in Mutter Schooß, die mir's aufzieht fromm und groß."

Ich kann nicht sagen, wie dieser Gesang mich rührte, und ich meine auch den Klapperstorch, der sehr ernsthaft zuhörte, dann klapperte und wie in Geschäften fort flog, worauf auch die Kinder weiter zogen. Nun ging ich zu des Herzens Nachbarin, bei welcher ich am 25. April mit den Gespielen über die Wiege gesprungen. Sie war krank, es kam ihr gar ernst der Gedanke an den Tod, sie legte mir mit Thränen, was ihr theuer, an das liebste Herz, das sie in ihrer Einfalt kennet, und ich habe. Ich verließ sie bang und schwer und wachte bis Mitternacht in Sorgen. Der Vollmond stieg auf die Linde und blickte mich so sehnsüchtig an, daß er mich entschlummernd hinüberzog in das andere Land.

„Da träumte mir ein Träumelein, ich saß ganz einsam und allein,
Bloß wie ein armes Seelchen fein, ein kleines Thaujuwelchen rein,
Auf weiter Himmelswiesen-Flur und sucht' des Paradieses Spur;
Ich zitterte durch Mark und Bein, mein Kleidchen war der Mondenschein,
Ich flehte zum Ermatten schier, wer gibt ein Bischen Schatten mir?
Da flog ein langer Schatten her, in's Kreuz gestaltet ungefähr,
That mich in meinem Schrecken ein Weilchen auch bedecken.
Es war der Storch, der Langebein, ich sah ihn in dem Mondenschein
Die Wiese hin spazieren und ringsum spioniren,
Da fand er vor dem Hirtenhaus ein junges Lamm gesetzet aus;

Es lauert bang gekauert und hat den Storch gebauert,
Er sprach: „Geschlagen hat's schon zwölf, daß Gott dir vor den Wölfen helf'!
Der Widder kömmt gelaufen schier und rennt dich über'n Haufen hier,
Gleich leert der Wassermann sein Faß, da kannst du werden pfützenaß."
So sprach er manch affabel Wort und trug das Lamm im Schnabel fort,
Wohl über Berg und Thal geschwind, daß er ihm eine Mutter find',
Die es zum guten Hirten führ', er flog — da pocht's an meine Thür,
Und ich erwachte."

St. Marcellinustag. — Heut' stand ich armes Kind von Hennegau mit den andern Kindern um eine Wiege, sie fragten:

„Sag Mütterchen, wir bitten sehr,
Wo kömmt das liebe Püppchen her?
Das hier so artig in der Wiegen
Gleich einem Engelein thut liegen."

Da antwortete die Mutter:

„Es ist ein liebes Schwesterlein,
Es ist mein armes Kindelein,
Verloren vor der Himmelsthür
Fand es der Storch und bracht' es mir,
Nun will ich's treulich ziehen auf
Durch seinen ganzen Lebenslauf."

Die Kinder hörten die Antwort und standen voll Neugierde um die Wiege herum, aufmerksam auf jede Bewegung der kleinen Puppe, die darin lag mit Freude glänzenden Augen. — Ach! und das Leben ist doch so schwer und ernst!

Sonntag Exaudi (Rosensonntag). — Ordenssitzung. Ich konnte nicht dabei sein, denn ich wartete heut' das Kindlein,

und trug es umher bis es schlief. Ich bin fast ganz stolz gewesen auf mein kleines Amt; ich meine oft, man könne mich zu gar nichts gebrauchen, und die Leute sagten mir das auch schon oft genug.

Es kamen aber meine Ordensgespielinnen und streuten Rosen in der Stube und über das Lager der Freundin, und setzten mir einen Kranz von weißen Rosen und dem Kind ein Kränzchen von Rosenknospen auf, während ich es trug; dazu sang Cornelia:

„Die Rose blüht, selig die fromme Biene,
Die in der Blätter keuschen Busen sinkt
Und milden Thau und linden Honig trinkt,
Selig die Magd, die dir, o Rose, diene!
In Freuden schwebet ihr Gemüth,
Weil ihre Rose blüht.“

„Die Rose blüht, Gott lass' doch milde glühen
Der Sonne Licht, hüll' Ros' und Röselein
Gen Frost und Gluth in deine Gnade ein,
Laß alle Lieb' in dieser Rose blühen,
Dann singt das ganze hohe Lied:
Ach, unsre Rose blüht!

„Wie rosigt blüht das Röslein aller Rosen
Und lacht mit solcher Herzempfindlichkeit,
Daß selbst die Lilie ihr zu Dienst sich weiht,
Mit keiner andern Blume zu liebkosen,
Weil aller Unschuld Seelenfried'
Aus diesem Röslein blüht.“

Ich schenkte Cornelien für dieses Rosenlied einen schönen Rosengarten, wofür sie bei Braut- und Leichenzügen ein Gartenhuhn zu entrichten hat.

Vorabend vor Pfingsten. — Ordenssitzung. Ich armes Kind ordnete mit den Gespielen die Festlichkeit der folgenden

Tage. Es wurden Maien im Walde geholt und Blumen auf der Wiese, um das Fest zu schmücken.

Pfingstsonntag. — Als ich erwachte, fand ich auf der Wiese vor dem Schloß, meinem Fenster gegenüber, einen schönen Maienbaum von den Gespielen und den Waisenkindern gepflanzt. Er war mit Kränzen von Siebenfarbenblumen und Bändern von siebenerlei Farben geschmückt. Als der Tag anbrach, standen die Gespielinnen darunter und sangen mir ein Pfingstlied. Ich dankte und lud sie auf Morgen zum Fest unter die Maie.

Pfingstmontag. — Meine Ordensgespielinnen führten am Nachmittage schier alle Kinder der Stadt unter die Maie. Die Armen hatten den Vortritt, sie waren neu gekleidet; sie zogen alle mit Blumen bekränzt um die gedeckten Tische singend umher und wurden mit Hirsenmuß bewirthet, wir Ordensgespielen gossen allen den Honig darauf und dienten ihnen. Hierauf sangen wir und tanzten Reihentänze und ließen viele weiße Tauben fliegen, die mit bunten Bändern und Silberpfennigen geschmückt waren; wir waren sehr freudig.

Pfingstdienstag. — Heute gegen Abend kam eine große Schaar unserer Pflegekinder mit grünen Zweigen und Blumenkränzen geschmückt, sie zogen einen mit Laub verzierten Kinderwagen, worauf die Pfingstbraut saß, in den Schloßhof. Die Pfingstbraut war eine der Ordensgespielinnen, sie hatten sie im Walde so mit Laub und Blumen verhüllt, daß sie, einem großen Blumenstrauß ähnlich, ganz und gar nicht zu erkennen war. Ein Schleier von Siebenfarbenblumen bedeckte ihr Gesicht. Sie trug eine weiße Taube in den Händen. Nun mußte ich rathen, welche von meinen acht Gespielinnen die Pfingstbraut sei; die sieben andern folgten in einem dicht verlaubten Wagen dem Zuge.

Da ich dreimal falsch rieth, ließ die Braut die Taube fliegen, welche ihren Namen auf einem Zettel anhängen hatte. Nun mußte ich die Taube fangen, oder die Braut und alle

Kinder beschenken. — Die Taube aber flog hinaus und kreiste über einem schönen Kleefelde. Da sagte ich zu der Pfingstbraut: „Sage mir deinen Namen, mit welchem die Taube das Feld umflogen hat, so schenke ich dir das Feld." Da stiegen die anderen Gespielen aus dem Wagen und entschleierten Fräulein Esparsetta Hahnenkämmchen, welche ich umarmte und mit dem Felde beschenkte, wofür sie bei Braut= und Leichenzügen ein Pfingsthuhn zu entrichten hat. — Wir zogen hinaus auf das Feld, und die Kinder steckten Zweige umher, wo die Taube flog, und da wurden Marksteine aufgerichtet; es war ein schönes Stück Feldes.

Also habe ich meine acht Ordensgespielen vom weißen Sonntage bis heute alle mit Gütern beschenkt.

St. Silveriustag. — Entschlummert träumte mir, die Lilien meines Gartens hätten sich erschlossen, und ich sähe zwei leuchtende Frauengestalten in den Garten treten, eine gekrönte Matrone mit einem Kreuz in der Hand, und eine schlanke rührend bewegliche Jungfrau mit langen niederfließenden Haaren, sie war in eine Decke von Roßhaaren eingehüllt und mit einem blühenden Zweige weißer Dornrosen gegürtet. Ich hatte nie diese Frauen gesehen. Ich aber stand bei einem Rosenstrauch; und als sie vorüber gingen, gab ich ihnen ein neuaufgegangenes Röslein, das war äußerlich ganz schön und gesund, aber ich fühlte, daß es mit tödtlichem Mehlthaue befleckt war, und sprach zu den Frauen: „Lasset es reinigen und heilen." Als sie nun mit dem Röslein zu den Lilien kamen, sah ich zwischen denselben einen schimmernden Jüngling erscheinen, von unaussprechlicher Reinheit und Jungfräulichkeit, er hatte eine leuchtende Lilie in der Hand, die Lilien um ihn her sahen trüb aus gegen ihn und sie. Er sah nicht auf, er schlug die Augen nieder. — Die Frauen hielten ihm das Rosenknöspchen auf den Händen hin, und er goß aus dem Kelche der Lilie, die er trug, einen Licht=

than über dasselbe und sprach Namen aus; — da war das Röschen ganz heil, ganz rein und licht, und mir war, als gehöre es nun auch noch zu einem viel schönern Rosenstrauche mit fünf blutrothen Rosen, den ich über dem ganzen Bild erscheinen sah. Da verschwanden der Jüngling und auch die beiden Frauen, nachdem sie mir das Röschen zurückgebracht, welches ich wieder an den Rosenstrauch heftete, dem ich die ganze Zeit nahe stehend Alles erzählt hatte, was geschah. Er verstand mich sehr gut, denn er war ganz selig und schüttelte helle Tropfen nieder auf das schöne, neue, reine Röschen, und es spritzten mir Tropfen auf die Wange; da erwachte ich. — Ich war aber so bewegt von dem lebhaften Traum, und war seiner so gewiß, daß ich mich einhüllte und auf leisen Socken hinabschlich in den Garten. O, wie war es kühl und still, und so ruhig, so ruhig! Ich meinte immer, ich müsse die lichten Gestalten irgendwo sehen, aber ich sah nur ein Nachtlicht herschimmern, hörte nur ein Kindlein wimmern und das Brünnchen rauschen. Im Garten war es wie sonst, einige Glühwürmer leuchteten umher, als wollten sie mir suchen helfen, der Mond war untergegangen, es glitzerten nur einige nachsinnende Sternchen. Ich nahte den Lilien, sie dufteten Licht, und ich sah Strahlen von den Sternen in sie niederschießen und von ihnen wieder empor; es war, als trügen Himmelsbienen Honig aus ihnen ein für die Kinder einer bessern Welt. — Und wie ich so sinnend stand, hörte ich eine Menschenstimme, fern und doch nah, mit wehmüthigem Tone die Worte sprechen:

„O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!"

Bang hüllte ich mich dichter ein und eilte aus dem Garten. Mein Gewand fing sich in einer Dornranke; erschreckt rief ich laut: „Wer faßt mich?" und stand. Niemand zeigte sich, so riß

ich dann schneller eilend die Ranke mit fort und dachte: Sie wird mir morgen ein Zeichen sein, daß ich nicht geträumt. In meinem Schlafgemache hörte ich immer jene Worte noch um mich tönen. Ich verstand sie durch und durch, und konnte sie doch nicht erklären. Ich verstand ihr Wesen, und hatte keine Worte für sie, als sie selbst. Immer wiederholte ich sie, immer sah ich die leuchtenden Lilien und die Sterne vor mir, die sie grüßten. Als ich mir den Nachtthau von dem Angesichte wusch, war mir, als sehe ich ein Haupt, so deutlich neben mir, daß ich die Ranke von meinem Kleide löste und das Haupt mit ihr bekränzte. Da hörte ich jene Worte wieder und erschrack nicht, und legte die Hand auf das Haupt und fühlte: diese Worte sollen mein Wahlspruch sein. Entschlummernd aber hörte ich eine klagende Stimme: „Ach, wer nimmt mir von der Stirne den Traum?" Da versteckte ich mich, und hörte zum ersten Mal in meinem Leben mein Herz heftig pochen und entschlief.

St. Albanustag. — Heut' ward Alles wahr. Ich stand bei meinem lieben Herzgespann und sie trugen das Kind zur Kirche, indessen erzählte ich ihr, wie ich Nachts im Traume bei der Rose gestanden, und was ich gesehen, und sie brachten das Kindlein ganz klar und heil wieder, und ich legte es ihr ans Herz, und mein Herzgespann weinte auf das Röslein, wie Nachts die Rose gethan.

St. Achatiustag. — Heute mußte ich das kleine Röslein in den Garten tragen. Mein Herzgespann glaubte, es bringe ihm einen besondern Segen, durch mich zuerst an die Luft getragen zu werden. Ich trug es und sagte ihm im Herzen Alles, was ich gesehen, von den leuchtenden Frauen und dem Jünglinge mit der Lilie, und es schien es besser zu verstehen als ich; denn es sah mich groß an, lächelte und weinte dann gar beweglich. Ich aber hatte immer Angst, ich möge es fallen lassen, und brachte es heim. —

NB. Nun nahet aber ein wichtiger Tag, Sonnenwende, des Täufers Tag, da die Sonn' nicht höher mag. Da hat sich auch meine Sonne gewendet, und ist vieles anders geworden mit mir, da ich erfahren von den Kleinoden von Vadutz, die ich bisher unwissend auf den Schultern getragen, und da ich gestiftet das Kloster Lilienthal.

St. Edeltrudistag vor Sonnenwende. Heut' Morgen gegen drei Uhr vor Tages-Grauen ward ich aufgeweckt, und sieh, Verena stand bei meinem Bett und bemühte sich, mich von der linken auf die rechte Seite zu legen, dabei sagte sie: „Das fromme Hühnlein schickt mich, es weiß Alles.“ — Ich richtete mich im Bett auf, ich glaubte zu träumen, ich sei noch ein Kind, wo Verena so zu thun pflegte. — Sie aber sprach: „Gnädige Gräfin, goldene Amey, erschrick nicht. Es ist meines Bleibens nicht mehr lange hier. Du weißt, daß ich am Tage vor Sonnenwende immer mit dem frommen Hühnlein in die Höhle gehe, wo der Vater deines Stammes den Salmo und das erste Hühnlein Gallina am Sonnenwendetage gefunden, und daß ich dort einige Tage in Zurückgezogenheit während dem lärmenden Johannisfest ihrer gedenke. Dieses Jahr treibt es mich etwas früher hinaus, weil du heute mit Tages Anbeginn unten im Gallinarium große Wäsche hast, und ich nicht von allen deinen Gespielen und Mägden will angesprochen werden. — Ich bringe dir hier den Schlüssel zum Gallinarium und meiner Kammer; du bist die Landesherrin, ich habe ihn von dir und muß ihn dir wiedergeben; ich bin schon alt, ich hab schon viele Hühnlein erlebet, wer weiß seinen letzten Tag. In meiner Kammer in der Truhe wirst du mein Testament finden.“ — Ich ward ganz ernsthaft über diese Reden Verena's, und bat, sie möge doch bei solchen Ahnungen nicht allein in die Salmoshöhle gehen, damit ich ruhig sein könne. Sie aber erwiederte: „Habe keine Sorge um mich, ich bin zwar bereit, aber wir sehen uns auf Erden

doch wieder und wollen noch recht freudig zusammen sein. — O goldene Amey! achte auf Alles, was dir vertraut ist, besonders auf die amaranthseidne Decke von Hennegau.“ Als sie dieß sagte, ließ sich das heilige Hühnlein mit einem warnenden Tone in ihrem Korbe vernehmen. „Hörst du,“ fuhr sie fort, „Gallina ist auch meiner Meinung, und mahnet mich zugleich zum Scheiden, das Hühnchen weiß Alles.“ Hierauf fragte ich: „Und das Büblein?“ Da erwiederte Verena mit großem Ernst: „Es hat seine Sach' zu Ende gebracht, hilf ihm sein Bündlein schnüren.“ Da umarmte sie mich und zog von dannen. Ich kann nicht sagen, wie tief mich die Worte erschütterten, die sie zum ersten Mal von dem geheimnißvollen Büblein gesprochen. Ich ahnete, es stehe mir etwas Großes bevor; jedoch was sollte ich thun, ich mußte es erfolgen lassen. Jetzt aber stand ich auf, zündete meine Leuchte an und ging in das Waschhaus bei dem Gallinarium; wir hatten gewettet, wer zuerst da sein werde. Ich war die Erste. Keine meiner Gespielinnen oder Mägde war zugegen. Ich blickte zwischen den großen Waschbütten scheu durch die weite dunkle Halle, die meine Lampe unbestimmt erleuchtete. — Ich dachte, wenn jetzt das Büblein käme! — Da hörte ich die Hühner sich rühren und auch wie Schritte, und glaubte schon, es nahten meine Mägde. Ich ging zu dem Stall und sah da einen Knaben von etwa sechs Jahren, der aus dem dort hängenden Futtersäckchen der Verena mit einem Maaße Weizen schöpfte und den Hühnern vorwarf. Neben ihm stand ein offenes Reisesäckchen, in welchem ich allerlei Früchte schimmern sah. Mir schauderte ein wenig und ich sagte flüsternd: „Ach, das Büblein!“ — Da wendete es den Kopf und schaute mich wehmüthig lächelnd an, nickte und machte, auf das offene Reisesäckchen hindeutend, mit den Händen die Bewegung des Zubindens. Da fühlte ich mich auf die Knie niedergezogen und betete von Herzen; das Knäblein that eben so und antwortete ordentlich im Gebet, und es war,

als drehe es aus meinem Gebet eine Schnur zusammen, sein Bündelchen zuzubinden. Die Schnur ward immer länger, und es faßte den Rand des Säckchens zusammen und wickelte die Schnur darum, und als ich sprach: „Gott gebe ihm die ewige Ruhe," sagte es: „Und das ewige Licht leuchte ihm!" Da hatte es den Knoten geschlungen, schloß das Bündelchen, schwang es auf den Rücken, sprach: „Tausend Gott vergelt's!" und verschwand im hellen schönen Schein. — Im selben Augenblicke traten meine Mägde betend herein und freuten sich, daß ich die Wette gewonnen. Wir gingen zur Kirche, und nach dem Gottesdienste bat mich Jacob von Guise, ihn in das Stüblein Verena's zu führen, weil er mir Etwas mitzutheilen habe. Dort sagte mir nun der fromme Mann: „Verena hat heute, ehe sie ihren Weg zu Salmo's Höhle antrat, mir aufgetragen, dir Folgendes zu sagen: „Als vor vielen Jahren Verena von deiner seligen Frau Mutter das Pflegeamt des frommen Hühnleins erhielt, bestand bereits das Gerücht, unten in den Gewölben des Gallinariums lasse sich manchmal ein kleines Büblein sehen, welches allerlei Geschäfte verrichte und dann wieder verschwinde. Es war dieses von mehreren Wäscherinnen, die dort vor Tag arbeiteten, gesehen worden. Einst ward Verena auf ihrer Kammer Nachts erweckt und sah zum ersten Mal jenes Büblein vor sich stehen, welches sie mit den Worten aus dem Bette zog: „Der Iltis, der Iltis." Sie eilte hinab und kam gerade noch früh genug, um einen Iltis zu verjagen, der zu dem Hühnlein hineindringen wollte. Als Verena wieder zu Bette gegangen war, erschien ihr das Büblein wieder und sprach zu ihr: „Du sollst mir Gutes thun, du bist aus demselben Stamme mit mir, mein Vater ist aus deinem Geschlecht oben am Rheine her. Er war ein Knecht Salmo's am Hahnebach und baute mit an dem Schlosse Kirn, worin Salmo mit dem Hühnlein wohnte, dessen Fütterung meinem Vater anvertraut war. Wir waren alle Christen, und Salmo hat mich selbst unterrichtet,

meine Mutter war seines Söhnleins Amme. Wir hatten aber eine Muhme, die war eine arge Heidin, und lebte in einer Höhle des Waldes und war eine Weissagerin. Meine Eltern fürchteten sich vor ihr, und ich mußte manchmal zu ihr gehen und ihr freundlich thun, damit sie uns nicht schade. Ich hatte eine große Begierde zu reisen und zu lernen; die alte Muhme erzählte mir immer von wunderbaren Ländern und von Leuten, bei denen man Alles lernen könne. — „O, könnt' ich reisen und lernen!" sagte ich, „jetzt muß ich immer das Hühnlein füttern." Da erwiederte die Muhme: „Ich weiß wohl ein Hühnlein, wenn du das fütterteſt, da wäre dir geholfen." Und sie zeigte mir ein Huhn in ihrer Höhle und sagte: „Wenn du ihm täglich ein Körnlein vom Futter des Hühnleins Gallina bringst, bis es fett wird, so wird es ein goldenes Ei legen, wenn wir das verkaufen, kannst du weit reisen und Alles lernen." Ich ließ mich verführen. Ich stahl täglich dem frommen Hühnchen ein Körnlein. Es reichte nicht hin. Ich lernte zwei, dann drei und zuletzt gar das ganze Futter stehlen. — „Noch einmal," sagte die böse Muhme, „mein Huhn sitzt schon zu Neste, noch einmal bringe das Futter und das goldene Ei ist da, und du reisest weit und lernest Vieles." Nochmals schlich ich Nachts in großer Angst zu dem Futterkasten des Hühnleins, das immer gar wehmüthig gackernd mich gewarnt hatte, diesmal hörte ich seine Stimme nicht. Ich öffnete den Kasten, der furchtbare Hund Salmo's, der Saufänger, sprang mir daraus entgegen und erwürgte mich. — Das Hühnlein Gallina war verhungert und Salmo hatte den Hund in den Kasten gesperrt, um den Dieb zu fangen. — Ach, da machte ich die große Reise in die andere Welt und lernte Vieles, nämlich: „Du sollst nicht stehlen, und Alles bis auf den letzten Heller muß ersetzt werden!" — Mir aber ist das Urtheil gesprochen worden, daß ich bei Kindern und Kindes Kindern des Hühnleins so lange das Futter bewachen und jedes zerstreute Körnlein auflesen und anwenden

muß, bis so viel Weizenkörner zur Ehre Gottes und zum Troste der Armen durch meine Bemühung gewonnen sind, als aus dem von mir gestohlenen Weizen, wenn er gesäet worden wäre, hiezu hätten verwendet werden können. Seit diesem Urtheile hüte und sorge ich schon viele, viele Jahre bei dem Futter im Gallinarium, und hab schon ziemlich viel ersetzt, aber du kannst mir Hilfe leisten. Verena, du weißt, daß das Almosen tausendfältig ersetzt wird, so demüthige dich und bettle das Futter für das Hühnlein zusammen, so werden die Wohlthäter tausendfach belohnt werden; und du selbst theile das Ueberflüssige mit Gott und den Armen, so wird Alles auch tausendfach gemehrt werden, und Alles das schenke dem Aermsten aller Armen, mir — damit ich meine Schuld tilge und zur Ruhe gelange." So flehte das Büblein zu Verena, und sie gab ihm die Hand darauf und es verschwand.

Von dieser Zeit an bettelte Verena immer den Weizen zur Nahrung des ganzen Gallinariums und verwendete den Ueberfluß, wie du weißt, für die Kirche und die Armen, und Gott segnete ihr Thun reichlich. Niemals hat sie das Geheimniß des Bübleins ausgesprochen, nie mehr von ihm gesagt, als: „Es macht sein Sach!" — denn man soll die Schuld der Todten tilgen, ohne sie zu verkünden. Gestern Abend nun, als sie alle Hühner noch fütterte und das Hühnlein im Korbe mit auf ihre Kammer nehmen wollte, um heute vor Tag, ohne die anderen Hühner im Schlafe zu stören, ihren jährlichen Gang zu der Höhle Salmo's mit ihm anzutreten, sah sie das Büblein im Gewölbe sehr beschäftigt, als packe es seinen Reisebündel. — Nach Mitternacht, nachdem sie wenige Stunden geschlafen, weckte sie die Erscheinung und sprach: „Verena, ich komme, Abschied von dir zu nehmen; lohn' dir das wahre Weizenkörnlein tausendfältig, was du an mir gethan! Alles, was ich schulde, ist bezahlt; schenk' mir doch noch ein Bischen auf den Weg, daß ich doch Etwas mitbringe und nicht ganz so kahl ankomme; sieh, ich habe noch Platz oben in meinem

Bündlein!" Da stand Verena auf und betete von Herzen für das Büblein, bis es sagte: „Genug, genug, ich krieg den Seckel sonst nicht zu. Jetzt gehe zu Jacob von Guise und sage ihm, wie es mit dem Büblein beschaffen war, und wie es sein Sach endlich durch dich zu Stande gebracht. Sage ihm auch, er solle der Gräfin Amey Alles erzählen, und sie bitten, daß sie mir mein Bündlein zuschnüre, dann sage ich tausend Gott vergelt's! und reise in den Himmel!" — Nach diesen Worten verschwand das Büblein, und Verena ging zu dir und dann zu mir; „ich aber ersuche dich, erfülle den Wunsch des Bübleins mit Gebet." So sprach Jacob von Guise zu mir, und da ich ihm hierauf erzählte, was mir vor einer Stunde mit dem Büblein geschehen, und wie ich ihm bereits sein Bündlein geschlossen und es seinen Weg in den Himmel freudig angetreten habe, gab er mir seinen Segen und sprach: „Wir wollen dieses Ereigniß für uns bewahren." So habe ich es dann auch allein für mich niedergeschrieben.

Als ich in das Gallinarium zurückkehrte, fand ich meine Mägde schon in der Wäsche plätschernd und meine Gespielen mit mancherlei Anordnung und Aufsicht beschäftigt. Ich begab mich mit Jungfer Cordula, welche immer bei Krankheit oder Abwesenheit Verena's ihre Stelle vertrat, in das Stübchen Verena's, überreichte ihr die Schlüssel zu den Hühnern- und dem Futter und dem Kornspeicher, nahm in ihrer Gegenwart das versiegelte Testament Verena's aus der Truhe und ließ sie in dem Stübchen zurück. — Ich war nach dem Erlebten eben nicht besonders erschüttert; es war mir recht von Herzen lieb, daß dem Büblein geholfen war. Aber indem ich mich fragte, warum mich das nicht stärker bewegte, dem Verena doch so viel mühselige Jahre gewidmet hatte, antwortete eine Stimme aus meinem Innern, da ich vorübergehend mich vor dem großen Kreuze beugte: „Hast du je für das Glück Anderer ein Opfer gebracht? Dem Büblein, aber nicht dir ist geholfen, auch du thuest das Deine, wer wird dir

dein Bündlein schnüren? Was soll dich erschüttern? Zu Leid und Freud' gehört ein Echo, ein Wiederhall, der antwortet; — aber du bist einsam!" — Als ich diese Stimme in meinem Innern hörte, war mir unheimlich. Ich blieb aber mit dem Gewande am Geländer der Treppe hängen, ich schaute um und sah das Kreuz an, da war's, als spreche es zu mir: „Ich bin so einsam, o lasse mich nicht so einsam, o lasse dich erschüttern!" — Das wollte mich schier bewegen, doch ich hörte Gesang nahen und trocknete meine Augen und eilte an den lustigen Springbrunnen des Schloßhofes unter die Linden, da fand ich meine Gespielen beschäftigt, meine Halskrausen und Schleier und feineren Geräthe zu waschen, und ich gesellte mich zu ihnen nach alter Landessitte, jede häusliche Arbeit durch meine Theilnahme zu ehren, und wusch.

Wie wir nun so plätscherten und wischi waschi plauderten, und Jede vor der Anderen ihre innere Armuth, die wir doch gegenseitig kannten, unter einer andern Flitterkrone, ich aber unter meiner Grafenkrone versteckte, zogen Schaaren von armen Kindern mit Körben zu uns heran und bettelten um Geschenke, den Johannisengel morgen zum Feste zu schmücken und Johannisfeuer anzuzünden. Ich ließ ihnen reichlich Speise und Holz austheilen, und schenkte ihnen auch ein schönes rothes Kleid den Johannisengel zu bekleiden. Sie sangen aber einen Reim:

„Feuerrothe Röselein,
Aus dem Blute springt der Schein,
Aus der Erde bringt der Wein,
Roth schwing ich mein Fähnelein!"

und konnte ich diese Worte nicht aus den Sinnen los werden, ich weiß nicht warum. Es zog mir dabei ein banges drückendes Gefühl von der linken Schulter zum Herzen. Nachmittags zogen wir mit der Wäsche, den Teppichen und der großen amaranthseidnen Decke auf die Wiese, und breiteten Alles zur Bleiche aus;

denn es ist in dem Lande Hennegau eine große Verehrung des Täufers, und es herrscht unter dem Volke der Glaube, der Thau in der Johannisnacht bewahre Leinen-, Seiden- und Wollentücher vor Mottenfraß und anderm Verderben. Es waren aber drei fromme arme Fräulein, zur Lilien genannt, auf der Bleiche. Sie waren aus meinem Ländchen Vadutz einen weiten Weg vor einigen Tagen barfuß ins Hennegau gewallfahrtet und zwar zu mir. Sie hatten ein schweres Anliegen und ließen mich durch Jacob von Guise bitten, ganz allein mit mir zu sprechen und zwar am Abend vor Sonnenwende. Schon vor zwei Jahren, da meiner Mutter letztes Krankenlager begonnen, waren sie ins Hennegau gekommen mit sehr schönem Bildwerke, denn Klareta, die jüngste, hatte ihres Gleichen der Zeit nicht mit Sticken und Weben von Priestergewand und Tapezerei; war auch eine große Lieblichkeit und Demuth in ihr, gemischt mit seltsamer Trauer und erquickendem Frieden, und konnte sie schöne Weisen dichten und singen. Meine Mutter hatte ein Wohlgefallen an ihr, und da das Mägdlein sehr darum bat, nahm sie es zur Dienerin. Wir hatten aber fast großen Schrecken mit ihr; denn Nachts an ihrem Krankenlager wachend, war sie plötzlich unweise geworden, und haben wir sie mit den Schwestern wieder in ihre Heimath senden müssen. Sie schied unter großer Wehklage und sprach seltsame Worte; und da die Mutter acht Tage nachher starb, ging allerlei Rede über sie, wodurch sie mir unheimlich ward. Diese unweise Klareta war wieder von ihren Schwestern ins Land gebracht worden. Sie war mir nicht unlieblich, ja eigentlich meinem Herzen nah; aber ich verläugnete es, es war mir bange vor ihr, es war mir, als sei sie ein Geschick, oder bringe mir eins. — Wo ich war, flog sie nach mir, wie ein Schmetterling ins Licht. Ich hatte ihnen versprochen, die Nacht vor Sonnenwende bei ihnen allein auf der Bleiche zu sein; sie hatten übernommen, Kirchenwäsche und Taufhemden um Gotteswillen im Johannis-

thau zu bleichen und harrten meiner mit Sehnsucht. — Meine Gespielen schlugen mir ein kleines Schlafzelt neben ihrer Bleichhütte auf und kehrten zur Stadt. — Als es nun Abend geworden, war all meine Wäsche ausgebreitet. Der Engel des Herrn läutete, wir standen betend um die Hütte, und als wir uns gegrüßt, sangen die drei Schwestern dreistimmig einen süßen Reim vom Abend, von welchem sie aus früherer Zeit wußten, daß er mir ungemein lieb war:

„O Stunde, da der Schiffende bang lauert,
Und sich zur Heimath sehnet an dem Tage,
Da er von süßen Freunden ist geschieden,
Da in des Pilgers Herz die Liebe trauert
Auf erster Fahrt, wenn ferner Glocken Klage
Den Tag beweinet, der da stirbt in Frieden!"

Nun kehrten meine Gespielinnen nach der Stadt. Ich saß mit den Schwesterchen um ein Feuerchen, wir redeten gute Dinge. Mein Herz aber war schwer und sehnte sich, wenn ich in die Flamme sah, mußte ich immer leise singen:

„Feuerrothe Blümelein,
Aus der Erde springt der Wein"

und selbst der klare Sternhimmel, von dem der kühle Thau auf mich sank, gab mir keinen rechten Frieden. Es war aber Klareta in dem Wahne, nur ich könne sie heilen, und war sie den weiten Weg hierher gereiset und hatte Alles verlassen und vergessen, um in meiner Nähe zu sein. Ich wußte das alles, weil ich aber gehört hatte, sie habe den Wahnsinn durch Mitleid von einem andern Menschen übernommen, hatte ich eine Scheu vor ihrer Annäherung, fürchtend ihr Wahnsinn möge auf mich kommen. Es war aber ein Weber, ein Diener ihres seligen Vaters, um den sie litt. Er hatte für die drei Schwestern, die verarmt waren, so mühselig gearbeitet, daß er den Verstand darüber ver-

loren, und da er gewohnt war, Klareta das Seelchen zu nennen, und für sie zu weben, so sang er immer Weberlieder von dem Seelchen, und sprach andere unweise Reden. Alle solche Reden sprach nun auch Klareta, und war mir immer bang bei ihr, da meine Natur gar geneigt ist, solche Dinge aufzunehmen. — Ich wußte dieses aus den Reden der Schwestern; wie ich aber Klareta heilen sollte, sagten mir diese nicht, schienen es auch nicht recht zu wissen. Klareta sehnte sich nur, allein mit mir zu sein, und die Schwestern suchten das zu veranlassen. Sie warfen sich in ihrer Bleichhütte auf die Knie und beteten. Ich aber suchte der unweisen Klareta auszuweichen, wo es anging, bis sie endlich doch geheilt mir große Geheimnisse in dieser Nacht offenbarte, die mich reichlich belohnten. — Den Hergang schreibe ich nun hier nieder.

„Ich saß mit der unweisen Klareta an dem Feuerchen, wir aßen Brod und Früchte. Sie schüttete mir aber eine Anzahl Haselnüsse in den Schooß, Jürgo, der kranke Weber aus Badutz, hatte ihr sie mitgegeben, und sie nahm schüchtern eine der Nüsse und fragte demüthig: „Darf ich dem Seelchen die Nüsse aufbeißen?“ Mir grauste aber vor den Nüssen. Ich gab sie ihr zurück mit den Worten: „Klareta, ich esse keine Nüsse.“ Da war sie gar traurig, brach das Brod mit mir und drückte es ans Herz und aß nicht viel. — Wie wir so stille ins Feuer schauten, hörten wir fernen Schallmeienklang sich nahen. Es waren die Hirten. Sie hatten nach Landes Sitte, weil der Täufer gesagt: „Siehe, das Lamm Gottes!“ am Vorabende seines Festes ihre Schafe gewaschen, und nachdem sie sie eingetrieben, zogen sie mit brennenden Kienfackeln, Pfeifen und Schallmeien um den Zaun der Bleiche zu des Täufers Kapelle oben vor dem Walde, wo der Bach entspringet. — Die rothen Fackellichter lockten mich, die Schallmeienklänge bewegten in der Nacht mein Herz gar gewaltig. Bald eilte ich an den Zaun, bald kehrte ich zu Klareta zurück, die mir immer traurig nachschlich; und als ich sprach: „Warum

üben nur Fackeln und Schallmeien in der Nacht so schmerzliche Gewalt über mein Herz?" blickte mich Klareta mit tiefen Augen an und sagte wunderliche Reime, die sie auch nachher noch wußte, und als sie geheilt war, mir aufschrieb:

„Wenn der lahme Weber träumt, er webe,
Träumt die kranke Lerche auch, sie schwebe,
Träumt die stumme Nachtigall, sie singe,
Daß das Herz des Wiederhalls zerspringe,
Träumt das blinde Huhn, es zähl' die Kerne,
Und der Drei je zählte kaum, die Sterne,
Träumt das starre Erz, gar linde thau' es,
Und das Eisenherz, ein Kind vertrau' es,
Träumt die taube Nüchternheit, sie lausche,
Wie der Traube Schüchternheit berausche;
Kömmt dann Wahrheit mutternackt gelaufen,
Führt der hellen Töne Glanzgefunkel
Und der grellen Lichter Tanz durch's Dunkel,
Rennt den Traum sie schmerzlich über'n Haufen.
Horch! die Fackel lacht, horch! Schmerz-Schallmeien
Der erwachten Nacht in's Herz all schreien;
Weh, ohn' Opfer gehn die süßen Wunder,
Gehn die armen Herzen einsam unter!"

Ich nickte bejahend, wie man einem Kinde nickt, dem man zuzuhören scheint, aber ich hörte auf die Schallmeien. Ich bot ihr schöne Früchte, sie aß nicht. Ich fragte: „Warum ißt du nicht? sie sind süß." — Da erwiederte sie mit tiefem Schmerz: „Ohne Opfer gehn die süßen Wunder, gehn die armen Herzen einsam unter." — Ich wollte ihrer Empfindung ausweichen, blickte hin und wieder, aber plötzlich fühlte ich mein Herz. Ich blickte die arme Kranke liebevoll an, reichte ihr die Hand über die Früchte und sprach: „Iß mir zum Opfer, armes Herz!" und sie aß. Als ich auch genug gegessen, eilte ich wieder an den Zaun zu den Fackeln und Schallmeien, und dachte keines

Hungernden, selbst meiner kaum. — Da rasselte es am Zaune neben mir. Klareta war mir nachgeschlichen, und riß sich die Hände blutig in den Dornen, um mir Rosen zu reichen. Ich sprach: „Was soll ich mit den Rosen?" — Klareta erwiederte: „Meine Hände bluten, mein Herz blutet; ohne Opfer gehn die süßen Wunder, gehn die armen Herzen alle unter." — Ich kehrte mit ihr zu der Bleichhütte, saß am Feuer nieder und ließ mir die Zöpfe von ihr um den Kopf unter ein Netz binden, denn ich wollte mich bald schlafen legen. Als sie mir so nahe war, stockte sie plötzlich in ihrer Arbeit, schloß die Augen und näherte wie träumend ihre Stirne meiner rechten Schulter. Ich stand auf mit den Worten: „Was willst du, wer bist du, wer ich?" Da sprach sie gar demüthig: „O, meine Herrin, deine Magd hat ein Anliegen, höre mich an, morgen ist es zu spät." — Ich erwiederte: „Schweige, daß ich die Schallmeien höre; ja morgen ist's zu spät, das scheinen sie zu klagen und reißen drum mich hin." — Da eilte ich wieder an den Zaun und lauschte hinüber. — Klareta schlich mir nach und sprach: „O, wär' es doch vorüber, es thut mir großes Leid!" „Welch Leid?" fragte ich, und sie antwortete nicht, sondern sang das Lied des Webers Jürgo mit irrer Weise in die Nacht hinein:

„Das Seelchen auf der Heide
Hat nicht genug zum Kleide
Und friert durch Mark und Bein;
Ich hab in heißer Sonnen
Mein Leben aufgesponnen
Zu einem Faden fein.
Den hab ich treu gewebet,
Mein Schifflein ist geschwebet
In steter Noth und Pein.
Mit Thränen ich's erweichte,
Mit Thränen ich es bleichte
In Mond und Sternenschein.

Todtwund lag ich zum Sterben,
Der Seele Kleid zu färben
Mit rother Farbe Schein.
Ich trug es ohn' Verweilen
Hin viele, viele Meilen,
Da war mein Tuch zu klein,
Das Seelchen zu bedecken,
Da zuckt an allen Ecken
Heraus das Flämmelein,
Und irret auf der Heide,
Mein Zeug reicht nicht zum Kleide
Dem Feuer=Lämmelein.
Da drüben die Gesellen,
Die schleudern tausend Ellen
Roth Zeug zur Nacht hinein;
Die Fackeln und Schallmeien,
Sie brennen, reißen, schreien
Mir tief durch Mark und Bein.
Weh, weh thut das Verschwenden,
Mit Noth mußt' ich vollenden
Mein Tuch — nun ist's zu klein.
Das Seelchen springet trunken
Von Tönen, Farben, Funken,
Zur rothen Lust hinein.
Wenn Tön' und Farben starben,
Kömmt Nacht und bittres Darben,
Arm, bloß, allein; allein!"

Ich fragte: „Was für Reden sind dies?" und sie erwiederte:

„Es sind Lichter, Melodeien
In der Nacht gar manichfalt,
Doch die Fackeln und Schallmeien
Ueben größere Gewalt.
Feuerrothe Röselein
Aus der Erde bringt der Schein,
Aus der Erde springt der Wein."

Ich blieb an dem Zaune stehen, bis die Hirten mit ihren Kienfackeln heim in das Thor zogen; ich wartete, bis auch der letzte Schimmer verschwunden war, dann kehrte ich zum Feuer. Die Unweise war sehr betrübt, ich reichte ihr die Hand und sagte: „Ich kann nicht anders, was hast du aber von Tuch gesungen, das zu kurz sei?“ — Da legte sie mir ein tiefroth schimmerndes Tuch über die Schulter und sprach: „Es ist von mir, mehr hab ich nicht, es reicht nicht zu!“ Ich erwiederte: „Die Farbe zieht mich an, groß genug wäre es auch — aber das Muster des Gewebes ist mir zuwider.“ — Sie schwieg und war sehr traurig, sie weinte still. Ich fragte: „Was fehlt dir? sage es geschwind, ich muß dort in das Zelt gehen, um zu schlafen.“ Da erhob ich mich, ordnete meine Arbeit und zündete die Leuchte an. — Die Unweise entsetzte mich, sie zitterte, sank auf die Knie und sprach: „Du mußt uns eine Gnade erweisen, und bis du sie mir bewilligest, soll diese Kohle auf meiner Hand glühen.“ Da nahm sie eine glühende Kohle aus dem Feuer in die Rechte, und hielt sie mir entgegen und flehte: „Stifte mir und den Schwestern ein Kloster Lilienthal, daß ich mich verberge und dir vor Gott danke!“ — Ihre That empörte mich, doch schlug ich ihr die Kohle nicht aus der Hand, ich that, als gehe mich das nicht an; ich rief die Schwestern. Die warfen die Kohle weg und fanden ihre Hand rein und ohne Brandmal, und knieten nieder und baten wie die Unweise um ein Kloster Lilienthal. — Es lag mir aber etwas Gewaltthätiges in der Art des Begehrens, ich sprach: „Gut Nacht! ich werde mich besinnen,“ und ging zitternd und bebend zu meinem Zelte. — Mein Lager war von Heu und ein Teppich darüber; ach! wie war ich so müde, und schwer und bang, es war schon spät und tiefe Stille umher. Nur Eulen schrien im nahen Walde. Vor meiner Seele flimmerten noch die Fackeln, tönten noch die Schallmeien, dazwischen die wunderlichen Reden der Unweisen und die

glühende Kohle und Alles. Mir war so schwer und traurig, als sollte ich bald von Allem scheiden, woran mein Herz noch hing. — Ich entschlief und hatte einen schweren Traum. — Ich war auf einer Wiese und pflückte feuerrothe Röselein, da überfielen mich grausame wilde Löwen, und trugen mich weit, weit hinweg in einen dichten Wald. Unter einer breiten Linde war meine Angst am größten, die Löwen wollten mir die Achselbänder von den Schultern reißen, da fiel mir's bang aufs Herz: „Das ist die Strafe deiner Härte, bau den armen Schwestern ein Kloster Lilienthal, so Gott dir helfe." Da gelobte ich es im Traum, und es krähte ein Hahn, und die Löwen flohen, und Verena mit dem Hühnlein Gallina kam zu mir, und der rettende Hahn steckte mir einen Ring an den Finger. — Bei dem Hahnenschrei erwachte ich und hörte den Hahn, den die Bleicherinnen als Stundenzeiger bei sich hatten, wirklich krähen. Auch hörte ich Klareta vor meinem Zelte singen:

„Was hab ich dir gethan,
Was hast du mir gethan?
Schon mahnt der Hahn.
O senk' die rothe Fahn',
O heb' die weiße Fahn'
Jetzt himmelan!
O hör' mein Leiden an,
Dann wird mein kranker Wahn
Dir unterthan.
Arm Kind von Hennegau!
Das Lilienkloster bau,
Schon sinkt der Thau."

Ich öffnete das Zelt; sie warf sich am untern Ende meines Bettchens nieder und schloß meine Füße an ihr Herz, und wusch sie mit einem Strome von Thränen. — Ich sprach: „Klareta, warum thust du so?" — Sie flüsterte: „Aus Dank und Liebe!"

— Ich kann nicht sagen, wie sie mich rührte, aber ich that mir Gewalt an. Da sie nun so weinte und ihr Herz so heftig schlug, ward ich freundlich und sagte: „Setze dich zu mir, reiche mir deine Hand, ich will dir meinen Traum erzählen." — Sie setzte sich zu meiner Seite, faßte meine Hand und ihre Stirne sank wie unwillkürlich auf den Edelstein meiner rechten Schulterspange; denn es ist ein altes Familiengesetz, daß eine Gräfin von Vadutz diese Kleinode selbst bei Nacht nicht ablegen darf. Ich zuckte etwas zusammen, ihr Schleier war kalt und naß, ich fragte um die Ursache, sie erwiederte: „Lilie kennst du den Thau nicht?" — O, lasse mich ruhen und nimm mir von der Stirne den Traum, und erzähle mir den Traum!" — Ihre Stimme war ganz ruhig, als sie dieses sprach, auch mir war wohl und friedlich — ich fühlte, daß ich heilte und genaß selbst. Da ließ ich sie ruhen und erzählte Nichts, als: „Ich pflückte rothe Blumen, da fielen mich drei wilde Löwen an und trugen mich weit durch einen Wald, und unter einer Linde setzten sie mich nieder, und thaten so grimmig gegen mich, da war mir so bang, so bang!" Als ich so weit gesprochen, drückte sie ihre Stirne wie Eisen so schwer auf meine rechte Schulterspange, daß es mich schmerzte und ich sie mit dem Ausruf wegdrängte: „Bist du unsinnig?" — Sie bebte aber vor Angst und sprach: „Die Löwen sollen mich eher zerreißen, als dir die Kleinode rauben, die mich heilen. Wart, wart! da kömmt der Hahn, horch sein Schrei! die Löwen fliehen." Da krähte der Hahn wirklich zum zweiten Mal, ich war erstaunt, daß sie von dem rettenden Hahnenschrei meines Traumes sprach und von dem Raube der Kleinode, wovon ich selbst noch nicht gesprochen hatte, aber ich ließ mir es nicht merken und schwieg, doch wie erstaunte ich erst, als sie fortfuhr: „O, armes Kind von Hennegau! das Kleinod meiner Heimath, welches mir meine Sinne geheilt hat — jetzt, jetzt, tausend Dank! sie sind heil, — die lichten Edelsteine von Vadutz sind gerettet,

und der Hahn steckte dir einen weit wunderbareren Ring an den Finger unter der Linde, und Verena mit dem frommen Hühnlein Gallina sah freudig zu, und ich und die Schwestern kamen aus dem Kloster Lilienthal und folgten dem Brautzug, und folgten dem Leichenzug und standen am Grab im Garten, und das arme Kind stand vor uns und wir leuchteten und sangen:

„O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!"

„O, wie bin ich selig, daß Alles so gut geendet!" — So sagte also die gute Klareta den ganzen Schluß meines Traumes, von welchem ich kein Wort erwähnt hatte; — sie hatte also dasselbe geträumt, und woher kam der Reim, den ich drei Tage vorher im Garten bei den Lilien gehört, wieder in ihren Traum? — Alles das machte einen tieferen Eindruck auf mich, als mir lieb war. Ich habe einen eignen Abscheu vor Wunderbarem, das meine Freiheit stört.

Ich äußerte Nichts davon, daß sie dasselbe mit mir geträumt und sagte ganz unbefangen: „Was hältst du von dem Traum?" und sie erwiederte mit ernstem Ton: „Einstens wird es keiner mehr sein." — Ich fuhr aber fort: „Was sagtest du von den Kleinoden auf meiner Schulter, du seist durch sie geheilt, warum drücktest du so mit deiner Stirne darauf?" Da fühlte ich an ihrer Stirn einen tiefen Eindruck von dem spitzen Stein und fuhr fort: „Ist dieser unsinnige Eindruck etwa ein Beweis deiner Klugheit?" — Da richtete sich Klareta auf und sprach mit ruhigem Bewußtsein: „Meine Herrin! ich will dir ein wichtiges Geheimniß von den Edelsteinen sagen, durch welche du mit dem Ländchen Vaduz belehnt und ich dir unterthan geworden. Es ruht in diesen Kleinodien eine wunderbare, schädliche und heilende Kraft, welche ich beide erfahren habe; denn ich ward krank durch sie, und bin gesund durch sie geworden vor wenigen Augenblicken.

Jetzt aber will ich dir sagen, woher ich das Geheimniß dieser Kleinode kenne. — Mein Vater ist über Meer gezogen gegen die Sarazenen, er ließ die Mutter und uns drei Mägdlein zurück, wir waren nicht reich und lebten von künstlicher Bildweberei. Ach! bald kam eine Botschaft, der Vater sei gefangen, wir sollten ihn auslösen. Es war aber Jürgo, ein Edelknecht des Vaters, unser einziger Schutz und Freund. — Er war ein gar kunstreicher Weber, arbeitete Tag und Nacht für uns, und verkaufte auch unsere Arbeit. Er that uns Alles zu Liebe und wir liebten ihn als einen Bruder. Er bot sich uns an, hineinzureisen und den Vater zu lösen. Wir verkauften alle unsere Habe, um ihn mit dem Lösegeld auszurüsten, und sahen ihn mit großer Betrübniß von uns scheiden. Wir beteten viel für ihn und gelobten Gott, so er Jürgo's Weg segne, ein Klösterchen zu gründen, das sollte heißen Lilienthal, und darin wollten wir Gott dienen bis an unser Ende.

Nach zwei Jahren kehrte Jürgo heim ins Land Vadutz ohne den Vater, der war gestorben an der Pest im Hospital in Cypern. Der Kummer tödtete die Mutter. Wir drei Waisen waren allein ohne alle Stütze, als den treuen Jürgo. Nach der Mutter Tod schickte es sich nicht, daß er so viel, wie sonst bei uns sei, dennoch lebte und arbeitete er allein für uns. Er verkaufte seine kleine Habe, um uns zu ernähren. Er war der treueste Mensch, er that es dem Vater und mir zu lieb. Er hatte durch einen Sonnenstich auf der Reise gelitten, er arbeitete sich schier zu Tode für uns — wir waren ihm dankbar. Er ward krank und kam von Sinnen. Ich trauerte unaussprechlich um ihn. Das edelste Herz ward aus Treue zu meinem Vater und mir ein Thor vor den Menschen. Ich konnte nicht mehr ruhen, ich glaubte mich schuldig, Alles aufzuwenden, ihm zu helfen. Ich betete Tag und Nacht, und zog umher, Aerzte und fromme Männer um Rath zu fragen.

Als ich einst einem alten Einsiedler, der Mönch im Kloster Bänderen gewesen war, meine Noth klagte, sagte dieser: „O, wäre das Lehnskleinod von Vadutz noch hier im Lande, ihm wäre leicht zu helfen!“ — Als ich in ihn drang, mir von diesem Kleinode zu erzählen, sprach er: „Mit dem Kloster Bänderen sei ein altes Pergamentbuch verbrannt, in welchem er in seiner Jugend viel Wunderbares von dem Ursprunge der Grafen von Vadutz und ihren heiligen Kleinoden gelesen, das später, wie alles Heilige bei den Menschen, vergessen worden.“

Er erzählte mir hierauf unter vielem Anderen Folgendes: „Wohl mit Recht ist das Ländchen Vadutz curios zu nennen, denn Curio, ein Kaiser aus Rom, war sein Stifter im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt. Sein Eheweib hieß Docka und war durch den heiligen Theonestus heimlich getauft und eine eifrige Christin geworden. Durch sie nahm auch Curio den Christenglauben an und half in Rom den Christen mannigfaltig in der Verfolgung. Curio aber bekehrte einen alten jüdischen Mann, der war zu ihm gekommen mit vielem köstlichen Geschmeide von Gold und Edelsteinen, dem Kaiser das zu verkaufen. Er war ein sehr eifriger Christ und hatte große Liebe zu Curio, und dieser zu ihm.

Die Christen aber wurden verfolgt und getödtet, und der hebräische Mann ward auch gefangen und sollte gemartert werden, da gab er alle seine Edelsteine dem heiligen Theonestus, daß er den Armen damit helfen solle. Dem Kaiser Curio aber gab er ein unschätzbares Kleinod: zwei schöne Spangen von Einhorn, worauf zwei kleine Edelsteine; die Spangen dienten, das Gewand auf der Schulter zu fassen. Ehe er den Martertod starb, besuchte ihn Curio im Gefängniß und er erzählte ihm: daß er aus dem Stamme Juda sei, und daß diese Achselbänder einstens auf den Schultern Rebekka's geruht und von derselben in gerader Linie auf ihn vererbt seien. — Er theilte ihm seltsame Dinge mit,

die ihm von der Geschichte dieser Kleinode durch seine Voreltern überliefert waren, und die alle der Mönch aus dem Buch im Kloster Bänderen ausgeschrieben und mir gegeben hat. Ich gab sie vor einigen Tagen dem ehrwürdigen Jacob von Guise, von welchem du sie begehren magst. So viel gedenk ich noch daraus.

Es sind diese Kleinode das höchste Heilthum, denn sie kommen aus dem Paradies, und sind sie von dem Stein, auf welchem Jacob die Himmelsleiter sah und von welchem auch der Siegelring Salomo's war, durch den dieser alle seine Wünsche erfüllen konnte. Als der hebräische Mann dem Kaiser Curio das Kleinod der Achselbänder geschenkt hatte, sprach er zu ihm: „Trage diese Kleinode auf deinen Schultern, und fliehe mit Weib und Kindern aus Rom, denn ich habe im Gebet erkannt, du wirst des Christenthums angeklagt werden, du sollst aber über die Alpen in Rhätien ziehen, dort sind viele Leute zum Christenthume bekehrt durch St. Lucius, einen König aus Schottland; dort nun sollst du ein Fürst vieler Christen werden und ein Reich gründen, das Gott wohlgefällig ist.

So lange du und deine Erben die Kleinode der Rebekka ungetheilt auf den Schultern tragen, werdet ihr Glück und Friede haben. Ich will aber in der Stunde meines Todes deiner gedenken, und sollst du die Kleinode am Tage meiner Marter segnen lassen durch Theonestus. Immer aber bedenke, du mit allen deiner Kinder Kindern, daß Jacob geruhet auf der rechten Schulter Rebekka's und Esau auf der linken, und daß mit geistlicher Stärkung und Heilung und Allem, was dahin gehöret, gefüllt ist das rechte Schulterband; mit leiblicher Kräftigung, irdischem Gedeihen aber bis zur Gewaltthat das linke Schulterband. So sei dann weise und lasse Zeitliches, Irdisches, Leibliches nicht überhand nehmen, neige dein Haupt zur Rechten um Rath und Trost, ehe du zur Linken Lust und Stärke verlangest. Jährlich aber an meinem Sterbetage lasse den Segen über die

Kleinode durch einen frommen Priester erneuen. Dann auch magst du seelenkranke Menschen mit ihrer Stirne das Kleinod der rechten Schulter berühren lassen, und so es ihnen zum Heile, werden sie geheilet werden; so aber der Kranke nicht selbst zu kommen vermag, und ein Anderer will dessen Leid aus Christenliebe auf sich nehmen, soll es ihm auch gedeihen.

Auch ist eine alte Sage, daß einstens der Siegelring Salomonis, der alle Wünsche erfüllet, mit diesen Kleinoden zusammen kommen werde in den Händen eines Dieners des Messias, und wünsche ich, daß dieses an dir wahr werde!" — Es starb aber der hebräische Mann am Vorabend des Täufers Johannes, und ließ Curio die Kleinode segnen durch Theonestus zu Ehren des Täufers vor 1100 Jahren am heutigen Tag, an dem ich bin geheilt worden durch die Kleinode, zur Ehre Gottes und des Täufers und zur Bestätigung der Worte des hebräischen Mannes. — Aber Curio von seinem Bruder des Christenthums angeklagt, floh mit seiner Gemahlin Docka und seinen Söhnen über die Alpen nach Rhätien, und fand dort Alles, wie ihm gesagt worden. Er baute viele feste Schlösser und Flecken, und setzte seine Söhne darauf, und gab ihnen fromme Hausfrauen, und sammelte Gottesmänner in Gotteshäusern, und die da reif waren, säete er aus in Gottesäckern, und that alle Wege, wie man thut, da man neue Lande und Leute gründet, das Reich Gottes zu mehren auf Erden. — Auf den beiden Schultern aber trug er die heiligen Achselbänder, und wurden sie genannt die Kleinode des Landes. Von Curio kamen diese Kleinode auf seinen Enkel, den Grafen Anselm von Montfort. Seine Gemahlin brachte Zwillingsbrüder zur Welt, den Wolfbrand von Rothenfahn, dessen Schild war weiß mit rother Fahne, und den Hugo von Weißenfahn, dessen Schild war roth mit weißer Fahne.

Als der Graf Anselm seinem Tode nahe kam, heftete er seiner Gemahlin die Kleinode des Landes auf die Schultern, und

befahl ihr, ihre beiden Söhne gleich vor Gott in großer Einigkeit zu erziehen; und keinem den Vorzug zu geben, und wenn sie endlich dem Einen die Lande überlasse, solle sie ihm die beiden Edelsteine auf die Schultern heften, und diese niemals trennen, sonst würde großer Haß und Unfriede entstehen. — Die Gräfin von Montfort that nicht so, sie liebte den Rothenfahn, der ein Schmeichler und Augendiener mit rothen Wangen und einem Kirschenmunde war, viel mehr, als den Weißenfahn, der war treu, und rein und wahr, aber weiß und bleich von Farbe. Und sie hielt den Rothenfahn immer zu ihrer Linken am Herzen, und er schlummerte oder lauerte vielmehr immer an dem Schulterbande des linken Edelsteins, und sie wiegte ihn mit dem Reime ein:

„Feuerrothe Röselein,
Aus der Erde springt der Schein,
Aus der Erde bringt der Wein;
Roth schwing ich mein Fähnelein.“

Der Weißenfahn aber mußte wie der Knecht des Bruders sein, und auch meist die Strafe für ihn aushalten. So erzog sie ein rechtes Unkraut an dem Wolfbrand, und er hatte eine harte Stirne wie ein Widder, sein Sinn war zäh und sein Haar war kraus, und weil Hugo Alles mußte, was er wollte, und er Alles wollte, das diesem weh that, so hatte er sich ein Spiel erdacht, das nannte er Hammelstutz. Es bestand aber darin, daß er „Hammel, Hammel stutz!“ sagte und mit seiner harten Stirne gegen die Stirne seines armen Bruders rannte, daß dieser wie ein Lamm von einem Widder niedergestoßen, oft blutend zur Erde stürzte; und wenn der Bruder fiel, rief der böse Bube: „Vadutz!“ Und die Mutter und er gaben dem Hugo den Spottnamen Vadutz. Dieser aber war gütig und weise, liebte Mutter und Bruder und nahm in Allem zu.

Als nun die Mutter zum Sterben kam und einem der Söhne die beiden Edelsteine auf die Schulter heften und das

Land übergeben sollte, wählte sie ihren Liebling Wolfbrand dazu. Dieser aber sprach trotzig: „Ich mag den Stein da drüben nicht, da hat der Vadutz daran geruht, er mag ihn behalten, so ich einmal Lust dazu habe, mache ich Hammelstutz, da plumpst er nieder Vadutz! und ich nehme ihm den Stein, das macht mir mehr Spaß.“ — Die Mutter konnte ihm nichts abschlagen; da heftete sich Wolfbrand den linken Edelstein selbst auf die linke Schulter, und die Mutter übergab ihm zugleich das ganze Land. Hugo aber kniete mit gefaltenen Händen betend am Sterbebett der Mutter, und bat sie um den Segen, da heftete sie ihm den Edelstein auf die rechte Schulter und sprach: „Dein Bruder hat alles Land, aber da drüben liegt ein steiler, öder Berg, da gehen meine Schafe, ich schenke dir die Schafe und den Berg, da bau dir dein Haus.“

Der Jüngling benetzte die Hand der sterbenden Mutter mit Thränen des Dankes. In demselben Augenblick aber ergrimmte Rothenfahn und rief: „Hammel, Hammel stutz,“ und stieß den Bruder mit der Stirne nieder, daß er blutete. — Da entsetzte sich die Mutter, die Augen gingen ihr auf, sie erkannte den Unterschied zwischen links und rechts, sie gedachte des Gebots des sterbenden Grafen Anselm, die Edelsteine nicht zu trennen, sie sah den bösen Sohn zitternd an und sagte: „Gott verzeihe mir, ich habe himmelschreiendes Unrecht gethan, Wolfbrand, du bist ein Ungeheuer, die ganze Macht des Steines werde an dir lebendig!“ — Da zog sie den Hugo an ihr Herz, und da sie das rothe Blut von seiner weißen Stirne niederrinnen sah, riß sie die Farbe in tiefer Liebe zu ihm hin, und sie küßte seine Stirn und segnete ihn nochmals und sprach: „Alle deine Nachkommen sollen Zeugniß davon geben, daß dein rothes Blut zu mir geschrien und mein Herz in meinem Tode mit Lieb' und Reue erfüllet hat! aller Segen komme über dich! — Hüte dich vor deinem Bruder, aber räche dich nicht an ihm, — nein! heile

mit deiner Rechten, was meine Linke verdarb, — ich werde keine Ruhe finden, bis die beiden Edelsteine vereint auf deinen Schultern ruhen!“ Da starb sie.

Wolfbrand nahm die Schlösser und Burgen des Landes in Besitz und pflanzte seine rothe Fahne überall auf. Er übte große Gewaltthat an Land und Leuten, Alles floh vor ihm. — Hugo zog auf seinen Berg, baute sich ein Haus und hütete die Heerden, welche ihm die Mutter geschenkt. Segen und Friede war mit ihm, Unsegen und Unfriede mit Jenem. Die verfolgten Unterthanen trieben ihre Heerden zu ihm, und flehten ihn um Schutz. Darüber ergrimmte Wolfbrand immer mehr und sein Haß gegen den Bruder stieg bis zum Wahnsinn. Er hetzte ihm hungrige Wölfe an seine Heerde, und wenn der Bruder sanft und liebvoll ihn ermahnte, rief er ihn an: „Hammel stutz — und Badutz!“ — Da nun unter dem Volke die Rede entstand, er sei nicht ihr vollkommener Herr, er trage nicht die beiden Edelsteine, das Land sei ihm nur zur linken Hand angetraut, zogen sich die Unterthanen immer mehr zu der weißen Fahne. — Indessen bauten die Unterthanen dem guten Hugo ein festes Schloß auf seinen Berg, um ihn und das Seine vor dem wüthenden Wolfbrand zu schützen und nannten das Schloß Badutz. Wolfbrand verlangte nun den andern Edelstein von seinem Bruder, und war so von Sinnen gekommen, daß er ihn herausforderte, wer von beiden den Andern mit der Stirne niederstoße, solle beide Edelsteine haben. Hugo schloß sich in seine Burg Badutz ein und ließ ihm sagen: „So du willst, stoße diese Veste nieder!“ Da belagerte der unsinnige Wolfbrand Badutz, alles Volk aber verließ ihn, und als er sich allein sah, rannte er mit seiner harten Stirne so wüthend gegen das Thor, daß er wie todt niedersank. Hugo ließ ihn hereintragen und pflegte ihn, aber es war keine Hoffnung, sein Kopf war gespalten.

Da nun Hugo überall umfragte, ob Niemand Hilfe für den

lieben Bruder wüßte, kam ein weiser, frommer Meister, der sagte ihm: „Lasse sein Haupt an St. Johannis Vorabend auf dem Edelsteine deiner rechten Schulter ruhen und sieh, was erfolgt.“ Das that Hugo, und Wolfbrand ward ruhig und mild und gewann seinen Verstand wieder, und bat seinen Bruder um Vergebung und Alle, die er betrübet und starb in Hugo's Arm einen schönen Tod. Dieser aber trug nun beide Edelsteine und hatte das ganze Ländchen, das nannte er Vadutz, wie sein Schloß, und baute dem weisen Meister ein Kloster, wo der Leib seiner Mutter ruhte und legte den Leib Wolfbrand's mit seiner rothen Fahne an ihre linke Seite. Er hieß aber das Kloster Bänderen, weil die Mutter den Raum dazu auf einer grünen Wiese mit tief rothen Bändern abgesteckt hatte.

Dann regierte Graf Hugo das Land Vadutz gar milde, hatte viele Söhne und Töchter, und jährlich am St. Johannisabend warden unweise, arme Menschen zu ihm geführt, die lehnten ihr Haupt auf seine rechte Schulter, da wurden sie wieder heller Sinne. — Solches erzählte mir der alte Mönch aus dem Kloster Bänderen und fügte hinzu: „Sieh also, arme Klareta, wäre das Kleinod von Vadutz noch hier auf dem Schlosse, St. Johannistag ist nahend, so dürfte Jürgo, der euch Kindern so große Treue geübet, nur sein Haupt auf das rechte Schulterband unsers Grafen von Vadutz lehnen und Gott würde ihn wie den Wolfbrand von seiner Unweisheit heilen; aber du weißt, daß unser Herr jetzt im Hennegau wohnet, und daß die heiligen Kleinodien nicht mehr hier im Lande sind.“ — „Das ist,“ fuhr Klareta fort, „was mir der Mönch von dem Geheimnisse der Kleinode gesagt, die jetzt auf deinen Schultern ruhen. Du kannst dir denken, o armes Kind von Hennegau, daß mir das Herz brannte, dem treuen Jürgo zu helfen; da es aber nicht möglich, ihn in seinem Elend ins Hennegau zu führen, erneuerte ich mit den Schwestern das Gelübd', ein Kloster Lilienthal zu gründen, so

Gott den armen Menschen heilen wollte, wenn ich aus dankbarer Menschenliebe statt seiner barfuß ins Hennegau zöge und mein Haupt statt seiner auf das Schulterband Rebekka's lehnte. Die Schwestern wollten mich treulich geleiten, der Mönch aber sagte: „Es sei eine ungewisse Sache, denn er wisse nicht, ob die Kraft der Edelsteine in diesen Zeiten in der Fremde noch geübet werde, oder in Vergessenheit gekommen sei.“

Ich aber konnte nicht mehr ruhen, ich opferte mich ganz auf für Jürgo und zog mit den Schwestern barfuß gen Hennegau. Ich hatte künstlich gewebtes Bildwerk mitgenommen und ein Brieflein vom Abte des Klosters Bänderen an Jacob von Guise, damit ich Eingang fände bei der Gräfin, deiner Mutter. Jacob von Guise, dem ich Alles mittheilte, belobte zwar meine Christenliebe, aber er sagte mir, wie der Gebrauch der Kleinodien zur Heilung blöder Sinne hier zu Lande schon lange abgekommen, weil mehrmalen ein übler Erfolg davon verspürt worden sei, außer dem großen Ueberlaufe, den der Graf dadurch gehabt; was hauptsächlich eine Ursache gewesen, daß er aus Vadutz ins Hennegau gezogen. Auch sei die Gräfin, deine Mutter, krank, und ihr jene Kraft der Kleinode ganz unbekannt. Da ich ihn aber fußfällig bat, mir zu deiner Mutter zu helfen, ging er in seine Kammer ins Gebet, und da er heraus kam, segnete er mich und sprach: „Folge mir in Gottes Namen!“ Da führte er mich und die Schwestern in das Schloß.

Wir wurden auch gut aufgenommen bei deiner seligen Mutter, du gedenkest dessen noch; ja, du selbst trugst bei, daß sie mich unter ihr Frauenzimmer nahm, dich das Bildwerk weben zu lehren, und ich brachte es so weit, daß es mir erlaubt ward, in ihrer Krankheit an St. Johannis Vorabend bei ihrem Lager zu wachen.

Da man mir hier gar nichts von der Kraft der Edelsteine sagte, sprach ich auch nicht davon, und harrte mit großer Angst, bis

deine Mutter entschlief, um mein Haupt auf ihre rechte Schulter zu lehnen. Sie lag aber auf der rechten Seite, und statt zu beten, daß sie sich umwenden möge, ließ ich mich von meiner Begierde, dem armen Jürgo zu helfen, hinreißen. Ich sah den lichten Stein auf ihrem linken Schulterbande blitzen, und senkte meine Stirne mit dem heißen Verlangen auf diesen Stein nieder, es möge seine Kraft an mir wahr werden, — und sie ward an mir wahr, ich ward unweise und führte unsinnige Reden, und sang laut die thörichten Lieder des Jürgo. Deine Mutter erwachte, man brachte mich hinweg, und du weißt, wie ich mit meinen Schwestern nach Vadutz zurück gesendet ward. Eine Gnade hatte ich, ich wußte von meinem Leide, ich wußte von Allem, was um mich her geschah, aber ich mußte thun und denken, was ich that, und wohl auch manchmal fühlen, daß es im Grunde oft weiser war, als vorher. Ich wußte auch, daß Gott mir einst helfen werde, und so trug ich allen Hohn ohne Murren, und opferte alles Leid Gott auf für den treuen Jürgo und die Seelen meiner frommen Eltern.

Jetzt ist mir wie ein Schleier, wie ein Traum von meiner Stirne genommen, und ich weiß Alles von mir aus diesen zwei Jahren, wie von einer Andern, und sage es dir, du magst morgen die Schwestern darum fragen, ich zweifle nicht, daß es so gewesen. Als wir nach Vadutz heim gekommen, fanden wir Jürgo nicht mehr. Er war am Vorabend von des Täufers Tag in der Kirche des Klosters Bänderen betend von seinem Wahne geheilet worden zur Stunde, da meine Stirne das Kleinod in Hennegau berührte, und er hatte das Kloster nicht mehr verlassen. Sie hatten ihn aufgenommen in ihren Orden. — Ich aber bin gleich bei meiner Ankunft in Jürgo's Hütte nächst unserm Hause gegangen, und habe mich an seinen Webstuhl gesetzt und an dem rothen Tuche fortgewebt, das er begonnen hatte, und habe seine irren Weberlieder gesungen von dem Seelchen auf der Heide,

fort und fort bis dort drüben am Zaune, wo ich dir das Tuch gegeben.

Als nun der Klostervogt von Bänderen zu mir kam und mir einen Schenkungsbrief Jürgo's brachte, worin dieser mir und den Schwestern Hütte, Webstuhl, Garten und Alles, was er zurückgelassen, schenkte, und mir sagen ließ, ich möchte doch das rothe Tuch fertig weben, er wolle uns dafür geistlicher Weise eine Aussteuer bereiten für eine andere Welt, wunderte mich das Alles nicht, denn ich saß schon am Webstuhl und sang die Weberlieder, als sei das immer gewesen.

So ging ein Jahr vorüber, Sonnenwende nahte heran; die Schwestern hörten, daß nach deiner Mutter Tod nun die Kleinode auf deinen Schultern ruhten, sie wollten mich nochmals um Hilfe hieher führen. Ich aber folgte nicht, denn das rothe Tuch war nicht fertig; auch fürchtete ich heimlich, Jürgo möge wieder krank werden, so ich genese. Erst um diese Zeit kam mein Zustand zu den Ohren Jürgo's in Bänderen, der ward sehr traurig darum und starb in kurzer Zeit eines erbaulichen Todes. Als das Sterbeglöcklein um ihn läutete, schoß ich sein Weberschifflein zum letzten Male durch die Fäden, das rothe Tuch war fertig, und ich selbst mahnte nun die Schwestern zur Wallfahrt ins Hennegau; — und Gott sei ewig gepriesen, heut' an des Täufers Vorabend sind meine Sinne genesen an dem Kleinode des rechten Schulterbandes! — O, armes Kind von Hennegau, nun erfülle das Maaß deiner Gnade, stifte uns das Kloster Lilienthal, das wir gelobet, wir wollen treulich dort beten, auf daß der Hahn die Löwen von dir verscheuche."

Nach diesen Worten kniete Klareta vor mir nieder und umarmte flehend meine Füße. Ich aber, tiefbewegt von allem Gehörten, bedurfte Ruhe, um mich zu sammeln, und vermochte nur zu sagen: „Klareta gehe, danke Gott mit den Schwestern und ruhe, auch das arme Kind von Hennegau ist müde und muß

schlafen.“ Da verließ sie das Zelt. — Ich dankte Gott auf den Knien, ich wußte, daß er durch mich geheilt hatte. O, wie arm erschien ich mir neben Klareta! Sie, die so Vieles erlitten, die Treue eines Dieners zu belohnen, ließ ich schmachten, um der Fackeln und Schallmeien willen. — Manches Eigenthümliche in meinem Wesen, das ich mir selbst zugeschrieben, erschien mir nun mit der geheimen Kraft der Kleinode zusammenhängend.

Jetzt erst verstand ich, warum nach alter Sitte den Lehnshuldinnen von Vaduz von frühester Jugend so dringend eingeschärft wurde, den Kopf nicht hängen zu lassen, sondern gerade empor zu tragen. Jetzt verstand ich, warum die Ceremonienmeisterin bis zur Ungeduld wiederholte: „Halten Sie sich gerade, Gräfin.“ — Jetzt erst verstand ich die Worte, da mir die Lehnskleinode auf die Schulter gelegt wurden: „Wandle in der goldnen Mitte und wähle das Rechte.“

Jetzt erst danke ich meiner Mutter und Verena, daß sie mich mit solchem Eifer anhielten, auf der rechten Seite ruhend zu schlafen; so daß sie oft in der Nacht nach mir sahen und mich weckend im Bett umwendeten, was mich nicht wenig verdroß. — Jetzt schämte ich mich des Eigensinns und der heimlichen Schadenfreude, mit welcher ich aus Widerspruch mich zur linken Seite wendete, sobald sie den Rücken kehrten; vor Allem aber der Heuchelei, mit welcher ich mich schnell rechts kehrte, so ich sie nahen hörte.

Aus diesem Widerspruch entstand eine geheime Lust, links zu schlafen, und aus dem Kampfe mit dem Gewissen entstand eine Unentschiedenheit, ob rechts, ob links zu ruhen, die mich noch jetzt störet, wenn ich mich zur Ruhe lege, und welche gewöhnlich die Hinfälligkeit des Schlafs entscheidet. — Aber ich muß auch gestehen, daß ich mich oft, wenn ich herzlich gebetet habe, mit Ueberwindung zur Rechten lege, und leider mit Beschämung links aufwache. — O, wie viele gute Einflüsse des rechten

Kleinodes mag ich verschlafen haben. Von nun an will ich es besser machen! — Ich dachte weiter über Alles, was Klareta erzählt, und entdeckte darin mit Verwunderung eine Spur meiner und der Mutter Neigung zu tief rother Farbe bis in den rothen Kirschenmund meines Ahnherrn Wolfbrand Rothenfahn und die blutende Stirne des frommen Hugo Weißenfahn hinein. — Gott habe sie selig! — Nach allen diesen Gedanken saß ich aufrecht auf meinem Lager und kreuzte voll Ehrfurcht und guten Willens die Hände, und legte sie auf die Achselbänder Rebekka's, und betete und sagte: „Gewiß, gewiß, ich will den guten Schwestern das Kloster Lilienthal gründen — aber, ich muß doch erst — da übernahm mich der Schlaf — die große Wäsche zu Haus und wieder in den Schränken haben — feuerrothe Röselein — ich nickte und sank zur Linken und schlummerte ein.

St. Johannis des Täufers Tag. Sonnenwende. — Als der Tag anbrach, hörte ich in der Ferne ein liebliches Singen. Ich trat vor das Zelt und hörte, daß es die drei Fräulein waren, welche vor Tag in den Wald gegangen waren, mancherlei Kräuter und Wurzeln unter Gebet zu sammeln, wie es in Hennegau an diesem Tage der fromme Gebrauch ist. Sie schmückten die Kapelle des Täufers vor dem Walde damit, auf daß sie bei dem Gottesdienste möchten gesegnet werden, und sangen ein Danklied wegen der Genesung Klareta's.

Da nun meine Mägde kamen, nach mir zu schauen, ließ ich diese auf der Bleiche harren und ging auch zu der Kapelle. Die Schwestern vergossen Thränenströme, sie sprachen wenige Worte, sie küßten alle drei mit Ehrfurcht den Edelstein auf meiner rechten Schulter und steckten drei große Wachskerzen in Gestalt dreier Lilien vor dem Bilde des Täufers auf. Sie mahnten mich dadurch an das Kloster Lilienthal, aber ich ließ mich Nichts merken, denn ehe ich durch das Johannisfeuer gesprungen war und den Johannisengel geküßt, und mein Geräthe

wieder in den Schränken hatte, konnte ich das Kloster nicht ruhig bedenken.

Jacob von Guise hielt uns den Gottesdienst, meine Gespielinnen kamen auch mit den Kinderschaaren herangezogen. Jeder Schaar wurde ein schöner Johannistopf voll Blumen vorgetragen und am Fuße des Altares niedergesetzt. Es war eine gar liebliche Andacht. Die Mägdlein führten einen gesunden freudigen Knaben, den sie den Johannisengel nannten, auf einem geschmückten Kinderwägelein in Prozession zur Kapelle. Er war sechs Jahre alt und hieß Immel, weil er wie eine Imme gern über die Blumen hin schwebte und Allen lieb war. Er hatte wie ein klein Täuferlein ein Lammfell über der Schulter und ein Kreuzfähnlein in der Hand und war mit Blumen geschmückt. Ein Lämmchen lief seinem Wagen nach. Die Kinder halfen ihm aus dem Wagen und ließen ihn in ihrer Mitte in einem schönen dichten Blumenkranz niederknieen. Das Lamm lag neben ihm, da saß er drinnen wie der Sommer, der in einem Blumennest aus dem Ei geschlüpft ist. Meine Gespielinnen knieten rings um die Kinder, und hinter diesen mehrere der Eltern. Es trat aber plötzlich eine schlanke Frau zu der Kapelle heran und griff in den Weihbrunn, und segnete sich, und ging auf den Johannisengel zu, und besprengte ihn tüchtig, und schien ihn küssen zu wollen in plötzlicher Freude, aber sie besann sich, erröthete über und über, und trat wieder zu den anderen Frauen. Es war die Mutter des Johannisengels, den sie schier allzu lieb hat. Sie gehörte wohl hier zum Feste, denn in ihr glühet ein wahres Johannisengelfeuer offen unter freiem Himmel hin- und herwehend, und alle Engel springen durch ihr Herz, daß die lichte Lohe herausschlägt, und auch der liebe Immel scheint nur ein Engel, der durch ihr Herz gesprungen, nur ein Flämmchen, das aus diesem Feuer hervorgezuckt. — Wie könnte ich sie nicht lieben? Ich muß ja, denn wer sie anschaut, der muß singen:

„Feuerrothes Röselein,
Aus dem Blute springt der Schein,
Aus der Erde dringt der Wein,
Roth schwingst du dein Fähnelein.“

Während der Andacht sangen die drei Lilienfräulein gar schöne Lieder, und nachher segnete Jacob von Guise mich unter Gebet, wobei er sprach: „In Rebekka erscheint die Gewalt holdseliger Freundlichkeit über die Herzen Anderer; ihre Schultern, die den Krug zum Brunnen trugen, den Boten Abraham's und seine Kameele zu tränken, sind die Werke ihrer Menschenliebe, durch welche sie die Brautgeschmeide Jacob's verdiente, dessen Weib sie ward. Aus den Fluthen schöpft die Liebe Gluthen.“ — Dann segnete er die Spange auf meiner rechten Schulter mit den Worten Isaak's zu Jacob: „Gott gebe dir vom Thaue des Himmels und dem Fette der Erde die Fülle an Korn und Wein und Oel,“ und hierauf die linke Spange mit den Worten zu Esau: „Dein Segen wird sein vom Fette der Erde und vom Thaue des Himmels von Oben her.“

Auch sprach er Worte von den Schulterspangen Aaron's, und sodann: „Gib deine Füße in die Fesseln der Weisheit und nimm ihr Halsband an deinen Hals, neige deine Schultern und trage sie, und habe keinen Verdruß an ihren Banden, zuletzt werden dir ihre Fesseln ein starker Schirm und ihr Halsband ein Ehrenkleid sein; denn in ihr ist die Zierde des Lebens, und ihre Bänder sind Bänder des Heiles, du wirst sie wie ein Ehrenkleid anlegen und wie einen Freudenkranz aufsetzen.“ Hierauf sprach er den neunzigsten Psalm und segnete bei den Worten: „Er wird dich mit seinen Schultern überschatten und deine Zuversicht wird unter seinen Flügeln sein.“ — Sodann sprach er noch: „Da du geboren wurdest, sang man: Uns ist geboren ein Kindelein, sein Reich ist auf den Schultern sein.“

Da machte er mir ein Kreuz auf die beiden Schultern, wobei

er sprach: „Trage dein Kreuz und folge nach, trage deinen Nächsten, wie Gott dich trägt, trage Niemand Etwas nach, trage nicht auf beiden Schultern, nimm fremde Bürde nicht auf die leichte Achsel, zucke die Achsel nicht gegen die Hilfesuchenden, wandle in goldener Mitte und wähle das Rechte am Scheidewege, deine Linke wisse nie, was deine Rechte gibt, dein Reich sei Gnade auf deinen Schultern u. s. w."

Dann segnete er auch die drei Schwestern und alle meine Gespielinnen und die Kinder. Da er mit dem Weihbrunn gegen den Johannisengel trat, drang dessen Mutter durch die Menge heran, kniete hinter dem Knaben nieder, schloß ihn mit beiden Armen an ihre Brust, streckte ihr Haupt über seinem Blumenkranz hervor, und so empfingen sie den Segen zusammen wie Thau des Himmels in Kranz und Locken. Es sah dieses gar rührend aus.

Jetzt erhoben wir uns Alle von den Knien, alle meine Freundinnen küßten das Kleinod auf meiner rechten Schulter, und ich umarmte sie. Als ich nun auch die Mutter Immel's umarmt hatte, legte sie mir ungestüm den Johannisengel ans Herz, aber ich gedachte Wolfbrand's, der im linken Arme seiner Mutter durch Liebkosung verunstaltet worden und nahm den Immel in den rechten Arm, und er küßte das Kleinod zur Rechten. Ich setzte ihn nun wieder in sein Wägelein, das die Kinder herbeigeführt hatten, und Jacob von Guise sprach nun zu den versammelten Müttern: „Ihr lieben Mütter, bedenket bei diesem Feste; schon unter dem Herzen Elisabeth's hüpfte Johannes dem Herrn entgegen, da dieses Herz die Mutter des Herrn begrüßte; so sollen alle Mutterherzen thun, um ihre Kinder dem Herrn entgegen zu bringen.

Frühe schon trennte Elisabeth den kleinen Johannes von ihrem Herzen, und führte ihn nach Gottes Willen in die Wüste, damit er, unberührt von Weichlichkeit, stark werde, damit er kein

Sclave werde durch zärtliche Liebkosung, und kein Tyrann durch Schmeichelei und befriedigten Eigenwillen; — so sollen alle Mutterherzen thun, sobald ihre Kindlein wandeln können, sollen sie sie führen auf die ernsten Wege der Zucht und Gottesfurcht; wir haben das Paradies der Lust verloren und müssen lernen, in die Wüste der Buße zu wandeln. Wenn die Mutter sich auch nicht wirklich von ihrem Kinde trennt, wird sie ihm doch eine heilsame Wüste bereiten, indem sie gerecht und streng ihm auch die Dornen und nicht allein die Rosen darbietet.

Johannes sollte werden die Stimme des Rufenden, der den Weg und die Wahrheit verkünde, darum ward er von Elisabeth in die Wüste gebracht, auf daß seine Zunge von aller Sünde rein bleibe; — so trennt jede fromme Mutter ihr Kind von allen weichlichen, verführenden Eindrücken, und wacht über seine Sinne, daß sie rein und würdig bleiben, der Wahrheit allein zu dienen. — O, bedenket ihr Mütter, nicht in den Armen der Mutter, nicht unter ihren Liebkosungen, nicht in der Befriedigung seiner Gelüste — nein, in der Wüste der Zucht und des Gehorsams kam die Stimme des Herrn zu Johannes. — O, bedenket ihr Mütter, in der Wüste ward Johannes vor dem Morde der unschuldigen Kindlein bewahrt; so bewahret denn auch ihr in der Wüste der ernsten Zucht eure unschuldigen Kinder vor dem Morde der Welt und ihres Fürsten. — Das Herz eurer Kinder ist in eure Hand gegeben, wie das biegsame Wachs in die Hand des Künstlers, er kann gute Engel, er kann böse Engel daraus bilden. — Wie oft, ihr Mütter, nennt ihr eure Kinder Engel, o bedenket, daß es Engel gibt, die nicht in der Wahrheit geblieben, Engel, die durch den Schmuck auf ihrem Herzen stolz geworden, die bei ihrer Schönheit die Weisheit verloren haben und gestürzt worden sind. Gott gebe euch die Gnade, eure Kinder, wie auch heute diesen kleinen Johannisengel, in die Wüste der Zucht zu begleiten!"

Hierauf wendete Jacob von Guise seine Rede zu den Kindern und sprach: „Zum Gedächtniß, daß der Knabe Johannes von seinen Eltern früh in den Wald verborgen ward, wo er mit Kräutern und Blumen, mit Fischlein und Vöglein und allem Gethier ein unschuldiges heiliges Leben führte, von Gottes Engel gehütet, von Gottes Gnade bethaut, ziehet ihr jetzt mit dem kleinen Johannisengel spielend in den wilden Wald und segnet und pflücket mit unschuldigen Händen allerlei Heilkräuter, welche nun in der Sonnenwende in ihrer höchsten Kraft stehen. Alle Jahre kommen diese Kräuter wieder, kommt dieses Fest wieder, so sei dann eure Andacht und Freude auch heute und alle Jahre in höchster Kraft, und wenn ihr die Johanniskräutlein oder Blümlein findet, so zeigt sie dem kleinen Immel, dem Johannisengel, daß er sie breche und in den Korb lege, dabei soll er sprechen:

„O lieber Gott im Himmel
Segne den kleinen Immel,
Segne um das Täuferlein
Das arme Johannisengelein;
Dein Segen komm auf seine Hand
Und auf das Kräutlein, das er fand,
Und führe den kleinen Immel
Unschuldig einst in den Himmel!"

Wenn ihr nun das Kraut Artemisia, Johannisgürtel genannt, findet und kleine Gürtel daraus flechtet, sollt ihr sprechen:

„Um Sanct Johannes das Täuferlein,
Sein wohlgegürtet Vorläuferlein,
Segne mir Gott dies Gürtelein,
Daß, wen es gürtet, auf allen Wegen
Dir unermüdet laufe entgegen!"

Wenn ihr nun die heilsame Farrenkrautwurzel aus der Erde grabt und kleine Händchen daraus schnitzelt, die man Johannis-

händlein nennt, und diese anhängt in der frommen Hoffnung, Gott möge auf die Fürbitte Johannis, dessen Hand auf das Lamm Gottes gezeigt und den Herrn getauft, uns an Leib und Seele vor Unglück bewahren, so sprechet dabei:

„Der Täufer zeigt mit seiner Hand
Auf Gottes Lamm am Jordansstrand,
Wir schnitzen Johannishändelein
Und tragen's an einem Bändelein,
Gott schütz' uns auf Wegen und Stegen
Und führ' uns dem Lamme entgegen!"

Ihr werdet auch das Heilkraut Johannisblut sammeln; sein rother Saft erinnert uns, wie der Täufer sein Blut für das Lob der Wahrheit vergoß, auf daß wir Gott bitten, daß er uns vor der Verletzung des Leibes und der Seele, durch falsches Lob, neidischen Blick, Schmeichelei u. s. w. behüte; dabei sprechet:

„Johannes, wie ist dein Blut so roth,
Du starbst für Wahrheit den Martertod;
Und wo dein Blut geflossen ist
Das Blutkräutlein entsprossen ist.
Um dich, der wahres Lob erhob,
Behüt' uns Gott vor falschem Lob,
Vor bösem Blick, vor heimlichem Neid,
Wobei nicht Leib noch Seel' gedeiht."

Und wenn ihr gegen Abend die leuchtenden Johanniswürmlein fliegen sehet, so gedenket an die Worte: „Und das Licht leuchtet in der Finsterniß, und ein Mensch von Gott gesandt, Johannes, gab Zeugniß von dem Lichte!" — Deßgleichen denket, wenn ihr dann am Abend um die Johannisfeuer tanzet und springet. So thut, liebe Kinder und auch ihr Erwachsene, in Allem, dann werdet ihr auch im Wald und Feld in aller unschuldigen Freude Gottes Lob und Ehre verkünden." — Nach dieser

Ermahnung segnete der liebe fromme Greis nochmals alle Anwesende und kehrte in sein Kloster.

Hierauf zogen die Kinder mit dem Johannisengel in den Wald, die rosige Mutter Immel's zog mit hinein, und die Kinder nannten sie heute die rosige Mutter Elisabeth, und schmückten sie dicht mit Rosen; denn ein Pilger hatte erzählt, nirgends gäbe es im heiligen Lande so viele Rosen, als im Thale St. Johann, wo der Täufer geboren ist. Wir Alle gaben dem Zuge das Geleit, und meine Ordensgespielen gingen ganz mit, um die Aufsicht über die Kinder zu haben. Sie hatten einen Kessel und Hirse bei sich, um den Kindern einen Brei zu kochen. Als diese dem Walde nahten, sangen sie mit dem Johannisengel folgendes Lied in Fragen und Antworten. Zuerst zupften sie ihn an seinem Lammsfell und fragten, was für ein Rock dies sei, und sangen dann von Zeit zu Zeit neue Fragen:

Kinder: Sag Engel Johannes, welch Röcklein ist dies?
Immel: Dem himmlischen Kaiser sein goldnes Vlies.
K.: Sag Engel Johannes, wo steht dann dein Haus?
J.: Es steht in dem wilden Walde da draus.
K.: Sag Engel Johannes, wovon ist's gebaut?
J.: Von Eichen, von Buchen, von Gras und von Kraut.
K.: Ist gut auch gedecket dein lustiges Haus?
J.: All Frühling blüht neu drauf des Zimmermanns Straus.
K.: Wo hast du, o Engel, dein Schlafkämmerlein?
J.: Nicht weit von Frau Echo im Felsengestein.
K.: Und wo ist dein Tischlein, dein Stuhl, deine Bank?
J.: Das Alles, das ist mir der Erdboden blank.
K.: Sag, was für Gerichte bereitet dein Koch?
J.: Wilden Honig, Heuschrecken die ganze liebe Woch'.
K.: Johannes, o lad' uns zu Gaste heut' ein!
J.: Von Herzen, wenn ihr in der Faste wollt sein.
K.: Und was wird besonders uns heut' aufgetischt?
J.: Was man so an Hecken und Sträuchern erwischt.

K.: Sag, Engel Johannes, ist klar auch dein Wein?
J.: Mond, Sonne und Sternlein, die spiegeln sich drein.
K.: Wer sind, o Johannes, deine Nachbarsleutlein?
J.: Die Hirschlein, die Häslein, die Waldvögelein.
K.: Johannes, was soll unser Gastgeschenk sein?
J.: Wer mit ißt, empfängt ein Johannisgürtlein.
K.: Geschürzt und gegürtet, da läuft man viel Stund'.
J.: Und wird nimmer müde und läuft sich nicht wund.
K.: Sag Engel, was soll unser Abschied dann sein?
J.: Daß Jedem ich reich das Johannishändlein.
K.: Wohin zeigt dem Händlein sein Fingerlein fein?
J.: Hin auf das Lamm Gottes, dem folget allein.
K.: Sag Engel, zum Schlusse, giebt's auch einen Tanz?
J.: Um's Feuer, um's Feuer mit Kranz und mit Glanz.
K.: Beim Heimgang, wer wird ein Laternchen uns leih'n?
J.: Die Sternchen und tausend Johanniswürmlein.

Als sie so weit gesungen hatten, kamen sie zwischen viele Rosenhecken und Johannisbeerstauden und begannen lustig durcheinander zu schreien:

„Feuerrothe Röselein,
Aus der Erde springt der Wein,
Aus dem Blute bringt der Schein,
Schwingt das rothe Fähnelein!"

Da fingen sie an die Beeren zu essen und den Johannisengel und seine rosige Mutter mit den Röselein zu bekränzen. — Hier verließ ich den Zug mit den drei Lilienfräulein. Da wir an die Johanniskapelle zurückkamen, hatte Jacob von Guise so eben viele Wachskerzen gesegnet, er theilte sie uns und vielen Anwesenden aus und führte uns in Prozession, Gottessegen erflehend, um die Felder. In der Nähe der Stadt trennte ich mich von der Schaar und begab mich mit meinen Mägden in das Schloß. In meinem Gemache fand ich eine große Freude. Da trat mir mein liebes Herzgespann mit dem schönsten Johannisengel entgegen.

Sie hatte ihr Kindlein, das liebste Röschen, mit den schönsten Blumen umgeben, und legte mir diesen lächelnden Johannisstrauß in die Arme. Ich dankte ihr von Herzen und lehnte das liebe Kind mit heißem Wunsche, Gott möge es segnen, an meine rechte Schulter. Ich betete still und gab es der Mutter wieder, die es aus den Blumen wickelte und auf mein Kissen legte.

Nun erzählte ich dem lieben Herzgespann die Heilung Klareta's und das Geheimniß der Kleinode, da lehnte sie ihr Haupt unter Thränen auf meine rechte Schulter und sprach mit großer Innigkeit: „Amey! wie wächst mir der Frieden im Herzen. Sieh, ich habe immer geahnet, es müsse etwas Heiliges an dir sein, darum machte es mich auch so glücklich, als du mein Röschen zuerst in den Garten trugst. Du hast es doch auf dem rechten Arme getragen?“ — „Ja,“ erwiederte ich: „Aber fällt dir Nichts ein, was du einmal zu mir gesagt, da wir zusammen im Kloster erzogen worden? Ich habe gleich daran gedacht, als Klareta mir heute das vergessene Geheimniß der Achselspangen wieder eröffnete.“ — „O, ich habe dich noch nie vor mir wandeln sehen,“ erwiederte mein Herzgespann, „ohne daran zu denken. Es war, da ich zum ersten Mal in der Prozession das Marienbildlein mit dir auf den Schultern trug; wir waren vier Jungfrauen, und ich wandelte hinter dir. Immer mußte ich deine Schultern anschauen, immer erwartete ich, es sollten Engelsflügel daraus hervorsprossen. Weißt du noch, wie ich dich zu Haus umarmte und dir so ernsthaft sagte: es sei nicht ohne Bedeutung gewesen, daß in der Stunde deiner Geburt gesungen ward: „Uns ist ein Kindlein geboren, sein Reich ist auf seinen Schultern;“ und daß dein Vater dich mit der Grafschaft Vadutz beschenkte, indem er die Kleinodien auf die Schultern deiner Mutter heftete? Sieh, damals schon, als Niemand mehr etwas von der Bedeutung dieser Edelsteine wußte, ahnete ich eine wunderbare Macht in deinen Schultern, und wie oft hast du mich fragen müssen, warum ich

in meinen Betrübnissen mein Haupt immer auf deine rechte Schulter lehne, da ich mich doch an deinem Herzen ausweinen könne? — Aber ich lehnte mein Haupt wieder hin und sagte: „O, Amey, ich weiß es nicht — aber wenn mein Herz schwer ist, lege ich meine Last auf deine Schulter, denn in ihr ist deine Macht; — sie kann mehr tragen als dein Herz! — Sieh, Amey, es war die Kraft jener Kleinode, die ich fühlte. Und ich bitte dich, bedenke den Wunsch der Lilienfräulein, stifte ihnen ein Kloster Lilienthal, du hast durch sie deinen größten Schatz, der versunken war, wieder gehoben. O, thue mir auch diese Liebe noch zu dem Vielen, was ich dir verdanke." — „Du mir?" sprach ich, „mir, welche in deinem Frieden, deiner Milde und Schonung immer allen Trost gefunden hat." — „Amey," erwiederte sie, „alle der Friede ist von dir, ist von Gottes Gnade, Gottes Kraft, welche in dem Edelsteine wohnet."

Da umarmten wir uns, und ich versprach ihr, wegen dem Kloster Lilienthal mit frommen Männern zu Rathe zu gehen, so etwas müsse reiflich überlegt sein, und es müsse doch auch erst das Johannisfest vorüber und meine große Wäsche wieder in den Schränken sein; in welchem beidem sie mir vollkommen Recht gab.

Kaum hatte sie mich mit ihrem Kindlein verlassen, so kam Jacob von Guise, den ich darum gebeten hatte, nach der Prozession zu mir. Ich erzählte diesem in geistlichen und weltlichen Dingen hochbewanderten Manne, der eine Chronik des Landes Hennegau bis zur Erschaffung der Welt hinauf zu schreiben begonnen, Alles, was ich diese Nacht durch Klareta von dem Ursprung und der Kraft der Achselbänder erfahren, und wie die Heilung Klareta's diese Kraft bestätigt habe. Auch dankte ich ihm, daß er heute Morgen in der Kapelle den Segen der Kleinode erneuert, und fragte ihn, wie ich mich zu verhalten hätte, so die Kraft der Kleinode bekannt würde.

Jacob von Guise hörte Alles ruhig und ohne besonderes Staunen an, dann und wann lächelte er, freundlichen Beifall gebend, oder richtete die Augen gegen Himmel. Er sprach: „Alles dieses befremdet mich nicht, wir wollen Gottes Gnade darin bewundern und treu bewahren; wir wollen danken, daß keine Sünde darin ist, und bitten, daß wir nicht versucht werden. Unser Zusammenhang mit dem ersten Menschenpaar ist uns so nah und gewiß, als Sünde, Tod und Erlösung; wie sollen wir groß staunen, die Spangen Rebekka's, den Stein Jacob's, den Ring Salomonis mit Vadutz und Hennegau in Berührung zu sehen? Habe ich doch in meiner Chronik die nahe Verwandtschaft des Volkes Gottes mit dem Lande Hennegau augenscheinlich bewiesen. Fände aber solche Verwandtschaft nicht überall Statt, wie wäre dann die Geschichte jenes Volkes eine heilige Geschichte, und was ginge sie uns an.

Daß die Kraft der Kleinode bekannt werde, ist weder zu suchen, noch zu verhindern. Gott hatte sie verborgen, Gott hat sie wieder zu Tage gelegt, wir wollen einen heiligen Gebrauch davon machen wie von uns selbst. Bei der Geburt des armen Kindes von Hennegau ward gesungen: „Sein Reich ruht auf seinen Schultern.“ Wie soll es nun dieses Reich recht regieren als nach dem Gesetze: „Nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach!“ Erwäge und befolge, was ich dir heute Morgen in des Täufers Kapelle gesagt, da ich dich und die Kleinode segnete, und du wirst sie würdig auf deinen Schultern tragen.

Nun will ich dir auch die alten Sagen vom Ursprunge der Achselbänder Rebekka's mittheilen, welche der Mönch von Kloster Bänderen der Klareta mitgegeben, und diese mir überreicht hat. Ich habe noch Einiges dazu geschrieben, was ich auf eine so merkwürdige Weise vernommen habe, daß es mir nicht ganz verwerflich schien. — Am Tage St. Servatii ging ich von des Täufers Kapelle tiefer in den Wald zu meiner Einsiedelei, um

ruhiger die Schrift über die Kleinode zu lesen, die mir Klareta gegeben. Als ich still wandelnd hin und wieder am Wege einige Kräuter brach, begegnete mir mit flüchtigem Schritt ein sehr alter, fremdartig gekleideter Mann von jüdischem Aussehen. Da ich nun sehr gern mit solchen Leuten spreche, welche Vieles erlebt, das ich in meine Chronik gebrauchen kann, lud ich ihn nach freundlichem Gruß ein, ein wenig bei mir in der kleinen Einsiedelei zu ruhen, in deren Nähe wir angelangt waren. Als ich vom Ruhen sprach, zitterte er, blickte mich an, Thränen flossen von seinen Augen, sein Schritt ward noch eilender und er sprach, indem ich neben ihm her lief: „Ich suche Ruhe, aber ich werde sie erst finden, wenn Alle ruhen, ich bin Carthophylax, der ewige Jude, Ananias hat mich getauft, als Christ heiße ich Joseph, aber ich darf nicht ruhen bis ans Ende der Tage, und doch muß ich immer dahin streben, wo ich Ruhe finden könnte, und komme ich dem Orte nah, so verdoppelt sich meine Flucht.“

Ich fragte ihn, ob er dann hier zu Lande Ruhe finden könne, weil er seine Schritte so beschleunige, da erwiederte er: „Der Fels von Edelstein, an dem ich ruhen könnte, ist zersplittert über die ganze Erde; der Stein Sakrath, auf dem ich ruhen könnte wie Jacob, ist zersprungen in drei Theile, ich habe ihn gesucht in Bethel, im Tempel und in St. Eduard's Stuhl in England, und mußte überall fliehen. Von England komme ich und könnte nun hier ruhen an der Schulterspange Rebekka's, welche allen Menschen Friede giebt, aber ich muß fliehen, denn ich habe dem, dessen Reich auf seinen Schultern war, keine Ruhe gegönnt.“ Kaum hatte er die Schulterbänder der Rebekka erwähnt, als ich ihn beschwor, mir zu erzählen, was er davon wisse; und er theilte mir mancherlei davon mit, auch wie sie durch den hebräischen Märtyrer an Kaiser Curio gekommen und noch bei den Lehnsträgern von Vadutz seien. Was er aber Alles aus jüdischer und morgenländischer Völker Geheimlehre davon

erfahren, schrieb ich mit der Schrift des Mönchs aus Bänderen zusammen und werde dir es überreichen, daß du es deinen Tagebüchern beifügest.

Da mich dieser entsetzliche Mann nun zu großem Mitleide bewegte, sagte ich zu ihm: „Joseph, komme mit mir, die Trägerin der Achselbänder Rebekka's ist milde, sie wird deinem Haupte gern vergönnen ein wenig zu ruhen!" Er aber erwiederte mit erschreckendem Ernst: „Ich werde nicht ruhen, als bis alle zerstreuten Edelsteine wieder gesammelt sind um den verworfenen Eckstein des Tempels, den auch ich von mir gestoßen!" Nach diesen Worten brach er in Wehklage aus und wollte durch die Büsche hinweg eilen, aber ich faßte ihn am Mantel mit den Worten: „Erst sage mir von allem Mitgetheilten, was ist Wahrheit?"

Ihn aber durchzuckte diese Frage mit schrecklicher Erinnerung, er zitterte, blickte mich an und erwiederte: „Wie du fragest, so fragte Pilatus den, der gesprochen: „Ich bin in die Welt gekommen, der Wahrheit zum Zeugniß, wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme." — Weh mir! ich war nicht aus der Wahrheit, aber ich hörte doch ihre Stimme, sie sprach zu mir, der sie fortstieß auf den Leidensweg: „Ich gehe, und du sollst gehen, bis ich komme." — Das geschah nach der Frage, was ist die Wahrheit? und so irre ich der Wahrheit zum Zeugniß über die Erde bis zum Tage, da sie wiederkehrt." — Nach diesen Worten riß er sich von mir los und floh so eilend durch die Büsche hinweg, daß ich ein Kreuz hinter ihm schlug. Möge ihn der Segen erreichen!"

Weiter sprach Jacob von Guise zu mir: Ich möge keine Sorge wegen den Kleinodien haben, es könne sich ja gar leicht bald etwas mit mir ändern; ich soll nur streben, mich der Wirkung der linken Seite zu entziehen und der rechten hinzugeben; ich möge bedenken, daß mir gesagt sei: der Siegelring

Salomonis werde einst mit diesen Spangen zusammen kommen, und dann komme Alles darauf an, das Rechte zu wünschen. Das Kloster Lilienthal solle ich aus Dankbarkeit gegen Gott den armen Fräulein stiften; eine stete Fürbitte sei mir bei solchem Berufe sehr zu wünschen. — Ich versprach ihm, nach seinem Rathe zu thun, kniete nieder, empfing seinen Segen, und er verließ mich, nachdem er mir die Schrift über den Ursprung der Kleinodien überreicht hatte, die ich hier meinem Tagebuche beifüge.

Von den Lehnskleinodien von Vadutz. — Ich, Jacob von Guise, habe folgende Sagen, Meinungen, Geheimnisse und Ueberlieferungen von den Schulterspangen der Rebekka, dem Steine Jacob's bei Bethel, dem Siegelringe Salomonis, dem Steine Sakrath u. s. w. für meine Landesherrin, Gräfin Amey von Hennegau, Lehnshuldin von Vadutz, zusammengeschrieben aus einer Schrift, welche mir Klareta zur Lilien, ein Fräulein aus Vadutz, mitgetheilt, und aus dem, was mir Carthophylax, der da ist der ewige Jude, am St. Servatiustag im Wald erzählt. Als ich diesen Carthophylax gefragt: „Was hievon ist Wahrheit?“ antwortete er: „Nur der sei die Wahrheit, den Pilatus gefragt, was ist Wahrheit?“ Dasselbe erwiedere auch ich, Jacob von Guise, Jedem, der mich fraget, was an diesen Erzählungen Wahrheit sei.

Wahr ist, daß ich sie vernommen habe als Reden der auf der Erde spielenden Menschenkinder seit Jahrtausenden. Ob sie dieselben für wahr gehalten, weiß ich eben so wenig, als ob sie wahr sind. Die Geschichte der Kinder Gottes sind diese Erzählungen nicht. Da aber die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen gesehen hatten, wie sie schön waren, erzählten sie sich Menschenkindermährchen, die waren kristallisirt in Formen der Wahrheit, und waren doch nicht die Wahrheit, und rollten von Mund zu Mund im Strome der Rede zu uns nieder, bis

sie rund und bunt waren gleich Kieselsteinlein, mit denen auch wir spielen. Einige dieser bunten Steinlein aber habe ich hier gesammelt zum Spiele für das arme Kind von Hennegau, meine gnädige Herrin, auf deren Schultern die Lehnskleinode von Vadutz ruhen.

Aus den sieben Schichten der jungfräulichen Erde ließ der Herr sich den edelsten Staub durch den Engel reichen und bildete den ersten Menschen daraus, und da er ihm eine lebendige Seele eingeblasen, ward der Rest jenes Staubes ein Fels der köstlichsten Edelsteine, worin alle Art und Kraft und alles Geheimniß jener zwölf Edelsteine vereinigt war, die in späteren Zeiten auf dem Brustschild und den Schulterspangen Aaron's schimmerten. Dieser Fels ward mit Adam in das Paradies versetzet, und er wohnte bei ihm. Er war sein Altar, und von ihm aus sprach der Herr mit ihm. Als unsere ersten Eltern nach der Sünde aus dem Paradies auf die Erde gestoßen wurden, ward auch der Edelsteinfelsen hinabgeworfen; er zertrümmerte und ward in vielen Theilen über die Erde zerstreut.

Als die Menschen nun Kleider empfingen, sich zu bedecken, ward das Kleid Eva's mit Spangen von Einhorn, worin Körnlein dieses Edelsteins, auf den Schultern geschürzt. Wie nun jetzt im Herzen des Menschen Gutes und Böses, Rechtes und Linkes war, so war auch ein Widerspruch in die Trümmer dieses Felsens gekommen. Alle Stücke der linken Seite wirkten irdisch und leiblich, alle Trümmer der rechten Seite aber himmlisch und geistlich. — Wo die Menschen Altäre bauten, fügten sie Bruchstücke dieses Felsens hinein. Abel's Altar enthielt Trümmer der rechten, Kain's der linken Seite.

Die Töchter der Menschen suchten funkelnde Körnlein der linken Seite des Felsens, die schöner schimmerten, und schmückten ihre Schultern damit, wodurch sie bösen Zauber übten. — Ein großes Bruchstück des Felsens, das auf die Erde fiel, hieß

Sakrath und war das Fundament des wunderbaren Berges Kaf, der die ganze Erde umfaßt. Wer ein kleines Körnlein dieses Steines Sakrath besitzt, kann große Wunder thun. Als Noah in die Arche ging, trug sein Weib die Achselspangen Eva's auf den Schultern. Nach der Sündfluth waren die Trümmer jenes Felsens noch weiter zerstreut, und der Fundamentstein des Berges Kaf, der Stein Sakrath, war herausgewälzt und lag im Lande Kanaan. — Abraham wußte, daß die linke Schulterspange Eva's in Laban's Familie in Mesopotamien war. Er selbst besaß nur die rechte Spange, und er sendete seinen Knecht Elieser dahin, die Besitzerin dieses Kleinodes für Isaak zum Weibe zu holen. Als nun dieser dort zum Brunnen kam, und Rebekka den Krug von der Schulter nahm, um ihm zu trinken zu geben, sah er, daß sie die Spange auf der Schulter trug, und erkannte daraus, daß sie die Frau Isaak's werden solle; denn die Trümmer des Edelsteinfelsens waren heilige Zeichen, wo sie sich fanden, und die Altväter suchten sie überall auf, und brachten sie zusammen, wie sie nur konnten, weil sie eine Prophezeihung hatten, wenn der ganze, bei Adam's Fall zertrümmerte und über die Erde zerstreute Edelsteinfelsen wieder beisammen sei, werde ein Tempel daraus gebaut werden, und in diesem sich die Verheißung erfüllen.

Unter den Geschmeiden und Armbändern, welche der Knecht Abraham's der Rebekka als Brautgeschenk am Brunnen anlegte, war auch das rechte Achselband, und da nun die beiden Edelsteine auf ihren Schultern ruhten, war eine große Anmuth, ein schönes Ebenmaaß leiblicher und geistlicher, zeitlicher und ewiger Kraft in ihr. Als später Rebekka dem Jacob den Segen Isaak's vor Esau verschaffen wollte, befestigte sie ihm das Kleid von rauhen Fellen mit diesen Spangen auf die Schultern, und da der Erstgeborene diese Kleinode tragen sollte, hielt ihn der blinde Isaak für Esau. Dieser faßte Haß gegen Jacob und raubte

ihm die linke Spange, sein Haß ward durch leibliches, irdisches Gedeihen viel ungestümer und gewaltiger.

Als Jacob nach Mesopotamien zog, um sich bei Laban, dem Bruder seiner Mutter, vor der Verfolgung Esau's zu retten, kam er an die Stelle Lus in Kanaan, wo der Stein Sakrath lag. Und da er sein Haupt darauf legte und schlief, sah er eine Leiter von der Erde bis zum Himmel; die Engel stiegen auf ihr auf und nieder, und von Oben gab ihm Gott die Verheißung. Da richtete er den Stein Sakrath auf und salbte ihn mit Oel zu einem Altar, und er nannte den Ort Bethel. — Als Jacob mit Weib und Kind aus Mesopotamien zurückkehrte und sich mit Esau zu Mahanaim versöhnte, gab ihm dieser die linke Achselspange zurück, und Jacob wandelte wieder ruhig zwischen Beiden.

Von Jacob kamen nun diese Kleinode von Geschlecht zu Geschlecht bis zu dem hebräischen Manne, der sie nach der Zerstörung Jerusalems nach Rom brachte und vor seinem Martertode dem guten Kaiser Curio schenkte, von dem sie auf die Lehnshulden von Badutz gekommen sind. — Der Stein Sakrath, auf welchem Jacob die Himmelsleiter gesehen, hieß fortan Bethel und war lange Zeit ein Ort der Anbetung, und es geschah viel Gnade dort. — Ueberall, wo man Bruchstücke des zertrümmerten Edelsteinfelsens aus dem Paradiese fand, richteten die Menschen sie auf, salbten sie zu Altären, und nannten sie Bethel, und Viele, welche nur Bruchstücke von der linken Seite des Felsens fanden und denen die Kenntniß der rechten nicht von Vater auf Sohn überliefert war, trieben Abgötterei bei denselben.

Der weise König Salomo hatte einen Ring aus einem Edelsteine dieses Felsens, mit dessen Drehen am Finger er alle seine Wünsche erfüllen konnte. Es ist auch eine alte Sage, dieser Ring und die Achselspangen Rebekka's würden einst in den Händen eines Dieners des Messias zusammenkommen. Als der Tempel vollendet war, wollte Salomon den Stein Sakrath in dessen Mitte

legen; aber seine Hände waren nicht mehr rein von Sünde und Abgötterei, und da er den Stein Sakrath berührte, zerbrach dieser in drei Stücke. Das eine Stück kam in den Tempel, wo es noch ruhet, das andere blieb zu Bethel, das dritte aber schenkte Salomo dem Könige Hiram von Tyrus, der ihm den Tempel zu bauen geholfen. Das Stück, welches zu Bethel geblieben, ward nach Salomo's Tod, da sich das Reich gespalten, von dem König Jerobeam von Israel durch Götzendienst entweiht; er ließ das Volk das goldene Kalb dort anbeten. Das dritte Stück, welches mit Hiram nach Phönizien gekommen, wurde von den Phöniziern, die eine Colonie im Lande Calläzien in Hispanien hatten, wohin sie vielen Handel trieben, dorthin in eine Stadt Brigantium gebracht, und dort von ihren kunstreichen Meistern in den Thronstuhl des schottischen Königes Gothol angebracht, der hier darauf sitzend regierte.

Nachher ward dieser Stein Jacob's ungefähr 700 Jahre vor Christi Geburt durch den König Simon Breach nach Irland übertragen, und später 330 Jahre vor Christi Geburt durch den König Fergus nach Schottland. Endlich im Jahre Christi 650 ließ der Schottenkönig Kenneth den heiligen Stein in die Abtei zu Scone in der Herrschaft Perth bringen und in den Sitz eines künstlich gemalten Krönungsstuhles von hartem Holz einschließen. In unseren Tagen aber, vor 21 Jahren, im Jahre 1296, als Eduard I., König von England, den Schottenkönig Johannes Baillot besiegte, hat er den Stuhl nach London der St. Eduard's Kapelle in der Westminster-Abtei gewidmet, wo er als Krönungsstuhl der englischen Könige bewahrt wird, und sind diesem Stuhle Pfleger bestellt, welches Amt bei den Grafen Gothol aus dem Geschlechte der alten Schottenkönige ist. — Hier endet, was ich von den Kleinoden von Vadutz durch die Chronik von Bänderen und den Carthophylax erfahren. —

Abend des Johannistag. — Ich zog mit den Ordens-

gespielen hinaus zur Bleiche; jede führte eine Schaar Kinder, welche alle Reiser= oder Schilfbündlein trugen, jeder Schaar ward ein Blumenkranz vorgetragen. — Während ich bei den drei Fräulein in meinem Zelte war, das sie mir ganz mit Blumenkränzen bedeckt hatten, legten meine Gespielen die Reiser= und Schilfbündel zu den Johannisfeuern zusammen. Das erste, mir zu Ehren, ordneten sie vor Johannis Kapelle, welche am höchsten liegt. Jeder der acht Schaaren opferte ihre besten Reiser dazu, und Klareta hatte den schönen Blumenkranz geflochten, der darüber zwischen zwei Birkenstämmchen aufgehängt ward. Dann baute jede Schaar der Anhöhe entlang ihren Schilfhaufen auf und hängte ihren Blumenkranz darüber, so daß am Waldrand um die Bleiche her neun Haufen errichtet waren.

Alle Jungfrauen und Jünglinge der Stadt zogen in ihrem schönsten Putz in Chören singend heran. Aus dem Walde kam nun auch die Kinderschaar mit dem Johannisengel singend zur Kapelle gezogen. Die Sonne sank, noch brannte kein Licht, außer die Lampe in der Kapelle. Der Johannisengel ward wieder wie am Morgen in den Blumenkranz mit seinem Lamme gesetzt, und seine rosigte Mutter Elisabeth kniete hinter ihm. Es sah gar lieblich aus, Alles war still und dunkel umher, nur Immel und seine Mutter schimmerten, denn Beiden hatte man so viele leuchtende Johanniswürmchen in ihre Blumenkronen befestigt, als man nur finden konnte.

Jacob von Guise sprach noch eine kleine Ermahnung über das heutige Fest und den Gebrauch dieser Feuer. Er sprach: „Bei diesen Feuern sollet ihr gedenken, daß Johannes nicht das Licht war, das in die Finsterniß leuchtete, sondern daß er Zeugniß davon gab, damit alle Menschen an das Licht glaubten; — ihr sollet denken bei diesen Feuern, daß Johannes gesprochen: „Ich taufe euch mit Wasser zur Buße, der aber nach mir kommt, wird euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen!“ Und wenn

ihr durch das Feuer springet, sollet ihr gedenken, daß wir Alle durch das Feuer der Läuterung gehen müssen. — Wohlan, so erwäget die Worte der ewigen Wahrheit: „Johannes war eine brennende Leuchte, ihr aber wollet eine kleine Weile in seinem Lichte fröhlich sein!“

Nach diesen Worten segnete Jacob von Guise eine Kerze, zündete sie an der Lampe an und überreichte sie der Mutter des Johannisengels. Diese gab sie dem Knaben hin und führte ihn zu den Reisern, die er mit der Fackel entzündete. Hoch auf prasselte die Gluth, wir ringten und reihten umher und sangen:

„Feuerrothe Röselein,
Aus der Erde springt der Wein,
Aus dem Blute bringt der Schein,
Roth schwing ich mein Fähnelein!“

O, die schimmernden fröhlichen Kinder und Jungfrauen in ihrem Schmuck und der Blumenkranz über ihnen von der Flamme unter dem Sternhimmel beleuchtet! — Die rosigte Mutter mußte den Johannisengel fest auf den Arm nehmen, er zappelte mit Händen und Füßen und wollte mit aller Gewalt durch das Feuer springen. Wer kann sagen, wie hinreißend ihr blühendes Antlitz neben dem freudigen Engelskopf Immel's im Lichte des Feuers glühte. Es war, als ringe eine Rose mit einem Schmetterlinge, der sie fortreißen will in die Gluth. — Da eilte sie fort mit ihm zu dem zweiten Feuer, daß er es entzünde, dann zum dritten und bis zum neunten, wo schon sein Wägelein harrte, in dem man ihn müde und entschlummernd in die Stadt zurückführte.

Wie aber erging es mir? — Von allen vier Winden her lockten die Schallmeien der Hirten und der Gesang: „Feuerrothe Röselein,“ wo ich hinblickte, loderte ein Feuer auf, überall war ich hingerissen; es war, als sei ich ein ausgerüstetes Schiff mit allen Segeln dem Winde Preis gegeben, alle ernsten Erfahrungen der letzten Tage lagen zwar wie ein schwerer Ballast in mir,

und wie kräftige Anker waren sie ausgeworfen nach allen Seiten, — aber die Taue waren zu schwach oder zu kurz, sie reichten nicht zum festen Ankergrunde. Die Töne und Chöre hoben und wiegten mich mit stets höher schwellenden Wogen, die rings um bis zum fernsten Hintergrunde sich mehrenden Feuer, von hüpfenden Schatten umkreist, lockten mich, alle Winde füllten meine Segel und rissen mich dem schimmernden Ziel entgegen.

Ja, ich armes Kind von Hennegau war gleich einem Schmetterlinge, dem das Feuer als ein offenes Thor, zu dem Garten aller leuchtenden Lust aus der traurigen Nacht führend, erscheint, und der sich hineinstürzt. Oeffentlich schäme ich mich darüber, und ganz heimlich freue ich mich, daß es Alle gesehen haben, wie mich die allgemeine Freude überwältigte, wie der Sturm einen Vogel fortreißt. „Feuerrothe Röselein" lockten alle Chöre und antwortete meine Seele. — Mir blieb die Zeit nicht, zu fragen: „Was sagt das fromme Hühnlein dazu, oder was macht das Büblein?" — Auf die Frage aber: Was that das arme Kind von Hennegau? antworte ich: Es kreuzte die Hände ehrerbietig auf die Schulterbänder, als bitte es um deren Schutz; es rief: „Feuerrothe Röselein!" und sprang freudig die Erste durch das Feuer, und riß, wie üblich, im Sprung eins der Röslein ab, welche an rothen Wollfäden von dem großen grünen Kranz über jedem der Feuer niederhingen. Drüben flog ich einer Jungfrau in die Arme, ich wußte nicht welcher, so schnell riß ich mich los und sprang durch das zweite Feuer. Und wieder fingen mich schützende Arme auf, und wieder entriß ich mich ihnen und sprang über das dritte, vierte, fünfte, sechste, siebente und achte Feuer, und an jedem riß ich ein Röslein vom Kranz, und alle Anderen sprangen mir nach.

Hier aber ruhte ich wieder an einem sorgenden Herzen. Es war Klareta, die mir immer vorgeeilt war und mich aufgefangen hatte. Jetzt aber ließ sie mich nicht so schnell entwischen.

Sie trocknete mir den Schweiß von der Stirne, hüllte mich in ihren Mantel und sprach: „Amey, komme zu Athem, welcher Eifer ergriff dich? O lasse es gut sein! Sieh, dort ist das neunte Feuer, und alle deine Jungfrauen sind zurückgekehrt; denn es ist ein allgemein bekannter Aberglaube unter dem Volke, ein Mägdlein, das über neun Johannisfeuer springe, werde in diesem Jahre noch heirathen."

Ich dankte Klareta herzlich, daß sie mich zurückgehalten, denn sonst wäre ich schon über diesem neunten Feuer drüben gewesen, und was hätten dann die Leute von mir gedacht? Denn keine Jungfrau, welche über die acht früheren Feuer gesprungen, sprang über dieses, um nicht der lärmenden Neckerei ausgesetzt zu sein. Mich verdroß der Aberglaube, ich war so schön im Zuge, ich wäre gern nochmals gesprungen. Ich sprach zu Klareta: „Komm führe mich in mein Bleichzelt, sonst stehe ich dir für Nichts gut, denn mir ist, als stecke mir noch ein Sprung in den Füßen." Wir mußten aber, um dem neunten Feuer auszuweichen, das am Ende eines Hohlweges brannte, eine Strecke zurückgehen. Sieh, da kam uns Gluth und Jauchzen entgegen; in schnellem Laufe trieben die jüngeren Bursche ein mit Stroh und Reisern umwickeltes, großes, brennendes Rad in den Hohlweg auf das Feuer los; vor dem Rade her floh eine Schaar von muthwilligen Mägdlein, welche sie neckend gegen das neunte Feuer hintreiben wollten. Es war kein Ausweg für mich zwischen dem Rad und dem Feuer. Klareta warf sich in einen Busch, mich trieb die Schaar der Mägdlein vor sich her. Ich war früher am Ziel und im schnellen Sprunge über die Flamme hinaus, und hatte nun auch das neunte Röslein erobert und in meinem geschürzten Vortuche bewahrt.

Man erkannte mich nicht in Klareta's Mantel. Ich eilte aus dem Getümmel und traf bald mit meinen Gespielen zusammen, welche singend mit ihren Kinderschaaren zur Stadt zurück-

zogen und mich an meinem Schlafzelt auf der Bleiche verließen. — Die Schwestern Klareta's, welche auf der Bleiche wachend zurückgeblieben waren, boten mir vor meinem Zelte gute Nacht, küßten mir die Hände und verließen mich.

In dem Zelte fand ich Klareta. Sie saß dicht neben dem Eingang an der Erde. Ich sah sie, wendete mich aber nicht zu ihr. Von Thau benetzt, legte ich Klareta's Mantel ab und andere Schuhe an und stand einige Augenblicke stumm vor dem kleinen Tisch, auf welchem meine Leuchte vor einem schönen Johannis-blumentopf brannte und eine Schüssel mit Brod und Früchten aufgetragen war. Klareta hatte für Alles gesorgt. Wie ich so stand, umfaßte sie meine Füße und sagte: „Gott sei Dank, daß du da bist ohne Unfall!" Nun nahm sie die neun Röslein aus meiner Schürze und legte sie auf einen Teller. „Sie sind gesegnet," sprach sie, „die Mägdlein und Frauen tragen sie an den rothen Wollfäden am Halse, das deutet auf das Blut Johannis bei seiner Enthauptung. Sie tragen sie in frommer Hoffnung, Gott möge sie durch die Fürbitte des heiligen Täufers vor dem Veits-tanz und allen Nervenübeln bewahren."

Ich schenkte die neun Röslein der Klareta, weil ich, Gott sei Dank, nie eine Spur solcher Krankheiten gehabt; sie dankte herzlich. Ich war gar einsilbig, ich war ermüdet und trotz meiner heftigen Theilnahme an der Johannislust innerlich schwer und traurig. Noch immer bewegte mein Herz der Festjubel durch Musik, Gesang, Jauchzen und Feuer, die in mein Zelt herein-klangen und schimmerten, und doch trauerte ich und konnte nicht deutlich sagen: um was. — Es ist ein Hang nach Unabhängigkeit in mir, der mich verschließt, wenn er gefesselt ist. — Es war so viel Außerordentliches über mich gekommen, daß ich alle Aeußerung unterdrückte, aus Furcht irgend Jemandem eine Gewalt über meine Seele zuzugestehen.

„Soll ich das Nachtgebet mit dir beten?" fragte Klareta.

— „Ich will allein beten," antwortete ich und stand auf; da verließ sie das Zelt. Ich betete vor meinem Lager knieend und sie draus unter dem Sternhimmel. Als sie durch meine Bewegung vernahm, daß ich geendet, fragte sie um die Erlaubniß, zu mir zu kommen. Ich gestattete es. Sie brachte ein Gefäß mit lauwarmem Wasser und setzte es zu meinen Füßen vor mein Lager, auf dem ich saß. Stillschweigend ließ ich mir die Haare von ihr flechten, ich war in einem dumpfen Hinbrüten, das nur dann und wann das ferne Singen: „Feuerrothe Röselein!" unterbrach. Klareta wusch mir die Füße; ich bedurfte es, sie hatte es gefühlt, ich nicht begehrt. Als sie aber ihre langen Haare auflöste, um mir die Füße damit zu trocknen, weigerte ich mich des Dienstes. Sie aber flehte: „O, lasse es geschehen, diese Haare haben mir bis jetzt nur zur Eitelkeit gedient, o, lasse mich einen Dienst der dankbaren Liebe mit ihnen verrichten, damit sie doch ein Verdienst haben, wenn sie mir nun bald abgeschnitten werden!" — Ich fügte mich ihrem Willen, aber ich war doch hart gegen sie, indem ich ihre Hoffnung zum Kloster gar nicht zu kennen schien und zu ihr sprach: „Du wirst doch deine schönen Haare nicht abschneiden lassen?" — Das that ihr weh, ich fühlte ihre Thränen auf meine Füße rinnen. Da sprach ich: „Ich muß mir selbst helfen, sonst erneust du das Fußbad." Da faßte ich ihre Haare und trocknete meine Füße. — Ich weiß nicht welches Gefühl mich erschütterte, als ich ihre Haare faßte. Ich hatte sie unaussprechlich lieb: — das heißt, ich hätte diese Neigung getödtet, wenn ich sie ausgesprochen. — „Gieße das Wasser hinaus," sprach ich, „damit die Gräslein und die Gänseblümchen auch etwas von dem Feste haben; es war so heiß heute, sie sänftigen ja alle unsre Schritte mit solcher Liebe. Wir nehmen es an, als verdienten wir es, und treten sie mit Füßen, als verdienten sie das; so muß man nicht sein."

Da ich nun hörte, daß sie das Wasser ausgoß, sprach ich

vernehmlich: „Ach, wie das erquicket! Klareta, gib mir auch zu trinken." — Sie reichte mir ein Glas frisches Wasser, und hielt mir es erst durch eine Oeffnung des Zeltes gegen den Sternhimmel, damit ich seine Klarheit sehe. — „Das ist klar wie Klareta," sagte ich, und trank und gab ihr den Rest, und hatte das Gefühl, gar liebreich gewesen zu sein, schämte mich auch gar nicht, sondern lächelte, wie sehr ich die Tugend gegen die Gänseblümchen empfahl, die ich gegen Klareta vernachlässigte.

Ich streckte mich dann zum Schlafen aus, und da Klareta sich schweigend zu meinen Füßen legte, merkte ich es wohl, that aber nicht dergleichen. Ich träumte denselben Traum wie gestern, nur durch die vielen Eindrücke des Abends und mein Wissen von der Bedeutung der Kleinodien noch lebhafter und banger. Auch Klareta träumte dasselbe zugleich und weckte mich abermals mit ängstlicher Theilnahme. Wie gestern erzählte sie mir weit mehr aus meinem Traume, als ich ihr mitgetheilt hatte. Zum Beispiel sagte sie mir heute: „Die Löwen wollten dich hinausführen auf die Heide, auf das Moos, da solltest du die Kibitze hüten, aber des Hahnen Schrei hat die Löwen verscheucht und Verena ist mit dem frommen Hühnlein gekommen; denn nicht die Kibitzen sollst du hüten in der Wüste; nein, einen ganzen Hof schöner bunter Hühnchen, — nein, viele liebe, lustige, reine Lämmer, nein, viele fromme, freudige Kinder — und Friede wird wohnen auf deinen Schultern und Salomonis Ring wird dir erfüllen alle deine Wünsche; aber stifte uns ein Kloster Lilienthal, daß wir für dich beten, denn es ist Gefahr auf deinen Wegen."

Bei diesen Worten umfaßte sie wieder meine Füße und schien sehr bewegt. Ich aber sagte zu ihr: „Klareta, sei nicht so ungestüm, das macht mich ganz krank; durch neun Feuer bin ich gesprungen, und doch bin ich viel kälter als du, die mich nach acht Feuern in den Armen auffing. Es ist in diesen Tagen so Vieles über mich gekommen, auch ist mir so traurig und schwer,

als solle ich bald von Allem scheiden, was mir lieb und theuer ist. Als ich so durch die neun Feuer springen mußte, war es mir, als sollte ich Alles in mir verbrennen, was mich noch feßle. — Ich habe den Orden der freudig frommen Kinder gestiftet; daß ich fromm sei, gebe Gott! aber freudig bin ich nicht mehr. O Klareta! ich will ja das Kloster Lilienthal stiften, aber du siehst doch wohl selbst ein, daß das tägliche Thun auch sein Recht hat und ein reiner Boden nöthig ist, um eine wichtige Sache würdig zu beginnen. So wirst du dann auch wohl fühlen, daß ich nothwendig erst meine große Wäsche wieder von der Bleiche in den Schränken haben muß, ehe ich an so etwas mit Ruhe denken kann; hilf mir schön morgen früh, wenn wir fertig, wollen wir sehen, wie es mit dem Kloster wird. Gute Nacht, jetzt bin ich müde!" — Da ging Klareta gegen die Thüre des Zeltes, aber sie kehrte nochmals um und sagte: „O, meine Herrin, senke doch einschlafend dein Haupt zur rechten Seite, auf daß dir das Kleinod Friede gebe!" — Ich nickte und sie schied. Ich wollte thun, wie sie gebeten, aber entschlummernd that ich das Gegentheil und erwachte unter Thränen.

St. Eligiustag nach des Täufers Tag. — Heute früh weckten mich meine Gespielen mit liebem Gesang; als ich zum Zelte heraustrat, hing alles mein Geräthe schon auf den Leinen und wehte der aufgehenden Sonne entgegen. — Klareta und die Schwestern hatten nicht geschlafen, und Alles so geordnet. Um acht Uhr war Alles in Körben in das Schloß gefahren, und nun strichen, plätteten und falteten wir Alle emsig darauf los. Wir waren sechs und dreißig Mägdlein in drei Hallen arbeitend. Es war eine rechte Freude, Alles war schneeweiß und lind. St. Johannis Thau hatte mit vollem Segen gewirkt. Ich habe noch nie eine so gesegnete Wäsche gehabt. Noch vor Abend war Alles aufgeschrieben und in den Schränken.

Nachdem wir ein kleines Mahl eingenommen, führte ich Alle

in den Grafensaal, wo Jacob von Guise und mein Kanzler mit der Stiftungsurkunde von Kloster Lilienthal im Ländchen Vadutz, die ich ihnen zu verfassen befohlen hatte, unsrer warteten. Ich begab mich mit den Ordensgespielen in meine Kleiderkammer und legte meinen Grafenmantel an und setzte die Krone auf; dann trat ich von meinen Gespielen begleitet in den Saal und setzte mich auf den Grafenstuhl. Die drei Fräulein zur Lilien knieten vor mir auf dem Teppich. Der Kanzler verlas die Urkunde, in welcher ich den drei Schwestern zur Lilien: Felder, Wiesen und Gärten und mancherlei Zehnten anwies, um eine kleine Klostergemeinde zu erhalten; zugleich befahl ich meinem Kanzler, in Vadutz den drei Fräulein ein Kloster mit Kirchlein und Garten und allem nöthigen Zubau in die Nähe der Hütte Jürgo's aus meinen Mitteln zu errichten. Dem Kloster legte ich die Pflicht auf, auf meinem Grabe drei weiße Lilien zu erhalten und den Braut- und Leichenzügen jeder meiner weiblichen Nachkommen, welche die Lehnskleinode von Vadutz tragen, drei Schwestern des Klosters mit weißen Lilien folgen zu lassen. Die Ordensregel überließ ich ihnen und Jacob von Guise, und stellte sie unter das Kloster Bänderen. Ich empfahl ihnen zur Aufnahme in ihre Regel Gebet und Arbeit, namentlich Erziehung verlassener Mägdlein, weil sie selbst solche waren, und Erbarmen gegen die nachgelassenen Töchter der Kreuzfahrer. Ihr Hauptgeschäft sollten sie die Weberei zum Kirchenschmuck bei Klareta sein lassen. Auch bestellte ich eine große Tapete, die Geschichte des Kaisers Curio vorstellend, und versprach ihr reichlichen Lohn in das Kloster.

Nachdem der Kanzler Alles dieses gelesen hatte, reichte er mir die Urkunde. Ich siegelte sie mit dem Kleinode der rechten Achselspange und überreichte sie Klareta, die sie küßte, und eben so ihre beiden Schwestern; dann nahten sie mir, berührten meine rechte Schulter mit der Stirn, ich umarmte sie und verließ den Saal.

St. Johannis und Pauli, der Wetterherren Tag. — Ich ging vor Tag mit einer vertrauten Kammerfrau zu des Täufers Kapelle, von den drei Fräulein Abschied zu nehmen. Ich hatte ihnen einige Rosse und Knappen dahin bestellt. Jacob von Guise wollte sie geleiten, um ihnen in Vadutz Alles einzurichten. Sie sollten in den Frauenklöstern seines Ordens unterwegs einkehren. Nachdem er den Gottesdienst gehalten, gab er uns den Segen. — Man führte die Rosse voraus, ich geleitete sie eine Strecke in den Wald. Klareta folgte still in einiger Entfernung, ich redete mit Jacob von Guise. Als die Stelle da war, wo die Rosse ihrer harrten, und ich bereits Allen die Hände geboten hatte, wendete ich mich, auf dem Punkte zu scheiden, zu Klareta und fragte: „Wo warst du denn geblieben?" — Sie sprach: „Ich überdachte Alles, was wir in diesen Tagen erlebt und was du erfahren, und betete in deine Fußstapfen, gedenke des Traumes!" Dann warfen sich die drei Schwestern auf die Knie, dankten und reisten von dannen. Ich eilte aber nach Haus, denn bei den Worten Klareta's: „Gedenke des Traumes!" fiel mir ein, daß ich die verflossene Nacht viel von der amaranthseidenen Decke von Hennegau geträumt hatte, welche zu dem Brautschatze meiner Mutter gehörte, und auch über ihr Paradebett gebreitet gewesen ist.

Was ich von dieser Decke geträumt, wußte ich nicht mehr; aber die Mahnung Verena's bei ihrem Abschied, ich solle besonders auf die Decke achten, und die Stimme des frommen Hühnleins bei dieser Mahnung fielen mir gar sorglich auf das Herz. — Ich war in Sorgen um die Decke, ich erinnerte mich nicht, die Decke gestern Abends bei dem Einräumen des Geräths an der gewöhnlichen Stelle im Schranke gesehen zu haben. Ich war gestern so gestört durch die vielen Erfahrungen. Ich eilte schnell nach Haus und war so voll Sorge um die Decke, daß ich die mich begleitende Kammerfrau nicht zu fragen wagte:

ob sie die Decke gesehen? — Im Schlosse durchsuchte ich alle Schränke und Behälter — die Decke fand sich nicht. — Das machte mich ungemein traurig.

Diese Decke war mir immer das rührendste unter all meinem Besitze gewesen; ich hatte die bleiche erhabene Gestalt meiner Mutter zum letzten Mal auf ihr erblickt. Sie war eine Art Schatz in der Familie, es hingen allerlei Weissagungen mit ihr zusammen, die mir nie ganz eröffnet wurden. Die Mutter hat mir sie oft gezeigt; ja, sie hat sie auch ausgebreitet, und mit mir darauf knieend mich beten gelehrt. Sie pflegte dann zu sagen: „O, herzliebe Amey, du stickest mir so viele Tapeten und nähest allerlei Bildwerk zu meiner Freude, hilf mir diese Decke mit Gebet zu verzieren. Wir wollen sie schmücken mit Blumen der Andacht, daß sie blühet wie ein Blumenbeet, und darin will ich ruhen im Tod, und auch du sollst auf dieser Decke sterben. O, hüte die Decke, lasse sie nicht entkommen!" — Alles das fiel mir peinigend ein, und ich suchte sie von neuem vergebens. — Als ich nun endlich meine Kammerfrauen nach der Decke fragte, sagten sie, allerdings sei die Decke mit auf die Bleiche gekommen, um durch den Johannisthau vor Mottenfraß geschützt zu werden, sie hätten sie aber bei dem Rückzug in die Stadt nicht mehr gesehen, und seien der Meinung gewesen, daß sie in mein Schlafzelt gebracht worden.

Ich schwieg, um sie durch den Verlust nicht zu schrecken. Ich suchte einsam nochmals in allen Winkeln des Schlosses und wurde von Minute zu Minute trauriger und sehnsüchtiger nach der Decke. Ich suchte sogar, wo sie kaum Raum hatte zu ruhen. — Ich öffnete eine kleine Lade meiner Mutter, welche ich seit meiner Kindheit nicht geöffnet, denn sie beschämte mich, und auch jetzt befiel mich eine große Angst, und geschah mir etwas sehr Seltsames.

Ich will hier niederschreiben, was mir als Kind mit dieser

Lade geschah. — Meine Mutter bewahrte mancherlei Putz darin, unter anderm lag ihr Brautkränzchen von feinen, feinen amaranthfarbenen Seidenröschen und Perlen geflochten und ein Besatz des Brautkleides darin, der für mich etwas ganz Hinreißendes hatte. Um Bauschen von weißem feinstem Spitzengewebe schlangen sich abwechselnde Gewinde von unaussprechlich feinen, zierlichen kleinen Blümchen aus bunter Seide um Silberdraht gewickelt; hie und da blitzte ein Sternchen oder saß ein kleines Vögelchen bei einem Nestchen, worin drei Perlen die Eier vorstellten. Seit ich das zum ersten Male gesehen, konnte ich es nie wieder vergessen. Dieser Schmuck webte sich in meiner Kindheit Tags und Nachts in meine Gedanken, ich nannte ihn den Himmelsgarten. Manches Marienkäferchen ließ ich durch das Schlüsselloch in die Lade laufen, und dachte, wie wunderglücklich es da drinnen in dem Himmelsgarten herumirren werde. Ja, ich selbst wünschte nichts sehnlicher, als mit ihm hineinschlüpfen zu können, und oft wandelte ich im Traum in diesen Labyrinthen von zierlichen kleinen Blumen umher, und erlebte dort die artigsten Geschichten.

Als ich mich einmal ungemein nach dem Anblicke dieses Paradieses sehnte, schlich ich um die Lade und berührte den Deckel — und sieh da, er war offen und ich öffnete. Die Wunderdinge lagen vor mir, ich unterlag der Versuchung, ich nahm einen Theil des Blumenwerks, es war das Bruststück. Mein Herz pochte, meine bebende Hand irrte, weiter suchend, zwischen den sich deckenden Lagen des Besatzes umher, und mich faßte ein großer Schreck; ich fühlte, als begegne mir eine andere Hand und schiebe mir einen Ring an den Finger; wie der Blitz zuckte ich mit der Hand zurück, schlug den Deckel zu und eilte mit dem Bruststück in meine Kammer, und versteckte es in meinem Bett.

Ich konnte nicht erwarten, bis ich zu Bette ging, ich heftete mir den kleinen Himmelsgarten im Dunkeln mit Nadeln auf

mein Nächtjäckchen. Ach, wohl mit Nadeln, sie stachen mich in der Nacht, ich konnte nicht ruhen, mein Gewissen stach mich. Ich hatte zum ersten Mal etwas entwendet, und doch hatte ich diese Tändeleien so lieb, so lieb; mein Herz pochte so laut und bang, daß ich es hörte. Ich wagte diesen Schmuck nicht zu berühren, ich zitterte immer, jene Hand möge mir entgegenkommen mit dem Ringe. Ich entschlief unter Thränen und träumte immer von dem Himmelsgarten, wie ich darin herumirre, und endlich, daß jene Hand wirklich in der meinen ruhe; da stachen mich wieder die Nadeln und ich erwachte. Der Tag schimmerte in die Kammer, die ersten Strahlen streiften über mein Bettchen durch die kleinen Blümchen des geraubten Paradieses zu meinen Augen. Ich schaute bang durch die kleinen Blumen gerade vor mich hin, ich wagte nicht links, nicht rechts zu blicken; ich fühlte Etwas schwer auf meinem Herzen, ich war so bang wegen der Hand mit dem Ringe; endlich schob ich meine Hand nach der Stelle, wo mich eine Nadel stach, um diese heraus zu ziehen; — aber welch ein Schrecken! wirklich faßte eine Hand die meinige fest, und eine Stimme sprach: „Halt den Dieb!"

Mit welcher Angst versteckte ich mich unter die Decke, aber ich war bald losgewickelt und sah zu meinem Troste Verena vor mir. Ein sorglicher Traum hatte sie zu mir geführt. Sie fand mich in fieberhafter Aufregung, sie legte mir die Hand aufs Herz, da begegnete sie meiner Hand, und ergriff sie. Sie kannte meine Begierde zu diesem Putze, den ich entwendet, und nahm mir das Paradies wie einen Stein vom Herzen, um es wieder zu verschließen. Ich weinte bitterlich an ihrem Hals um mein Unrecht. — „Kind," sprach sie, „du hast ein Stückchen Paradies verloren, das mußt du beichten. O sage es selbst der Mutter, sie wird dir gern verzeihen. — Kind, das fromme Hühnlein weiß Alles." — Da legte sie mich auf die rechte

Seite. Ich umarmte sie und flüsterte die gewohnte Frage ihr schluchzend ins Ohr: „Was macht das Büblein?“ „Es macht sein Sach wieder gut,“ erwiederte sie, „das thue du auch!“ — Da verließ sie mich. — Erst jetzt, da ich weiß, daß das Büblein für den Ersatz seines Diebstahls büßte, verstehe ich, was Verena damals mit den Worten sagte: „Es macht sein Sach wieder gut, das thue du auch!“

Ich hatte diese Lade seitdem nicht wieder berühret; die liebe Mutter war schon in das wahre Paradies eingegangen, dieses kindische Paradies der Tändelei, dessen Versuchung ich als Kind unterlag, war nun mein Eigenthum, ich hatte es seitdem nicht mehr gesehen. — Als ich die Lade öffnete, um nach der Decke zu suchen, als ich alle die artigen Blümchen wiedersah, kam mir Alles wieder lebhaft in Erinnerung. Ich nahm das amaranthfarbene Brautkrönchen heraus, und setzte es auf, ich nahm das Bruststück, und steckte mir es vor, ich schob wieder meine Hand zwischen diese Dinge in die Lade; und war es Wahrheit, war es Täuschung? — Die Hand mit dem Ringe begegnete wieder der meinigen — ich zuckte zurück wie damals und schlug die Lade zu. — Ich kam die Zimmer durchirrend auf die Stelle, wo ich mit der Mutter auf der verlornen Decke knieend gebetet hatte, ich sah umher, als könne sie noch da liegen.

Die untergehende Sonne stand tief am Himmelsrand und blickte durch die Fenster herein; ich sah heftig in sie hinein, als wollte ich die rothe Decke in ihr suchen. Da ich aber meine Augen von dem Sonnenfeuer geblendet wegwendete, schwebte nun ein rother Fleck vor meinen Blicken, wohin immer ich auch schaute. Ich ließ meine Augen, als wolle ich diesen rothen Fleck zwischen Gras und Blumen abstreifen, eine Weile über die thauigte Wiese hin und wieder schweifen, welche vor meinem Fenster in den schrägen Strahlen der Abendsonne wie ein Schmaragd schimmerte, und sieh da! — o Freude! ich sah bald einen tiefrothen

Fleck darauf funkeln, welcher der Bewegung meiner Augen nicht folgte, sondern fest ruhte. — Die Decke, die liebe Decke! rief es in meinem Herzen. Ich schaute schärfer hinaus, sie war es, gewiß, gewiß; der Wind hatte sie wohl von der Bleiche dahin geweht. O, wie war ich froh. Schon begann ich zu singen:

„Feuerrothe Röselein,
Aus der Erde springt der Schein,
Aus der Erde bringt der Wein;
Roth schwing ich mein Fähnelein."

Schon wollte ich hinab durch den Garten hinauseilen, als mich die Abendglocke unterbrach; man läutete den Engel des Herrn. Ich stand still und betete den englischen Gruß, und indem ich immer hinaus nach dem rothen Flecken sah, wurde mein Herz gar tief bewegt, und ich gedachte des Abends auf der Bleiche mit Klareta und sang unter Thränen:

„O Stunde, da der Schiffende bang lauert
Und sich zur Heimath sehnet an dem Tage,
Da er von süßen Freunden ist geschieden,
Da in des Pilgers Herz die Liebe trauert
Auf erster Fahrt, wenn ferner Glocken Klage
Den Tag beweinet, der da stirbt in Frieden!"

Ich war aber nun wegen der Decke beruhigt. Ich schob es noch ein Weilchen auf, die Decke auf der Wiese zu holen, ich wußte ja, daß sie dalag, und so setzte ich mich, um meine Tagesordnung nicht zu verletzen, wie immer, nach dem Abendgeläute an mein Tagebuch, um bis hieher zu schreiben; die Nächte auf der Bleiche hatten mich ohnedies schon gezwungen, Manches nachzuholen.

Jetzt aber blicke ich wieder hinaus nach der Decke, sie schimmert noch roth im letzten Strahle der Sonne, jetzt will ich hineilen allein durch den Garten und will auf der Decke der Mutter gedenken, ihr Brautkrönchen habe ich auf dem Haupte,

das Paradiesgärtchen vor der Brust, die heiligen Kleinode von Vadutz auf den Schultern, o, wie will ich so gerüstet, allein, allein, allein auf der Decke, auf welcher ich selbst sterben werde, den Tag beweinen, der da stirbt in Frieden! Ich hülle mich in meinen Schleier und gehe. —

Sechs Wochen später. — Gott sei Lob und Dank! alle seine Führungen seien gesegnet. Ich war sechs Monate von diesen Blättern getrennt, ich habe sie unter mancherlei harten Prüfungen und bitteren Leiden niedergeschrieben, sonst wären sie klarer und kindlicher, und Alles, was das Herz des armen Kindes von Hennegau darin bewegte, würde dann auch die Herzen aller anderen Kinder bewegen, welche sie in Zukunft lesen mögen; — aller anderen Kinder, sage ich, und verstehe darunter meine Kinder, so Gott mir deren bescheeren wird; denn für sie allein sind diese Blätter geschrieben. Wie mir es aber nach dem obigen Schlusse meines Tagebuches bis heute ergangen, mögen diese Kinder, wenn Gott sie mir schenkt, aus meinem folgenden Brief an Klareta zur Lilien kürzlich vernehmen, den ich nicht abgesendet habe.

„Liebe Klareta! Ich danke für dein und der Schwestern Gebet. Es hat die schützenden Engel auf meine Wege gerufen, sie haben mich gefunden, wenn du gleich nicht wußtest, wo ich war. — Die Erfüllung folgte unserm Doppeltraume so dicht auf den Fersen, daß sie meinem Traume beide Pantöffelchen ausgetreten haben würde, hätte er nicht das eine verloren, und dem deinen die Sandalen, wäre er nicht baarfuß gegangen. — Feuerrothe Röselein habe ich gesucht, die Löwen haben mich entführt und bedrängt, der Hahn hat mich gerettet und — der Ring ist an meinem Finger. — Höre! — Am Morgen des Wetterherrentages schied ich von dir und den Schwestern im Walde — du sagtest: „Gedenke des Traumes!“ — Heimgekehrt vermißte ich die amaranthseidne Decke von Hennegau, du kennst sie, sie war nicht von der Bleiche nach Hause gebracht worden. — Ich suchte

den ganzen Tag in großen Aengsten nach ihr. — Am Abend aus dem Fenster blickend sah ich sie im Schimmer der sinkenden Sonne auf der entgegengesetzten Seite der Wiese tiefroth funkeln. Ich hatte suchend einen Theil des Brautschmuckes meiner Mutter gefunden, ich hatte in kindischer Tändelei das Brautkränzchen aufgesetzt und das sogenannte Paradiesgärtchen — du kennst Beides — vorgesteckt; in meinen Schleier verhüllt eilte ich einsam und unbemerkt durch das Gartenpförtchen auf die Wiese hin zu der schimmernden Decke.

Je näher ich dem rothen Fleck kam, je mehr vergaß ich die Decke, es war die Macht der rothen Farbe über mein Herz, die mich hinriß. Angelangt an die Stelle, flog ich auf die funkelnde Decke hin wie ein Schmetterling in die Flamme, und ich sang und hörte das Lied im Walde singen: „Feuerrothe Röselein!“ Ich fühlte mich so ermüdet, ich war seit mehreren Tagen von so vielen Eindrücken heftig bewegt, ich hatte alle diese Nächte schier gar nicht geschlafen, vom frühesten Morgen war ich ganz ohne Ruhe gewesen. Ich konnte der Müdigkeit nicht widerstehen; ich lag mehr auf der Decke, als ich saß. Der letzte Sonnenstrahl streifte über das Grüne der Wiese, über die rothe Decke durch die schimmernden Blümchen des Paradiesgärtchens zwischen meine zuckenden Augenlieder, und sie schlossen sich hinter dem Lichtstrahle wie die Thüre deiner Zelle hinter dir, wenn du schlafen gehst. — Leider entschlief ich plötzlich, den Kopf nach der linken Seite senkend! — O Klareta! — wie geschah mir! — Ich werde dich bald sehen, da sollst du Alles hören. Hier nur Alles in kurzen Zügen.

Der Traum ist erfüllt, die Löwen waren drei Ritter aus dem Thurgau, sie hatten die Decke von der Bleiche entwendet, um mich durch sie wie einen Vogel mit rothen Beeren zu fangen; ich ging in ihre Netze. Kaum war ich tief entschlafen, als sie die Decke wie einen Sack über mir zusammenzogen, mir den

Mund zuhielten, mich auf ein Roß zwischen sich banden und mit gewaltsamer Eile, immer nur des Nachts von Wald zu Wald reitend, fern von Hennegau entführten. Mein Hilfsgeschrei verhinderten sie durch die Drohung des Todes. Schon weit entfernt von meinem Vaterlande fragte ich sie: „Wohin führt ihr mich?“ Da erwiederten sie spottend, wie wir geträumt: „Auf die Haide, aufs Moos, da sollst du uns die Kibitze hüten!“

Ich ergab mich in mein Schicksal. Ich vertraute dem guten Ausgange des Traumes und betete für diese Elenden, daß Gott sich ihrer erbarmen möge, wenn der Hahn über sie komme; und dieser blieb nicht aus. — Ich erkannte alle Gegenden auf der Reise wieder, die ich im Traume gesehen. Endlich nahten wir im Wald einer Linde; ich kannte sie wohl. Da sprachen sie zu mir: „Entweder mußt du schwören einen von uns Dreien zum Gemahle zu nehmen, und ihn zum Grafen von Hennegau und Vadutz zu machen, oder du mußt uns die Kleinodien von Vadutz von deinen Schultern geben, dann magst du heim ziehen.“

Da ich keines von Beiden eingehen wollte, wollten sie mir bei der Linde die Achselbänder von den Schultern reißen; mein Geschrei erfüllte den Wald. Ich flehte zu Gott: „O, sende den Hahn, die Löwen zu vertreiben; ich gelobe, so es dein Wille, wenn er mich rettet, den Ring demüthig von ihm zu empfangen!“ Da brach ein Ritter hervor mit einem lebendigen schwarzen Hahn auf dem Helme, sein Schwerdt schlug meine drei Feinde nieder und der Hahn krähte siegreich auf seinem Helm. Er half mir, er tröstete mich, er saß bei mir unter der Linde, er sah mich freundlich lächelnd an und drehte einen kostbaren Ring an seinem Finger, leise Worte murmelnd.

Ich wußte schon Alles aus dem Traum und that mir eine unwahre Gewalt an, seinen Ring nicht anzunehmen; ich ergab mich der schützenden Kraft des Achselbandes, ich neigte das Haupt auf die rechte Schulter. Aber leider saß er mir zur rechten,

unwillkürlich streckte ich den Ringfinger aus, und der Siegelring Salomonis umfaßte ihn, und das arme Kind von Hennegau war die verlobte Braut des Raugrafen Gockel von Hanau auf Gockelsruhe.

Das Brautkrönchen der Mutter hatte ich auf dem Kopfe, das Paradiesgärtchen vor der Brust, seit ich entführt ward; mir fiel ein, wie ich einmal als Kind geglaubt, da ich in diesem Schmucke herum fühlte, es begegne mir eine Hand mit einem Ringe. Das war also nun auch erfüllt. Und noch mehr — im Augenblicke, da der Ritter mir den Ring an den Finger steckte, krähte der schwarze Hahn Alektryo auf seinem Helm und flog nieder gegen ein Gebüsch, aus welchem Verena mit dem frommen Hühnlein Gallina hervortrat, das sie in ihrem langen Korbe trug. Du kannst dir meine Freude denken. — Sie war am Johannisvorabend wie gewöhnlich zur Höhle Salmo's gewallfahrtet, das fromme Hühnlein aber war weiter und weiter gelaufen bis hieher, und die gute Verena, die das Hühnlein verstand, war gefolgt. Als Verena vor mir stand, sprach sie: „Goldne Amey, ich brauche dich nicht zur rechten Seite zu wenden, du bist schon selbst dahin gewendet, das fromme Hühnlein hat mich hergeführt, es weiß Alles.“ Da fragte ich wie gewohnt: „Was macht das Büblein?“ und sie erwiederte:

„Es hat sein Sach gemacht,
Es hat sein Sach gut gemacht;
Du hast sein Bündlein zugemacht,
Es hat es freudig heimgebracht.
Hat angeklopfet fein und sacht,
Die Mutter hat ihm aufgemacht,
Der Vater hat es angelacht.
Dann hat es gleich an uns gedacht,
Hat dich auf deinem Weg bewacht,
Hat mich und's Hühnlein hergebracht,
Daß ich hier Alles nehm' in Acht,
Bis daß die Hochzeit ist vollbracht!“

So weit hatte ich Alles in dem Brief an Klareta geschrieben, als Verena mich mit den Worten unterbrach: „Warum schreibst du; hast du nicht den Ring Salomonis am Finger? Hat denn dein Bräutigam dich, liebste Dirne aus Hennegau, durch einen Brief oder durch den Ring hieher gebracht? So thue du auch.“ — Da drehte ich schnell den Ring und wünschte die drei Schwestern aus Kloster Lilienthal, und meine Ordens-Gespielinnen und Jacob von Guise aus Hennegau zu mir, und daß sie mir alles das Nöthigste von dem Meinigen mitbrächten. Und alsbald kamen die Schwestern mit ihren drei Lilien und die Gespielinnen mit ihren Pflichthühnern zum ersten Male zur Hochzeit. Jacob von Guise, der sie begleitet hatte, vollzog die Trauung in der Schloßkapelle und segnete das ganze Haus. Verena gab das Hühnlein Gallina zu dem Hahn Alektryo in das Raugraf Gockel'sche Gallinarium; und sie sah Nachts das Büblein ganz leuchtend, wie es ihnen goldnen Weizen streute und dann verschwand.

Jacob von Guise kehrte mit den Gespielen in's Hennegau, Verena zog mit den drei Schwestern in's Kloster Lilienthal. Mein Eheherr beschloß, mit mir ein Drittheil des Jahrs in Gockelsruh, ein Drittheil in Vadutz, ein Drittheil in Hennegau zu leben. — Bis hieher habe ich mein Tagebuch, das die Gespielen mir aus Hennegau mitgebracht, selbst geschrieben, das Folgende habe ich durch den Ring Salomonis hinein gedreht.

In der Nacht vor meiner Trauung hatte ich folgenden seltsamen Traum. — Ich war mit Verena zu einem Erndtefest geladen und sollte den Kranz flechten. Es war eine mühselige Reise; wir gingen durch Wälder, Felder, Gärten, Wildniß und Wüste Jahrhunderte lang und kamen doch nicht weiter, als um Gockelsruh und Gelnhausen herum. Es war, als bewegten wir nur die Füße, blieben aber auf demselben Flecke. Nur die Zeiten drehten sich um uns. Unzählige Male kamen wir durch die Höfe und Gärten von Gockelsruh und sahen immer andere Gesichter,

andere Kleider und neue Grabsteine an der Schloßkapelle aufgerichtet. Von Zeit zu Zeit begegneten uns drei Klosterfrauen aus Lilienthal mit Lilien in den Händen und acht Ordensgespielen aus Hennegau mit ihren Pflichthühnern. Oft kündete uns der Schrei eines Alektryo, einer Gallina die Zeit. Alles wechselte um uns her, nur Eines fanden wir bei jeder Rückkehr festbestehend und gesund wieder — die treue, dunkellaubige Linde, unter welcher Gockel mich von den Räubern befreit und mir den Ring gegeben hatte, breitete ihre Zweige immer reicher und mütterlicher umher, gleich einer Henne, die den Frühling ausbrütet. O wie oft kamen wir vorüber und waren wie die Bienen, die um sie schwärmten, trunken von dem Honigdufte des Frühlings in ihren Blüthen, und sahen sie bald winterlich entlaubet und dann wieder blühend.

Fünfzig Mal mochten wir zur Linde gekommen sein, da war ich so müd, so müd und sehnte mich wie ein Kind in meinem Bettchen zu sein. Da kamen so viele arme Kinder, die bauten mir eine Wiege von unzähligen Blumen, und zogen mich aus, und legten mir ein gar wunderschön Schlafröckchen an, und wuschen mich, und beteten das Nachtgebet mit mir, und legten mich in die Blumenwiege auf die Amaranthseidendecke von Hennegau und sangen ein Schlummerlied um mich her. — Meine Gespielen mit den Pflichthühnern und die drei Nönnchen mit den Lilien standen um die Wiege und ich schlief unter der Linde ein. — Aber es war seltsam, ich stand auch daneben und sah nur meinen schönen Mantel in der Wiege liegen und zog mit Verena von dannen in die Runde, und als wir wieder zur Linde kamen, sahen wir ein Rasenhüglein darunter, und ein Steinkreuz, worauf eine Henne abgebildet, zu dessen Häupten.

Da knieten wir nieder und beteten. Und als wir weiter gingen sagte ich zu Verena: „Ich danke dir, lieb Vreneli für das arme Kind von Hennegau.“ — Einige Male begegnete uns

viele Noth auf unserem Wege; wir mußten uns durch tobende Kriegsschaaren drängen, durch Brand und Verwüstung fliehen und über viele Grabhügel steigen. — Da fanden wir Gockelsruhe wie eine eroberte Burg. Die Wildniß hatte ihre Fahnen auf den zerstörten Mauern aufgepflanzt, der wilde Wald lagerte rauschend in allen Höfen und brauste aus den Fenstern wie Kriegsvolk. Da hörten wir den freudigen Ruf Alektryos, des Schloßwächters, nicht mehr, aber wohl das Wehegeschrei der Todesmahnerinnen, der Eulen, und die wildentbrannten Weisen der Waldvögelein, über deren Brut die Geier drohend kreisten. — O da war es gar traurig hier, und ich wendete mich im Traume zu meiner Begleiterin und sprach: „Verena! Ist das Gockelsruhe? — Sage: Wo sind meine Kindeskinder?" Sie führte mich aber hin zur Linde, die war größer und schöner als je, ihr Blühen duftete süßen Frieden. Das Hügelein unten war eingesunken. Das dicht bemooste Kreuz neigte sich zur Rechten, als ziehe es das Kleinod nieder, das unter dem Hügelein ruht. — Keine Klosterfrauen, keine Ordensgespielen standen umher, aber drei einsame Lilien und die acht Pflanzen, die meinen Jungfrauen den Namen gegeben, leisteten um das Hügelein blühend ihre Lehnspflicht.

Die Bienen summten wie ein Traum um die Linde und die Blumen, und sammelten Wachs und Honig; und dieser Traum summte mir durch alle Glieder, und ich lag selbst unter dem Hügelein und sah Alles, und hatte das Haupt geneigt zur rechten Schulter, und ich war wie eine Bienenkönigin. Sie trugen mir Wachs und Honig ein und ich hatte mein Körbchen voll süßer Honigbrode und reiner Wachskerzen und war allein, allein da unten. Es kam aber ein Kind zu mir gelaufen mit einer Puppe, und sprach zu mir: „Keine Puppe, sondern nur eine schöne Kunstfigur!" und ich gab ihm all meinen Honig, all mein Wachs. Da spielte es um das Hügelein gar lieblich, und ich richtete mich

auf und spielte mit, und auch Verena spielte mit. Wir waren Kinder. Es sauste aber der Sturm wieder durch das walddurchwachsene Schloß und wir drängten uns bei der Linde zusammen und sangen:

„Treu, dunkellaubige Linde,
Wenn rings die Windsbraut tobt,
Dein Säuseln lieblich linde
Den Frieden Gottes lobt.

Treu, dunkellaubige Linde,
Wie fährt all' Gut und Blut
Fort, fort im Sturm geschwinde,
Nur du hegst festen Muth.

Treu, dunkellaubige Linde,
Wie bist du stark und gut,
Wohl dem, der mit dem Kinde
Bei dir im Hüg'lein ruht!"

Indem wir aber so sangen, hörte ich den Alektryo wieder krähen und sah mich um, und Alles war verändert. — Gockelsruhe stand wieder in vollem Glanz, und es war eine freudige Hochzeit, und ich zog mit dem Brautzug und Leichenzug durch die geschmückte Schloßkapelle, in der mir mein Mantel und mein Tagebuch genommen ward.

Hierauf zog ich mit Verena wieder umher durch die Gegend. Wir eilten immer schneller, wurden immer müder und kamen endlich in der Mitternacht in ein weites Erndtefeld. Wir zogen dem Sensenklang und dem Schalle der Schnitterlieder nach, Verena las Aehren und ich sammelte Blumen zum Erndtekranz. Endlich kamen wir mitten in dem Aehrenfeld auf einen kleinen freien Raum, wo der Kranz sollte geflochten werden, da sahen wir Seltsames. St. Eduard's Thronstuhl, in dessen Sitz der Schlummerstein Jacob's bewahrt ist, stand zwischen zwei hohen Lilien

vor den Aehren. Aus dem Sitze des Stuhles strahlte eine Mohnpflanze von Licht mit acht Blumen zum Nachthimmel hinauf. In der Mitte der Pflanze unter dem Monde saß die Nacht, eine liebe mütterliche Frau, und ihr zur Rechten und Linken auf den acht Mohnblumen acht Sterne als sinnende Knaben. Es schwebte aber von dem Thronstuhl an dem Mohnstengel ein ernstes kleines Mägdlein zum Sternhimmel empor, und zwei Engel senkten Sterne in die beiden Lilien zur Seite des Thrones; dazu sangen die Knaben auf den Mohnblumen oben:

„O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb', Leib und Zeit und Ewigkeit!"

Die Sense des Schnitters sauste immer näher durch die Halmen, und da ich mich niedersetzte, den Kranz aus den gesammelten Blumen zu flechten, sah ich zu meinen Füßen dicht vor dem Thronstuhl auf einem Kinderstühlchen einen Knaben schlummernd sitzen. Er hatte eine Feder hinter dem Ohr und schlief, den Kopf auf den Arm lehnend, auf dem scharfen Rande des Thronstuhls. Ich sagte zu Verena: „Was macht das Büblein?" Da sprach sie, des langen Mitleides gewohnt: „Es hat seine Sach vollbracht und ist dicht an der Grube vor Müdigkeit entschlafen; sieh, wie hart es da auf dem Rande liegt! Ich habe Aehren lesend eine kleine feine Garbe in meinen Korb gesammelt, o lege sie ihm unter das Haupt, damit es nicht darbt, wenn der Schnitter es weckt; horch, schon naht er in den wogenden Halmen." Ich legte ihm die Garbe in den Arm, und sah. O Wunder! zu seinen Füßen ruhte mein Tagebuch, und ich las gar Vieles mehr darin, als ich hineingeschrieben, z. B. diesen ganzen Traum, und daß Verena gestorben sei und mir zwölf Franken vermacht habe. „Ist das wahr, Verena?" fragte ich. Und sie sprach: „Gewiß, gewiß, und es hat große Zinsen gebracht im Almosenstock, wie das Schärflein der Wittwe."

Da sah ich den Knaben nochmals an, konnte ihn aber nicht erkennen; er hatte sein Angesicht fest in die Garbe verborgen, denn die Thränen flossen von seinen Wangen. „Verena,“ sprach ich, „ist denn dies wirklich dasselbe Büblein, welches dem frommen Hühnlein des Salmo die Weizenkörner entwendet und das Zauberhühnlein der Weissagerin damit gefüttert hat?“ — „Ach,“ erwiederte Verena, „warum dasselbe Büblein? Alle thun so und auch wir. Sieh in das Buch, da wirst du den Weizen finden!“ — „O, wie soll er das alles ersetzen!“ rief ich aus. Und Verena sprach: „Durch unser Gebet und Almosen. O drehe den Ring Salomonis, daß sein Getreide sich mehre. — Horch! das Lied des Schnitters nahet, schon fallen die Aehren über den Getreidekasten nieder, geschwind beginne den Kranz zu flechten!“ — Da sah ich hinüber, und sah die Sense des Schnitters durch die Halmen greifen, und sie sanken über einen Kasten nieder, gerade so groß, wie das Büblein; er war gemacht von fünf Brettern und zwei Brettchen, und stand über einer Grube vor einem Feldkreuz, auf dem Alektryo und Gallina schlafend saßen.

Ich machte zuerst ein Kränzlein und legte es auf den Kasten, dann aber drehte ich den Ring Salomonis gar flehentlich am Finger:

„Salomo, du weiser König,
Dem die Geister unterthänig,
Bring' doch all den Weizen wieder,
Der da auf den Weg fiel nieder
Und von Vögeln ward gefressen,
Und von Füßen ward zertreten.
All den Weizen ungemessen,
Den sie auf das Steinfeld säeten,
Wo, so schnell er aufgeblüht,
In der Sonne er verglüht.
Bring' zurück die Weizenkörner,
Die erstickten durch die Dörner.

Was in guten Grund gefallen,
Lasse fruchtend überwallen,
Daß der Weizen dreißigfältig,
Sechszigfältig, hundertfältig
Alles Unkraut überwältig',
Das der Feind hineingesäet.
Schnell, o schnell, es ist schon spät!
Ringlein, Ringlein dreh dich um,
Fruchte schnell, ich bitt' dich drum!"

Kaum hatte ich, den Ring drehend, diesen Wunsch ausgesprochen und mitleidig nach dem Knaben hingeschaut, als ich etwas gar Rührendes sah. Er blickte mich, ohne den Kopf zu heben, mit stillem Dank an. Thränenströme rannen von seinen Augen auf die Garbe unter seinem Haupte nieder, und alle die Thränen waren Weizenkörnlein, und die Garbe wuchs und mehrte sich. Und als ob sie mit dem Knaben weine, gossen sich aus ihren Aehren hundertfältige Weizenkörnlein nieder und aus allen Blättern des Buches rannen Fruchtkörner heraus, und mein Herz war so bewegt, daß auch ich auf einer Garbe sitzend gar reich und mildiglich weinte, und Verena, die neben mir betend kniete, weinte auch. Und alle unsere Thränen waren Weizenkörner, und sie keimten und schossen schnell auf in reichen, goldenen Aehren und füllten die Grube und den Getreidekasten, und umgaben den Thronstuhl und das Kinderstühlchen und den Knaben und Verena und mich. Und alle Aehren wehten durcheinander und Keines sah das Andere mehr; denn Alles war nun Eines. — Der Schnitter aber nahte immer mehr und konnte kaum Alles schneiden, was aufschoß; es wuchs ihm unter der Sense empor. Während dem Allem flocht ich am Erndtekranz aus vielen Blumen und stimmte in das Lied des Schnitters ein:

„Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Er mäht das Korn, wenn's Gott gebot;
Schon wetzt er die Sense,
Daß schneidend sie glänze;
Bald wird er dich schneiden,
Du mußt es nur leiden;
Mußt in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Was heut' noch frisch und blühend steht
Wird morgen schon hinweggemäht;
Ihr edlen Narcissen,
Ihr süßen Melissen,
Ihr sehnenden Winden,
Ihr Leid-Hyacinthen,
Müßt in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Viel hunderttausend ohne Zahl,
Ihr sinket durch der Sense Stahl;
Weh' Rosen, weh' Lilien,
Weh' krause Basilien!
Selbst euch Kaiserkronen
Wird er nicht verschonen,
Ihr müßt zum Erndtekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Du himmelfarben Ehrenpreis,
Du Träumer, Mohn, roth, gelb und weiß,
Aurikeln, Ranunkeln,
Und Nelken, die funkeln,
Und Malven und Narden
Braucht nicht lang zu warten,
Müßt in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Du farbentrunkner Tulpenflor,
Du tausendschöner Floramor,
Ihr Blutes-Verwandten,
Ihr Gluth-Amaranthen,
Ihr Veilchen, ihr stillen,
Ihr frommen Camillen,
Müßt in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Du stolzer, blauer Rittersporn,
Ihr Klapperrosen in dem Korn,
Ihr Röslein Adonis,
Ihr Siegel Salomonis,
Ihr blauen Cyanen
Braucht ihn nicht zu mahnen,
Müßt in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein.

Lieb' Denkeli, Vergißmeinnicht,
Er weiß schon, was dein Name spricht,
Dich Seufzer-umschwirrte
Brautkränzende Myrthe,
Selbst euch Immortellen
Wird alle er fällen!
Müßt in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Des Frühlings Schatz und Waffensaal,
Ihr Kronen, Zepter ohne Zahl,
Ihr Schwerter und Pfeile,
Ihr Speere und Keile,
Ihr Helme und Fahnen
Unzähliger Ahnen,
Müßt in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Des Maies Brautschmuck auf der Au,
Ihr Kränzlein reich von Perlenthau,
Ihr Herzen umschlungen,
Ihr Flammen und Zungen,
Ihr Händlein in Schlingen
Von schimmernden Ringen,
Müßt in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Ihr sammtnen Rosen-Miederlein,
Ihr seidnen Lilien-Schleierlein,
Ihr lockenden Glocken,
Ihr Schräubchen und Flocken,
Ihr Träubchen, ihr Becher,
Ihr Häubchen, ihr Fächer,
Müßt in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Herz, tröste dich, schon kömmt die Zeit,
Die von der Marter dich befreit,
Ihr Schlangen, ihr Drachen,
Ihr Zähne, ihr Rachen,
Ihr Nägel, ihr Kerzen,
Sinnbilder der Schmerzen,
Müßt in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

O heimlich Weh, halt dich bereit!
Bald nimmt man dir dein Trostgeschmeid',
Das duftende Sehnen
Der Kelche voll Thränen,
Das hoffende Ranken
Der kranken Gedanken
Muß in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Ihr Bienlein ziehet aus dem Feld,
Man bricht euch ab das Honigzelt,
Die Bronnen der Wonnen,
Die Augen, die Sonnen,
Der Erdsterne Wunder,
Sie sinken jetzt unter,
All in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!
Den Kranz helft mir winden,
Die Garbe helft binden,
Kein Blümlein darf fehlen,
Jed' Körnlein wird zählen
Der Herr auf seiner Tenne rein.
Hüte dich, schönes Blümelein!"

Unter dem Sausen der Sense, dem Sinken und Aufsteigen der Aehren, dem Niederströmen meiner Thränen in den Blumenkranz, der mich schon ganz umwand, verstummte endlich das Lied, und ich sah nichts mehr Einzelnes. Der Traum ward nun recht wie ein Traum, ich saß darin und fühlte mich wie der bittere Kern in einer süßen Frucht, die der Morgenwind auf dem Zweige wiegt. Ich unterschied nichts mehr deutlich; dichte weiße Thaunebel lagen überm Stoppelfeld; ich fühlte mich emporgehoben, ich saß in dem thauigten Erndtekranz hoch zwischen Garben. Ich saß auf dem Erndtewagen, er schwankte unter mir vorwärts; es war kalt, ich war naß von Thau und Thränen; ich hörte Lieder um mich und sah die Singenden nicht. Da krähte Alektryo, der mit Gallina vorn auf dem Erndtewagen saß und ich erwachte, und hörte den Hahnenschrei wirklich draußen in dem Schloßhof.

Ich konnte mich nicht gleich finden, meine Augen waren noch voll Thränen; ich hörte das Singen noch, aber ich saß auf keinem Erndtewagen, ich lag auf meinem Bettchen; ich drehte

den Ring und wünschte: Es möge doch mein ganzer Traum wahr werden und von dem Knaben auf dem Kinderstühlchen mit allen Liedern und was darauf folgte in mein Tagebuch eingeschrieben stehen. — Da ich nun ganz erwacht war, trat Verena zu mir und sprach: „Gesegne dich Gott, goldne Amey, du schöne Braut! Das fromme Hühnlein schickt mich, es weiß Alles. Segne uns Gott, daß wir von der langen künftigen Reise glücklich zurückgekommen sind, vom Erndtewagen auf den Brautwagen. Schön Dank, du hast auf der rechten Seite geruht. Ende gut, Alles gut! — Aber stehe auf, daß ich dich schmücke als Braut, hörst du, deine elf Kränzeljungfern, die drei Schwestern mit den Lilien und die acht Ordensgespielen mit den Pflichthühnern singen schon unten die Brautlieder." — Ich erwiederte ihr nach alter Gewohnheit: „Vreneli, was macht's Büblein?" Und sie sprach:

„Es hat sein Sach ganz gut gemacht,
Der Wagen trug dich fort mit Pracht,
Ich bin bei ihm geblieben;
Hab, als es vom Geräusch erwacht
Und still sein Gärbchen angelacht,
Ihm Aehren ausgerieben.
Die Körnlein hat es in der Nacht
Gar treu gezählt und mit Bedacht
Sie hüben und auch drüben
In's Soll und Haben rein und sacht,
Wie du es liebst, zu Buch gebracht,
Bis Morgens früh geschrieben."

„Gott sei Dank!" sagte ich, „so hast du denn Alles mit mir geträumt, und Alles wird im Tagebuche stehen, ich habe den Ring Salomonis darum gedreht." — Der Gesang aber tönte näher und näher, und Verena sprach: „Geschwind, stehe auf, daß ich dich ankleide, die Brautjungfern sind schon unter dem Fenster!" — Ich sprang aber auf und fuhr mit dem linken

Fuße zuerst in den Pantoffel, und öffnete das Fenster. Draußen lag ein dichter weißer Nebel, die Lieder klangen mir so traurig hindurch. Der Nebel fiel mir ins Gesicht, ich ward schwermüthig und kriegte den Schnupfen. Ich weinte, konnte nicht sprechen; jedes Wort schnürte mir die Kehle zu. Und da Verena mir den ganzen Brautschmuck meiner seligen Mutter anlegte, und das Bruststück mit den vielen feinen schönen Seidenröschen, und das Amaranthen=Brautkränzchen, Alles, was ich sonst so geliebt, strömten meine Thränen nieder. Oft fragte sie um die Ursache meiner Thränen, meiner Stummheit, aber ich antwortete nicht.

Als ich ganz geschmückt war, traten die Brautführerinnen, die Klosterfrauen mit den Lilien, die Gespielen mit den Pflicht=hühnern herein, und nun begann der Zug. Voran ging Verena mit dem langen Korbe; dann folgten meine acht Gespielen mit den Ordenszeichen der freudig frommen Kinder, sie trugen die Pflichthühner in schön geflochtenen Nestkörben unter dem einen Arm und faßten mit der andern Hand an die amaranthseidene Decke von Hennegau, die sie zwischen sich ausgebreitet trugen; dann folgte ich armes Kind von Hennegau im Brautkleide meiner Mutter, die Kleinode von Vadutz und das Hühnlein Gallina auf der Schulter, an jeder Seite eine der Lilienfräulein mit ihren Lilien und hinter mir Klareta, die mir die Schleppe trug. So zog ich zur Kapelle und war nicht lustig, der Inhalt des Brautgesanges machte mich noch trauriger, meine Thränen strömten immer reichlicher. Sie sangen aber abwechselnd:

Die Gespielen.

„Komm heraus, komm heraus, o du schöne, schöne Braut,
Deine guten Tage sind nun alle, alle aus.
Dein Schleierlein weht so feucht und thränenschwer,
O, wie weinet die schöne Braut so sehr!
Mußt die Mägdlein lassen stehn,
Mußt nun zu den Frauen gehn.

Die Lilienfräulein.

Ihr klugen Jungfrau'n zieht hinaus,
Die Lampen sind geschmücket,
An's Herz den reinen Blumenstrauß
Der Bräutigam nun drücket;
Ihr Lilien, gebt der Braut Geleit,
Ihr tragt ein schönres Ehrenkleid,
Ein hochzeitlicheres Geschmeid,
Als Salomo in Herrlichkeit.

Die Gespielen.

Lege an, lege an heut' auf kurze, kurze Zeit
Deine Seidenröslein, dein reiches Brustgeschmeid',
Dein Schleierlein weht so feucht und thränenschwer,
O, wie weinet die schöne Braut so sehr!
Mußt die Zöpflein schließen ein
Unter'm goldnen Häubelein.

Die Lilienfräulein.

Heb' an, du liebe Nachtigall,
Dein kunstreich Figuriren,
Hilf uns mit deinem süßen Schall
Das Brautlied musiziren,
Das Lerchlein soll sein — „Dir, dir, dir,
Dir Gott sei Lob" auch für und für
Erschwingen in dem höchsten Ton
Bis auf zu Gott im Himmelsthron.

Die Gespielen.

Lache nicht, lache nicht, deine Gold- und Perlen-Schuh,
Werden dich schon drücken, sind eng genug dazu.
Dein Schleierlein weht so feucht und thränenschwer,
O, wie weinet die schöne Braut so sehr!
Wenn die Andern tanzen gehn
Mußt du bei der Wiege stehn.

Die Lilienfräulein.

Du, blauer Himmel, spann ein Zelt
Den Bräutigam zu grüßen,
Ihr Blümlein, webet über's Feld
Den Teppich ihm zu Füßen,
Ihr Lüftlein, reget dann geschwind
Die Glöcklein, daß sie duftend lind
Thauperlen streuen auf der Au
Um's arme Kind von Hennegau.

Die Gespielen.

Winke nur, winke nur, sind gar leichte, leichte Wink',
Bis den Finger drücket der goldne Treuering.
Dein Schleierlein weht so feucht und thränenschwer,
O, wie weinet die schöne Braut so sehr!
Ringlein sehn heut' lieblich aus,
Morgen werden Fesseln draus.

Die Lilienfräulein.

Wir Lilien aus dem Lilienthal,
Wir kehren einstens wieder,
Dann in ein Bettchen eng und schmal
Sinkt müd dein Brautkleid nieder,
Dann naht der Seelenbräutigam,
Das Lamm von königlichem Stamm,
Und wer ihm nicht entgegengeht,
Bleibt unerhört und unerhöht.

Die Gespielen.

Springe heut', springe heut' deinen letzten, letzten Tanz,
Welken erst die Rosen, stehen Dornen in dem Kranz.
Dein Schleierlein weht so feucht und thränenschwer,
O, wie weinet die schöne Braut so sehr!
Mußt die Blümlein lassen stehn,
Mußt nun auf den Acker gehn.

Die Lilienfräulein.

Führt sternen reine Engelein
Die Braut auf guter Weide,
Durch Lieb' und Leid, bis klar und rein,
Der Geist im Lilienkleide
Sich scheidet von dem Dornenthal
Und mit uns singt beim Hochzeitsmahl:
O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!"

Es wird Jedermann leicht einsehen, daß alles dieses mehr zum Weinen als zum Lachen war. Erst die kühlen Nächte auf der Bleiche in Hennegau, dann die Geschichte der Kleinodien von Vadutz, dann durch neun Feuer gesprungen, dann die Angst um die amaranthseidene Decke, dann die lange gewaltsame Entführung zu Pferd, dann der Kampf unter der Linde, dann die plötzliche Verlobung durch die Gewalt des Salomonsringes, dann die Jahrhunderte von Meilen lange Traumreise mit Verena zum Erndtekranz und das mühselige Weinen von Weizenkörnern für das Büblein, dann noch pudelnaß von Thränen aus dem Schlafe geweckt durch ein wehklagendes Hochzeitslied, dann in den linken Pantoffel zuerst geschlüpft, dann den Kopf durchs Fenster hinaus in den kalten Nebel, wie in einen nassen Mehlsack gesteckt, dann mühselig eingeschnürt in der verstorbenen Mutter Brautkleid, das mir viel zu eng ist, dann hinter der Sterbedecke meiner Mutter her, auf der auch ich einst sterben sollte, durch den kalten Nebel von lamentabelm Gesange begleitet. — Sollte ich nicht schwer und krank und müde sein, und den Schnupfen ganz entsetzlich haben?

Das Fatalste war noch, daß das Hühnlein Gallina ganz naß und kalt die Flügel hängen ließ, und da ich sehr oft und ungemein stark nieste, fuhr es erschreckt zusammen und mir mit den naßkalten Flügeln an den Hals, wodurch ich gewiß einen

Halskrampf bekommen hätte, denn der Schluchser stellte sich schon ein; jedoch Klareta hängte mir die neun Röslein, die ich beim Johannisfeuer erobert hatte, um den Hals, das half so ziemlich. Aber ich mußte alle Augenblicke denken: Wäre ich nicht über das neunte Feuer gesprungen, so brauchte ich nicht hier im Nebel zu gehn.

Ich werde mein Leben lang an diesen Brautzug denken, wenn ich verdrießlich bin. Man kann sich keine verdrießlichere Braut denken als mich, Alles ärgerte mich, selbst daß ich keine Wand sah, an der mich eine Fliege hätte ärgern können. — Ach! dachte ich, wäre doch der fatale Ring Salomonis nicht, der mit der Erfüllung aller Wünsche einem schier die Thür einrennt, das plötzliche Glück trifft einen wie ein Schlagfluß, es wird mir Nichts zu wünschen übrig bleiben, das ist die größte Armuth. Gockel mag es gut meinen, aber was ist das für eine Heirath über Hals und Kopf? Alle Schränke sind voll und eingeräumt, und keinen Faden habe ich gesponnen, gewebt, gebleicht, genäht. Ach, die Freuden einer großen Wäsche sind nun ewig für mich verloren! O, unausstehliche Vollkommenheit aller Mobilien — nichts zu besorgen, auszusuchen, zu bestellen; nur wünschen, wünschen, wünschen und auch gleich besitzen — o verwünschtes Wünschen!

In solchen Jammergedanken nahten wir der Kapelle, und ich hatte noch eine neue Ursache, mich zu ärgern. Die Brautgeschenke Gockel's zogen mir entgegen, er hatte die Geschenke Salomo's und der Königin von Saba durch den Ring herbei gewünscht, und das war eine Toilette aus einem goldnen Hahn und einer goldnen Henne bestehend von so kunstreichem Innern und Aeußern, daß mir der Geduldsfaden ganz riß, all das Zeug anzusehen.

Was mir in der Kapelle geschah, würde ich hier gar nicht sagen, wenn es nicht meiner Verdrießlichkeit die Krone aufgesetzt

hätte. Graf Gockel erwartete mich am Altar, ich sah ihn nicht an, er ward sehr betrübt über meinen Unmuth, er bat mich dringend um die Ursache, ich antwortete nicht. Da ward dem Alektryo auf seiner Schulter der Kamm ganz blutroth, und er ließ drohende Töne hören; — das fand ich impertinent. Daß aber Gallina auf meiner Schulter sich darauf einließ, mit freundlicher Stimme zu antworten, verdroß mich mehr als Alles. — Ich meinte, sie habe mir etwas von meinem Rechte vergeben, und hätte sie schier herabgestoßen. Aber Verena flüsterte: „Das fromme Hühnlein weiß Alles!" — das verdroß mich wieder. Doch nun trat Jacob von Guise vor den Altar und hielt die Traunngsrede, und als wir die Ringe wechselten und ich das Jawort sagen wollte, mußte ich so entsetzlich niesen, daß ich selbst und alle Anwesenden in lautes Lachen ausbrachen. Gockel drehte den Ring mit dem lauten Wunsche: „Zur Gesundheit!" — Da wirkte mein Niesen und Gockel's Prosit plötzlich. Der Nebel zerriß, die Sonne stand am blauen Himmel, aller Schnupfen fiel mir wie Schuppen von den Augen, ich war lustig und froh wie ein Kind, und hätte allen Menschen mögen um den Hals fallen. Anfangs ärgerte mich das noch ein wenig, darum mag es hier stehen, aber weil auch dieser Aerger bald ganz abzog — so will ich nichts weiter sagen.

Als wir die Kapelle verließen, gab mir Gockel den Ring Salomonis wieder, und ich drehte ihn geschwind mit dem Wunsche, mein Tagebuch zu haben, um zu sehen, ob mehr darin stehe, als hier geschrieben steht. Da trat auf einmal das Büblein zu mir hin mit dem Buch. Es bückte sich und wollte Staub vom Boden auf die frische Schrift streuen und dann die Feder an den Aermel wischen; ich klopfte ihm aber auf die Finger und sagte: „Pfui," und drehte den Ring Salomonis mit den Worten:

„Salomo du weiser König,
Dem die Geister unterthänig,
Bilde aus dem Nebel mir
Gleich rein Seidenlöschpapier.
Zephyr soll ein ganzes Buch,
Wie gewebt aus Wohlgeruch,
Sänftlich zu mir niederhauchen
Nach Belieben es zu brauchen.
Vieles leg ich auf die Locken,
Bis sie von dem Thaue trocken;
Ein Blatt muß in's Tagbuch hier,
Denn sonst möchte das Geschmier
Von dem Büblein es beschmutzen,
Ein Blatt mag es selbst benutzen,
Seine Feder auszuputzen.
Ringlein, Ringlein dreh' dich um,
Schnell ein Fließblatt! bitt' dich drum."

Da kam ein leises, lindes Wehen angeströmt, es hauchte fünf und zwanzigmal, und mit jedem Hauche ward der Himmel blauer, schien die Sonne heller, und ein wunderlieblicher geflügelter Jüngling schwebte durch die säuselnden Bäume und über die wiegenden Blumenglocken zu mir nieder. Er trug eine Blumenkrone, eine Wolke von Wohlgeruch duftete um ihn, es spielte ein Buch des feinsten Seidenpapiers in seiner Hand, vom Hauche seines Mundes und dem Schlage seiner Flügel durchfächelt. Er überreichte es mir, spielte in meinen Locken und entschwebte mit einem Seufzer, ohne die Locken meiner Brautjungfern zu berühren, die mit Hyacinthen bekränzt ihm wehmüthige Gedanken erregten.

Ich zählte das Buch Seidenpapier der Ordnung halber, und es waren richtig fünf und zwanzig Bogen von feinem Nebel vor der Sonne getrocknet. Ich hielt einen Bogen vor die Sonne, um das Papierzeichen kennen zu lernen, und sah das Himmelszeichen der Plejaden, der Gluckhenne mit ihren Küchlein darauf abgebildet

und die Worte umher: „Vivat, die goldene Amey!“ eine Aufmerksamkeit Salomon's, welche mir sehr schmeichelte. Ich trocknete meine Locken mit einem Theile der Bogen, legte einen Bogen in das Tagebuch, und reichte den letzten, der ohnedies etwas schadhaft war, dem Büblein, seine Feder daran zu reinigen. Es that dies und verschwand, das Papier mit einem Tintenflecken fiel mir zu Füßen. Das Büblein war fort; es war, als habe es sein eignes Dasein aus der Feder geputzt. Ich legte das Blatt auch in das Buch, als ein Andenken an das arme Büblein, und las die letzten Worte, die es in das Tagebuch geschrieben:

„Was reif in diesen Zeilen steht,
Was lächelnd winkt und sinnend fleht,
Das soll kein Kind betrüben.
Die Einfalt hat es ausgesät,
Die Schwermuth hat hindurch geweht,
Die Sehnsucht hat's getrieben.
Und ist das Feld einst abgemäht,
Die Armuth durch die Stoppeln geht,
Sucht Aehren, die geblieben,
Sucht Lieb', die für sie untergeht,
Sucht Lieb', die mit ihr aufersteht,
Sucht Lieb', die sie kann lieben.
Und hat sie einsam und verschmäht
Die Nacht durch dankend in Gebet
Die Körner ausgerieben,
Liest sie, als früh der Hahn gekräht,
Was Lieb' erhielt, was Leid verweht,
An's Feldkreuz angeschrieben:
O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!“

Geschichte

vom

braven Kasperl und dem schönen Annerl.

Es war Sommers-Frühe. Die Nachtigallen sangen erst seit einigen Tagen durch die Straßen, und verstummten heut' in einer kühlen Nacht, welche von fernen Gewittern zu uns herwehte. Der Nachtwächter rief die elfte Stunde an. Da sah ich, nach Hause gehend, vor der Thür eines großen Gebäudes einen Trupp von allerlei Gesellen, die vom Biere kamen, um Jemand, der auf den Thürstufen saß, versammelt. Ihr Antheil schien mir so lebhaft, daß ich irgend ein Unglück besorgte und mich näherte.

Eine alte Bäuerin saß auf der Treppe, und so lebhaft die Gesellen sich um sie bekümmerten, so wenig ließ sie sich von den neugierigen Fragen und gutmüthigen Vorschlägen derselben stören. Es hatte etwas sehr Befremdendes, ja schier Großes, wie die gute alte Frau so sehr wußte, was sie wollte, daß sie, als sei sie ganz allein in ihrem Kämmerlein, mitten unter den Leuten es sich unter freiem Himmel zur Nachtruhe bequem machte. Sie nahm ihre Schürze als ein Mäntelchen um, zog ihren großen schwarzen wachsleinenen Hut tiefer in die Augen, legte sich ihr Bündel unter den Kopf zurecht und gab auf keine Frage Antwort.

„Was fehlt dieser alten Frau?" fragte ich einen der Anwesenden. Da kamen Antworten von allen Seiten: „Sie kommt sechs Meilen Weges vom Lande, sie kann nicht weiter, sie weiß nicht Bescheid in der Stadt, sie hat Befreundete am andern Ende der Stadt und kann nicht hin finden." „Ich wollte sie führen," sagte Einer, „aber es ist ein weiter Weg und ich habe meinen Hausschlüssel nicht bei mir. Auch würde sie das Haus nicht kennen, wo sie hin will." „Aber hier kann die Frau nicht liegen bleiben," sagte ein Neuhinzugetretener. „Sie will aber platterdings," antwortete der Erste, „ich habe es ihr längst

gesagt: ich wolle sie nach Haus bringen; doch sie redet ganz verwirrt, ja sie muß wohl betrunken sein. — Ich glaube, sie ist blödsinnig. Aber hier kann sie doch in keinem Falle bleiben," wiederholte Jener, „die Nacht ist kühl und lang."

Während allem diesem Gerede war die Alte, gerade als ob sie taub und blind sei, ganz ungestört mit ihrer Zubereitung fertig geworden, und da der Letzte abermals sagte: „Hier kann sie doch nicht bleiben," erwiederte sie mit einer wunderlich tiefen und ernsten Stimme:

„Warum soll ich nicht hier bleiben, ist dies nicht ein herzogliches Haus? Ich bin acht und achtzig Jahre alt, und der Herzog wird mich gewiß nicht von seiner Schwelle treiben. Drei Söhne sind in seinem Dienste gestorben, und mein einziger Enkel hat seinen Abschied genommen; — Gott verzeiht es ihm gewiß, und ich will nicht sterben, bis er in seinem ehrlichen Grabe liegt."

„Acht und achtzig Jahre und sechs Meilen gelaufen!" sagten die Umstehenden, „sie ist müd' und kindisch, in solchem Alter wird der Mensch schwach."

„Mutter, Sie kann aber den Schnupfen kriegen und sehr krank werden hier, und Langeweile wird Sie auch haben," sprach nun einer der Gesellen und beugte sich näher zu ihr.

Da sprach die Alte wieder mit ihrer tiefen Stimme, halb bittend, halb befehlend:

„O, laßt mir meine Ruhe, und seid nicht unvernünftig; ich brauch' keinen Schnupfen, ich brauche keine Langeweile; es ist ja schon spät an der Zeit, acht und achtzig bin ich alt, der Morgen wird bald anbrechen, da geh' ich zu meinen Befreundeten. Wenn ein Mensch fromm ist, und hat Schicksale, und kann beten, so kann er die paar armen Stunden auch noch wohl hinbringen."

Die Leute hatten sich nach und nach verloren, und die letzten, welche noch da standen, eilten auch hinweg, weil der Nachtwächter

durch die Straße kam und sie sich von ihm ihre Wohnungen wollten öffnen lassen. So war ich allein noch gegenwärtig. Die Straße ward ruhiger. Ich wandelte nachdenkend unter den Bäumen des vor mir liegenden freien Platzes auf und nieder; das Wesen der Bäuerin, ihr bestimmter ernster Ton, ihre Sicherheit im Leben, das sie acht und achtzigmal mit seinen Jahreszeiten hatte zurückkehren sehen, und das ihr nur wie ein Vorsaal im Bethause erschien, hatten mich mannichfach erschüttert. Was sind alle Leiden, alle Begierden meiner Brust, die Sterne gehen ewig unbekümmert ihren Weg, wozu suche ich Erquickung und Labung, und von wem suche ich sie und für wen? Alles, was ich hier suche und liebe und erringe, wird es mich je dahin bringen, so ruhig, wie diese gute fromme Seele, die Nacht auf der Schwelle des Hauses zubringen zu können, bis der Morgen erscheint, und werde ich dann den Freund finden, wie sie? Ach, ich werde die Stadt nicht erreichen, ich werde, wegemüde, schon in dem Sande vor dem Thor umsinken und vielleicht gar in die Hände der Räuber fallen. So sprach ich zu mir selbst, und als ich durch den Lindengang mich der Alten wieder näherte, hörte ich sie halb laut mit gesenktem Kopfe vor sich hin beten. Ich war wunderbar gerührt, und trat zu ihr hin und sprach: „Mit Gott, fromme Mutter, bete Sie auch ein wenig für mich!“ — bei welchen Worten ich ihr einen Thaler in die Schürze warf.

Die Alte sagte hierauf ganz ruhig: „Hab' tausend Dank, mein lieber Herr, daß du mein Gebet erhört.“

Ich glaubte, sie spreche mit mir und sagte: „Mutter, habt Ihr mich denn um etwas gebeten? ich wüßte nicht.“

Da fuhr die Alte überrascht auf und sprach: „Lieber Herr, gehe Er doch nach Haus und bete Er fein, und lege Er sich schlafen. Was zieht Er so spät noch auf der Gasse herum? Das ist jungen Gesellen gar nichts nütze, denn der Feind geht

um und suchet, wo er sich Einen erfange. Es ist Mancher durch solch Nachtlaufen verdorben. Wen sucht er? Den Herrn? Der ist in des Menschen Herz, so er züchtiglich lebt, und nicht auf der Gasse. Sucht Er aber den Feind, so hat Er ihn schon; gehe Er hübsch nach Haus und bete Er, daß Er ihn los werde. Gute Nacht!"

Nach diesen Worten wendete sie sich ganz ruhig nach der andern Seite, und steckte den Thaler in ihren Reisesack. Alles, was die Alte that, machte einen eigenthümlichen ernsten Eindruck auf mich, und ich sprach zu ihr: „Liebe Mutter, Ihr habt wohl recht, aber Ihr selbst seid es, was mich hier hält. Ich hörte Euch beten und wollte Euch ansprechen, meiner dabei zu gedenken."

„Das ist schon geschehen," sagte sie. „Als ich Ihn so durch den Lindengang wandeln sah, bat ich Gott: er möge Euch gute Gedanken geben. Nun habe Er sie, und gehe Er fein schlafen."

Ich aber setzte mich zu ihr nieder auf die Treppe, und ergriff ihre dürre harte Hand und sagte: „Lasset mich hier bei Euch sitzen die Nacht hindurch, und erzählet mir, woher Ihr seid und was Ihr hier in der Stadt sucht; Ihr habt hier keine Hilfe, in Eurem Alter ist man Gott näher als den Menschen; die Welt hat sich verändert, seit Ihr jung waret." —

„Das ich nicht wüßte," erwiederte die Alte, „ich hab's mein Lebetag ganz einerlei gefunden. Er ist noch zu jung, da verwundert man sich über Alles; mir ist Alles schon so oft wieder vorgekommen, daß ich es nur noch mit Freuden ansehe, weil es Gott so treulich damit meint. Aber man soll keinen guten Willen von sich weisen, wenn er Einem auch gerade nicht noth thut, sonst möchte der liebe Freund ausbleiben, wenn er ein andermal gar willkommen wäre; bleibe Er drum immer sitzen, und sehe Er, was Er mir helfen kann. Ich will Ihm

erzählen, was mich in die Stadt den weiten Weg hertreibt Ich hätt' es nicht gedacht, wieder hierher zu kommen. Es sind siebzig Jahre, daß ich hier im Hause als Magd gedient habe, auf dessen Schwelle ich sitze, seitdem war ich nicht mehr in der Stadt; was die Zeit herumgeht? Es ist, als wenn man eine Hand umwendet. Wie oft habe ich hier am Abend gesessen vor siebzig Jahren, und habe auf meinen Schatz gewartet, der bei der Garde stand. Hier haben wir uns auch versprochen. Wenn er hier — aber still, da kömmt die Runde vorbei."

Da hob sie an mit gemäßigter Stimme, wie etwa junge Mägde und Diener in schönen Mondnächten, vor der Thüre zu singen, und ich hörte mit innigem Vergnügen folgendes schöne alte Lied von ihr:

„Wann der jüngste Tag wird werden,
Dann fallen die Sternelein auf die Erden.
Ihr Todten, ihr Todten sollt auferstehn,
Ihr sollt vor das jüngste Gerichte gehn;
Ihr sollt treten auf die Spitzen,
Da die lieben Engelein sitzen.
Da kam der liebe Gott gezogen
Mit einem schönen Regenbogen.
Da kamen die falschen Juden gegangen,
Die führten einst unsern Herrn Christum gefangen.
Die hohen Bäum' erleuchten sehr,
Die harten Stein' zerknirschten sehr.
Wer dies Gebetlein beten kann,
Der bet's des Tages nur einmal,
Die Seele wird vor Gott bestehn,
Wann wir werden zum Himmel eingehn!" Amen.

Als die Runde uns näher kam, wurde die gute Alte gerührt. „Ach, sagte sie, es ist heute der sechzehnte Mai, es ist doch Alles einerlei, gerade wie damals, nur haben sie andere Mützen auf und keine Zöpfe mehr. Thut nichts, wenn's Herz nur gut ist!"

Der Offizier der Runde blieb bei uns stehen und wollte eben fragen, was wir hier so spät zu schaffen hätten, als ich den Fähnrich Graf Grossinger, einen Bekannten, in ihm erkannte. Ich sagte ihm kurz den ganzen Handel, und er sagte, mit einer Art von Erschütterung: „Hier haben Sie einen Thaler für die Alte und eine Rose," — die er in der Hand trug, — „so alte Bauersleute haben Freude an Blumen. Bitten Sie die Alte, Ihnen Morgen das Lied in die Feder zu sagen, und bringen Sie mir es. Ich habe lange nach dem Liede getrachtet, aber es nie ganz habhaft werden können." Hiermit schieden wir, denn der Posten der nahe gelegenen Hauptwache, bis zu welcher ich ihn über den Platz begleitet hatte, rief: „Wer da!" Er sagte mir noch, daß er die Wache am Schlosse habe, ich sollte ihn dort besuchen. Ich ging zu der Alten zurück, und gab ihr die Rose und den Thaler.

Die Rose ergriff sie mit einer rührenden Heftigkeit, und befestigte sie sich auf ihren Hut, indem sie mit einer etwas feineren Stimme und fast weinend die Worte sprach:

„Rosen die Blumen auf meinem Hut,
Hätt' ich viel Geld, das wäre gut,
Rosen und mein Liebchen."

Ich sagte zu ihr: „Ei, Mütterchen, Ihr seid ja ganz munter geworden." Und sie erwiederte:

„Munter, munter,
Immer bunter,
Immer runder.
Oben stund er,
Nun bergunter,
'S ist kein Wunder!"

„Schau er, lieber Mensch, ist es nicht gut, daß ich hier sitzen geblieben? Es ist Alles einerlei, glaub' er mir. Heute sind es siebzig Jahre, da saß ich hier vor der Thür, ich war eine

flinke Magd und sang gern alle Lieder. Da sang ich auch das Lied vom jüngsten Gericht, wie heute, da die Runde vorbeiging, und da warf mir ein Grenadier im Vorübergehen eine Rose in den Schooß, — die Blätter hab' ich noch in meiner Bibel liegen — das war meine erste Bekanntschaft mit meinem seligen Mann. Am andern Morgen hatte ich die Rose vorgesteckt in der Kirche, und da fand er mich, und es ward bald richtig. Drum hat es mich gar sehr gefreut, daß mir heute wieder eine Rose ward. Es ist ein Zeichen, daß ich zu ihm kommen soll, und darauf freu' ich mich herzlich. Vier Söhne und eine Tochter sind mir gestorben, vorgestern hat mein Enkel seinen Abschied genommen, — Gott helfe ihm und erbarme sich seiner! — und morgen verläßt mich eine andere gute Seele, aber was sag' ich morgen, ist es nicht schon Mitternacht vorbei?"

„Es ist Zwölfe vorüber" erwiederte ich, verwundert über ihre Rede.

„Gott gebe ihr Trost und Ruhe die vier Stündlein, die sie noch hat," sagte die Alte und ward still, indem sie die Hände faltete. Ich konnte nicht sprechen, so erschütterten mich ihre Worte und ihr ganzes Wesen. Da sie aber ganz stille blieb und der Thaler des Offiziers noch in ihrer Schürze lag, sagte ich zu ihr: „Mutter, steckt den Thaler zu Euch, Ihr könntet ihn verlieren."

„Den wollen wir nicht weglegen, den wollen wir meiner Befreundeten schenken in ihrer letzten Noth!" erwiederte sie. „Den ersten Thaler nehm' ich morgen wieder mit nach Haus, der gehört meinem Enkel, der soll ihn genießen. Ja seht, es ist immer ein herrlicher Junge gewesen, und hielt etwas auf seinen Leib und auf seine Seele — ach Gott, auf seine Seele! — Ich habe gebetet den ganzen Weg, es ist nicht möglich, der liebe Herr läßt ihn gewiß nicht verderben. Unter allen Burschen war er immer der reinlichste und fleißigste in der Schule, aber

auf die Ehre war er vor Allem ganz erstaunlich. Sein Lieutenant hat auch immer gesprochen: „Wenn meine Schwadron Ehre im Leibe hat, so sitzt sie bei dem Finkel im Quartier.“ Er war unter den Uhlanen. Als er zum ersten Mal aus Frankreich zurück kam, erzählte er allerlei schöne Geschichten, aber immer war von der Ehre dabei die Rede. Sein Vater und sein Stiefbruder waren bei dem Landsturm, und kamen oft mit ihm wegen der Ehre in Streit, denn was er zuviel hatte, hatten sie nicht genug. Gott verzeih' mir meine schwere Sünde, ich will nicht schlecht von ihnen reden, Jeder hat sein Bündel zu tragen: aber meine selige Tochter, seine Mutter, hat sich zu Tode gearbeitet bei dem Faulpelz, sie konnte nicht erschwingen, seine Schulden zu tilgen. Der Uhlane erzählte von den Franzosen, und als der Vater und Stiefbruder sie ganz schlecht machen wollten, sagte der Uhlane: „Vater, das versteht Ihr nicht, sie haben doch viel Ehre im Leibe.“ Da ward der Stiefbruder tückisch und sagte: „Wie kannst du deinem Vater so viel von der Ehre vorschwatzen? war er doch Unteroffizier im N...schen Regiment, und muß es besser als du verstehen, der nur Gemeiner ist.“ „Ja,“ sagte da der alte Finkel, der nun auch rebellisch ward, „das war ich, und habe manchem vorlauten Burschen Fünf und zwanzig aufgezählt; hätte ich nur Franzosen in der Compagnie gehabt, die sollten sie noch besser gefühlt haben, mit ihrer Ehre.“ Die Rede that dem Uhlanen gar weh, und er sagte: „Ich will ein Stückchen von einem französischen Unteroffizier erzählen, das gefällt mir besser. Unterm vorigen Könige sollten auf einmal die Prügel bei der französischen Armee eingeführt werden. Der Befehl des Kriegsministers wurde zu Straßburg bei einer großen Parade bekannt gemacht, und die Truppen hörten in Reih' und Glied die Bekanntmachung mit stillem Grimm an. Da aber noch am Schluß der Parade ein Gemeiner einen Exzeß machte, wurde

sein Unteroffizier vorcommandirt, ihm zwölf Hiebe zu geben. Es wurde ihm mit Strenge befohlen, und er mußte es thun. Als er aber fertig war, nahm er das Gewehr des Mannes, den er geschlagen hatte, stellte es vor sich an die Erde, und drückte mit dem Fuße los, daß ihm die Kugel durch den Kopf fuhr und er todt niedersank. Das wurde an den König berichtet, und der Befehl, Prügel zu geben, ward gleich zurückgenommen. Seht, Vater, das war ein Kerl, der Ehre im Leibe hatte!" „Ein Narr war es," sprach der Bruder. — „Freß deine Ehre, wenn du Hunger hast!" brummte der Vater. Da nahm mein Enkel seinen Säbel und ging aus dem Hause und kam zu mir in mein Häuschen, und erzählte mir Alles und weinte die bitteren Thränen. Ich konnte ihm nicht helfen. Die Geschichte, die er mir auch erzählte, konnte ich zwar nicht ganz verwerfen, aber ich sagte ihm doch immer zuletzt: „Gib Gott allein die Ehre!" Ich gab ihm noch den Segen, denn sein Urlaub war am andern Tag aus, und er wollte noch eine Meile umreiten nach dem Orte, wo ein Pathchen von mir auf dem Edelhofe diente, auf die er gar viel hielt, er wollte einmal mit ihr hausen. — Sie werden auch wohl bald zusammen kommen, wenn Gott mein Gebet erhört. Er hat seinen Abschied schon genommen, mein Pathchen wird ihn heut' erhalten, und die Aussteuer hab ich auch schon beisammen, es soll auf der Hochzeit weiter Niemand sein, als ich." Da ward die Alte wieder still und schien zu beten. Ich war in allerlei Gedanken über die Ehre, und ob ein Christ den Tod des Unteroffiziers schön finden dürfe? Ich wollte, es sagte mir einmal Einer etwas Hinreichendes darüber.

Als der Wächter Ein Uhr anrief, sagte die Alte: „Nun habe ich noch zwei Stunden. Ei, Er ist noch da, warum geht Er nicht schlafen? Er wird morgen nicht arbeiten können und mit seinem Meister Händel kriegen; von welchem Handwerk ist Er denn, mein guter Mensch?"

Da wußte ich nicht recht, wie ich es ihr deutlich machen sollte, daß ich ein Schriftsteller sei. Ich bin ein Gestudirter durfte ich nicht sagen, ohne zu lügen. Es ist wunderbar, daß ein Deutscher immer sich ein wenig schämt, zu sagen: er sei ein Schriftsteller. Zu Leuten aus den untern Ständen sagt man es am ungernsten, weil diesen gar leicht die Schriftgelehrten und Pharisäer aus der Bibel dabei einfallen. Der Name Schriftsteller ist nicht so eingebürgert bei uns, wie das homme de lettres bei den Franzosen, welche überhaupt als Schriftsteller zünftig sind, und in ihren Arbeiten mehr hergebrachtes Gesetz haben, ja bei denen man auch fragt: où avez-vous fait votre Philosophie, wo haben sie ihre Philosophie gemacht? wie denn ein Franzose selbst viel mehr von einem gemachten Manne hat. Doch diese nicht deutsche Sitte ist es nicht allein, welche das Wort Schriftsteller so schwer auf der Zunge macht, wenn man am Thore um seinen Charakter gefragt wird, sondern eine gewisse innere Scham hält uns zurück, ein Gefühl, welches Jeden befällt, der mit freien und geistigen Gütern, mit unmittelbaren Geschenken des Himmels Handel treibt. Gelehrte brauchen sich weniger zu schämen als Dichter, denn sie haben gewöhnlich Lehrgeld gegeben, sind meist in Aemtern des Staates, spalten an groben Klötzen, oder arbeiten in Schachten, wo viel wilde Wasser auszupumpen sind. Aber ein sogenannter Dichter ist am übelsten daran, weil er meistens aus dem Schulgarten nach dem Parnaß entlaufen, und es ist auch wirklich ein verdächtiges Ding um einen Dichter von Profession, der es nicht nur nebenher ist. Man kann sehr leicht zu ihm sagen: Mein Herr, ein jeder Mensch hat, wie Hirn, Herz, Magen, Milz, Leber und dergleichen, auch eine Poesie im Leibe; wer aber eines dieser Glieder überfüttert, verfüttert oder mästet, und es über alle andre hinüber treibt, ja es gar zum Erwerbzweige macht, der muß sich schämen vor seinem ganzen übrigen Menschen. Einer, der von der Poesie

lebt, hat das Gleichgewicht verloren, und eine übergroße Gänseleber, sie mag noch so gut schmecken, setzt doch immer eine kranke Gans voraus. Alle Menschen, welche ihr Brod nicht im Schweiß ihres Angesichts verdienen, müssen sich einigermaßen schämen; und das fühlt Einer, der noch nicht ganz in der Tinte war, wenn er sagen soll, er sei ein Schriftsteller. So dachte ich Allerlei, und besann mich, was ich der Alten sagen sollte, welche, über mein Zögern verwundert, mich anschaute und sprach:

„Welch ein Handwerk Er treibt?“ frage ich? „Warum will Er mir's nicht sagen? Treibt Er kein ehrlich Handwerk, so greif Er's noch an, es hat einen goldnen Boden. Er ist doch nicht etwa gar ein Henker oder Spion, der mich ausholen will? Meinethalben sei Er, wer Er will, sag' Er's, wer Er ist! Wenn Er bei Tage so hier säße, würde ich glauben, Er sei ein Lehnerich, so ein Tagedieb, der sich an die Häuser lehnt, damit er nicht umfällt vor Faulheit.“

Da fiel mir ein Wort ein, das mir vielleicht eine Brücke zu ihrem Verständniß schlagen könnte: „Liebe Mutter,“ sagte ich, „ich bin ein Schreiber.“ „Nun,“ sagte sie, „das hätte Er gleich sagen sollen. Er ist also ein Mann von der Feder, dazu gehören feine Köpfe und schnelle Finger, und ein gutes Herz, sonst wird Einem drauf geklopft. Ein Schreiber ist Er? Kann er mir dann wohl eine Bittschrift aufsetzen an den Herzog, die aber gewiß erhört wird und nicht bei den vielen anderen liegen bleibt?“

„Eine Bittschrift, liebe Mutter,“ sprach ich, „kann ich Ihr wohl aufsetzen, und ich will mir alle Mühe geben, daß sie recht eindringlich abgefaßt sein soll.“

„Nun, das ist brav von Ihm,“ erwiederte sie. „Gott lohn' es Ihm, und lasse Ihn älter werden, als mich, und gebe Ihm auch in Seinem Alter einen so geruhigen Muth und eine

so schöne Nacht mit Rosen und Thalern, wie mir, und auch einen Freund, der Ihm eine Bittschrift macht, wenn es Ihm Noth thut. Aber jetzt gehe Er nach Haus, lieber Freund, und kaufe Er sich einen Bogen Papier und schreibe Er die Bittschrift; ich will hier auf Ihn warten. Noch eine Stunde, dann gehe ich zu meiner Pathe, Er kann mitgehen; sie wird sich auch freuen an der Bittschrift. Sie hat gewiß ein gut Herz, aber Gottes Gerichte sind wunderbar!"

Nach diesen Worten ward die Alte wieder still, senkte den Kopf und schien zu beten. Der Thaler lag noch auf ihrem Schooße. Sie weinte. „Liebe Mutter, was fehlt Euch, was thut Euch so weh? Ihr weinet?" sprach ich.

„Nun, warum soll ich denn nicht weinen, ich weine auf den Thaler, ich weine auf die Bittschrift, auf Alles weine ich. Aber es hilft Nichts, es ist doch Alles viel, viel besser auf Erden, als wir Menschen es verdienen, und gallenbittre Thränen sind noch viel zu süße. Sehe Er nur einmal das goldne Kameel da drüben, an der Apotheke. Wie doch Gott Alles so herrlich und wunderbar geschaffen hat; aber der Mensch erkennt es nicht. Und ein solch' Kameel geht eher durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in das Himmelreich. — Aber, was sitzt Er denn immer da, gehe Er, den Bogen Papier zu kaufen, und bringe Er mir die Bittschrift."

„Liebe Mutter," sagte ich, „wie kann ich Euch die Bittschrift machen, wenn Ihr mir nicht sagt, was ich hineinschreiben soll."

„Das muß ich Ihm sagen?" erwiederte sie, „dann ist es freilich keine Kunst, und wundre ich mich nicht mehr, daß Er sich einen Schreiber zu nennen schämte, wenn man Ihm Alles sagen soll. Nun, ich will mein Mögliches thun. Setz' Er in die Bittschrift, daß zwei Liebende bei einander ruhen sollen, und daß sie Einen nicht auf die Anatomie bringen sollen, damit man seine Glieder beisammen hat, wenn es heißt:

„Ihr Todten, ihr Todten sollt auferstehn, ihr sollt vor das jüngste Gericht gehn.““ Da fing sie wieder bitterlich an zu weinen.

Ich ahnte, ein schweres Leid müsse auf ihr lasten, aber sie fühle bei der Bürde ihrer Jahre nur in einzelnen Momenten sich schmerzlich gerührt. Sie weinte, ohne zu klagen, ihre Worte waren immer gleich ruhig und kalt. Ich bat sie nochmals, mir die ganze Veranlassung zu ihrer Reise in die Stadt zu erzählen, und sie sprach:

„Mein Enkel, der Uhlane, von dem ich Ihm erzählte, hatte doch mein Pathchen sehr lieb, wie ich Ihm vorher sagte, und sprach der schönen Annerl, wie die Leute sie ihres glatten Spiegels wegen nannten, immer von der Ehre vor, und sagte ihr immer: sie solle auf ihre Ehre halten und auch auf seine Ehre. Da kriegte dann das Mädchen etwas ganz Appartes in ihr Gesicht und ihre Kleidung von der Ehre. Sie war feiner und manierlicher, als alle andere Dirnen. Alles saß ihr knapper am Leib, und wenn sie ein Bursche einmal ein wenig derb beim Tanze anfaßte, oder sie etwa höher als den Steg der Baßgeige schwang, so konnte sie bitterlich darüber bei mir weinen, und sprach dabei immer: „Es sei wider ihre Ehre.“ Ach, das Annerl ist ein eignes Mädchen immer gewesen. Manchmal, wenn kein Mensch es sich versah, fuhr sie mit beiden Händen nach ihrer Schürze, und riß sie sich vom Leib, als ob Feuer drinn sei, und dann fing sie gleich entsetzlich an zu weinen. Aber das hat seine Ursache, es hat sie mit Zähnen hingerissen, der Feind ruht nicht. Wäre das Kind nur nicht stets so hinter der Ehre her gewesen, und hätte sich lieber an unsern lieben Gott gehalten, hätte ihn nie von sich gelassen, in aller Noth, und hätte seinetwillen Schande und Verachtung ertragen statt ihrer Menschenehre: der Herr hätte sich gewiß erbarmt, und wird es auch noch. Ach, sie kommen gewiß zusammen. Gottes Wille geschehe!

„Der Uhlane stand wieder in Frankreich, er hatte lange nicht geschrieben, und wir glaubten ihn fast todt und weinten oft um ihn. Er war aber im Hospital an einer schweren Blessur krank gelegen, und als er wieder zu seinen Kameraden kam und zum Unteroffizier ernannt wurde, fiel ihm ein, daß ihm vor zwei Jahren sein Stiefbruder so übers Maul gefahren: „Er sei nur Gemeiner und der Vater Korporal,“ und dann die Geschichte von dem französischen Unteroffizier, und wie er seinem Annerl von der Ehre so viel geredet, als er Abschied genommen. Da verlor er seine Ruhe und kriegte das Heimweh und sagte zu seinem Rittmeister, der ihn um sein Leid fragte: „Ach, Herr Rittmeister, es ist, als ob es mich mit den Zähnen nach Hause zöge.“ Da ließen sie ihn heimreiten mit seinem Pferde, denn alle seine Offiziere trauten ihm. Er kriegte auf drei Monate Urlaub, und sollte mit der Remonte wieder zurückkommen. Er eilte, so sehr er konnte, ohne seinem Pferde wehe zu thun, welches er besser pflegte als jemals, weil es ihm war anvertraut worden. An einem Tage trieb es ihn ganz entsetzlich, nach Hause zu eilen. Es war der Tag vor dem Sterbetage seiner Mutter, und es war ihm immer, als laufe sie vor seinem Pferde her und riefe: „Kasper, thue mir eine Ehre an!“ Ach, ich saß an diesem Tag auf ihrem Grabe ganz allein, und dachte auch, wenn Kasper doch bei mir wäre! Ich hatte Blümelein Vergißnichtmein in einen Kranz gebunden und an das eingesunkene Kreuz gehängt, und maß mir den Platz umher aus, und dachte: Hier will ich liegen, und da soll Kasper liegen, wenn ihm Gott sein Grab in der Heimath schenkt, daß wir fein beisammen sind, wenn's heißt: „Ihr Todten, ihr Todten sollt auferstehn, ihr sollt zum jüngsten Gerichte gehn!“ Aber Kasper kam nicht, ich wußte auch nicht, daß er so nahe war und wohl hätte kommen können. Es trieb ihn auch gar sehr zu eilen, denn er hatte wohl oft an

diesen Tag in Frankreich gedacht, und hatte einen kleinen Kranz von schönen Goldblumen von daher mitgebracht, um das Grab seiner Mutter zu schmücken, und auch einen Kranz für Annerl, den sollte sie sich bis zu ihrem Ehrentage bewahren." —

Hier ward die Alte still und schüttelte mit dem Kopf; als ich aber die letzten Worte wiederholte: „Den sollte sie sich bis zu ihrem Ehrentage bewahren," — fuhr sie fort: „Wer weiß, ob ich es nicht erflehen kann, ach, wenn ich den Herzog nur wecken dürfte!" — „Wozu?" fragte ich, „welch' Anliegen habt ihr denn, Mutter?" Da sagte sie ernst: „O, was läge am ganzen Leben, wenn's kein End' nähme; was läge am Leben, wenn es nicht ewig wäre!" und fuhr dann in ihrer Erzählung fort:

„Kasper wäre noch recht gut zu Mittag in unserm Dorf angekommen, aber morgens hatte ihm sein Wirth im Stalle gezeigt, daß sein Pferd gedrückt sei, und dabei gesagt: „Mein Freund, das macht dem Reiter keine Ehre." Das Wort hatte Kasper tief empfunden, er legte deswegen den Sattel hohl und leicht auf, that Alles, ihm die Wunde zu heilen, und setzte seine Reise, das Pferd am Zügel führend, zu Fuße fort. So kam er am späten Abend bis an eine Mühle, eine Meile von unserm Dorf, und weil er den Müller als einen alten Freund seines Vaters kannte, sprach er bei ihm ein, und wurde wie ein recht lieber Gast aus der Fremde empfangen. Kasper zog sein Pferd in den Stall, legte den Sattel und sein Felleisen in einen Winkel, und ging nun zu dem Müller in die Stube. Da fragte er dann nach den Seinigen, und hörte, daß ich alte Großmutter noch lebe, und daß sein Vater und sein Stiefbruder gesund seien, und daß es recht gut mit ihnen gehe. Sie wären erst gestern mit Getreide auf der Mühle gewesen; sein Vater habe sich auf den Roß- und Ochsenhandel gelegt und gedeihe dabei recht gut, auch halte er jetzt etwas auf seine Ehre, und

gehe nicht mehr so zerrissen umher. Darüber war der gute Kasper nun herzlich froh, und da er nach der schönen Annerl fragte, sagte ihm der Müller: Er kenne sie nicht, aber wenn es die sei, die auf dem Rosenhofe gedient habe, die hätte sich, wie er gehört, in der Hauptstadt vermiethet, weil sie da eher etwas lernen könne und mehr Ehre dabei sei; so habe er vor einem Jahre von dem Knecht auf dem Rosenhofe gehört. Das freute den Kasper auch. Wenn es ihm gleich leid that, daß er sie nicht gleich sehen sollte, so hoffte er sie doch in der Hauptstadt bald recht fein und schmuck zu finden, daß es ihm, als einem Unteroffizier, auch eine rechte Ehre sei, mit ihr am Sonntage spazieren zu gehen. Nun erzählte er dem Müller noch Mancherlei aus Frankreich; sie aßen und tranken mit einander, er half ihm Korn aufschütten, und dann brachte ihn der Müller in die Oberstube zu Bett, und legte sich selbst unten auf einigen Säcken zur Ruhe. Das Geklapper der Mühle und die Sehnsucht nach der Heimath ließen den guten Kasper, wenn er gleich sehr müde war, nicht fest einschlafen. Er war sehr unruhig und dachte an seine selige Mutter und an das schöne Annerl, und an die Ehre, die ihm bevorstehe, wenn er als Unteroffizier vor die Seinigen treten würde. So entschlummerte er endlich leis' und wurde von ängstlichen Träumen oft aufgeschreckt. Es war ihm mehrmals, als trete seine selige Mutter zu ihm und bäte ihn händeringend um Hilfe; dann war es ihm, als sei er gestorben und würde begraben, gehe aber selbst zu Fuß als Todter mit zu Grabe, und schön Annerl gehe ihm zur Seite; er weinte heftig, daß ihn seine Kameraden nicht begleiteten, und da er auf den Kirchhof komme, sei sein Grab neben dem seiner Mutter; und Annerl's Grab sei auch dabei, und er gebe Annerl das Kränzlein, das er ihr mitgebracht und hänge das der Mutter an ihr Grab, und dann habe er sich umgeschaut und Niemand mehr gesehen als mich, und die

Annerl, die habe Einer an der Schürze ins Grab gerissen, und er sei dann auch ins Grab gestiegen, und habe gesagt: Ist denn Niemand hier, der mir die letzte Ehre anthut, und mir ins Grab schießen will als einem braven Soldaten? und da habe er sein Pistol gezogen und sich selbst ins Grab geschossen. Ueber den Schuß wachte er mit großem Schrecken auf, denn es war ihm, als klirrten die Fenster davon. Er sah um sich in der Stube; da hörte er noch einen Schuß fallen, und hörte Getöse in der Mühle und Geschrei durch das Geklapper. Er sprang aus dem Bett und griff nach seinem Säbel. In dem Augenblicke ging seine Thür auf, und er sah beim Vollmondscheine zwei Männer mit berußten Gesichtern mit Knitteln auf sich zustürzen. Aber er setzte sich zur Wehre und hieb den Einen über den Arm, und so entflohen Beide, indem sie die Thüre, welche nach Außen aufging und einen Riegel draußen hatte, hinter sich verriegelten. Kasper versuchte umsonst, ihnen nachzukommen, endlich gelang es ihm, eine Tafel in der Thür einzutreten. Er eilte durch das Loch die Treppe hinunter, und hörte das Wehgeschrei des Müllers, den er geknebelt zwischen den Kornsäcken liegend fand. Kasper band ihn los, und eilte dann gleich in den Stall, nach seinem Pferd und Felleisen, aber Beides war geraubt. Mit großem Jammer eilte er in die Mühle zurück und klagte dem Müller sein Unglück, daß ihm all sein Hab und Gut und das ihm anvertraute Pferd gestohlen sei, über welches letztere er sich gar nicht zufrieden geben konnte. Der Müller aber stand mit einem vollen Geldsack vor ihm, er hatte ihn in der Oberstube aus dem Schranke geholt und sagte zu dem Uhlanen: Lieber Kasper, sei Er zufrieden, ich verdanke Ihm die Rettung meines Vermögens. Auf diesen Sack, der oben in Seiner Stube lag, hatten es die Räuber gemünzt, und Seiner Vertheidigung danke ich Alles, mir ist nichts gestohlen. Die Sein Pferd und Sein Felleisen im Stalle fanden,

müssen ausgestellte Diebeswachen gewesen sein, sie zeigten durch die Schüsse an, daß Gefahr da sei, weil sie wahrscheinlich am Sattelzeug erkannten, daß ein Kavallerist im Hause herberge. Nun soll Er meinethalben keine Noth haben, ich will mir alle Mühe geben und kein Geld sparen, Ihm Seinen Gaul wieder zu finden, und finde ich ihn nicht, so will ich Ihm einen kaufen, so theuer er sein mag. Kasper sagte: Geschenkt nehme ich Nichts, das ist gegen meine Ehre; aber wenn Er mir im Nothfalle siebzig Thaler vorschießen will, so kriegt er meine Verschreibung, ich schaffe sie in zwei Jahren wieder. Hierüber wurden sie einig, und der Uhlane trennte sich von ihm, um nach seinem Dorfe zu eilen, wo auch ein Gerichtshalter der umliegenden Edelleute wohnt, bei dem er die Sache berichten wollte. Der Müller blieb zurück, um seine Frau und seinen Sohn zu erwarten, welche auf einem Dorf in der Nähe bei einer Hochzeit waren. Dann wollte er dem Uhlanen nachkommen, und die Anzeige vor Gericht auch machen.

„Er kann sich denken, lieber Herr Schreiber, mit welcher Betrübniß der arme Kasper den Weg nach unserm Dorf eilte, zu Fuß und arm, wo er hatte stolz einreiten wollen; ein und fünfzig Thaler, die er erbeutet hatte, sein Patent als Unteroffizier, sein Urlaub, und die Kränze auf seiner Mutter Grab und für die schöne Annerl waren ihm gestohlen. Es war ihm ganz verzweifelt zu Muth. Und so kam er um ein Uhr in der Nacht in seiner Heimath an, und pochte gleich an der Thüre des Gerichtshalters, dessen Haus das erste vor dem Dorf ist. Er ward eingelassen und machte seine Anzeige, und gab Alles an, was ihm geraubt worden war. Der Gerichtshalter trug ihm auf, er solle gleich zu seinem Vater gehen, welches der einzige Bauer im Dorfe sei, der Pferde habe, und solle mit diesem und seinem Bruder in der Gegend herum patrouilliren, ob er vielleicht den Räubern auf die Spur komme; indessen wolle er andere

Leute zu Fuß aussenden, und den Müller, wenn er komme, um die weiteren Umstände vernehmen. Kasper ging nun von dem Gerichtshalter weg nach dem väterlichen Hause. Da er aber an meiner Hütte vorüber mußte, und durch das Fenster hörte, daß ich ein geistliches Lied sang, wie ich denn vor Gedanken an seine selige Mutter nicht schlafen konnte, so pochte er an und sagte: „Gelobt sei Jesus Christus! Liebe Großmutter, Kasper ist hier. Ach! wie fuhren mir die Worte durch Mark und Bein, ich stürzte an das Fenster, öffnete es und küßte und drückte ihn mit unendlichen Thränen. Er erzählte mir sein Unglück mit großer Eile, und sagte welchen Auftrag er an seinen Vater vom Gerichtshalter habe; er müsse darum jetzt gleich hin, um den Dieben nachzusetzen, denn seine Ehre hänge davon ab, daß er sein Pferd wieder erhalte.

„Ich weiß nicht, aber das Wort Ehre fuhr mir recht durch alle Glieder, denn ich wußte schwere Gerichte, die ihm bevorstanden. „Thue deine Pflicht und gib Gott allein die Ehre," sagte ich; und er eilte von mir nach Finkel's Hof, der am andern Ende des Dorfes liegt. Ich sank, als er fort war, auf die Knie und betete zu Gott, er möge ihn doch in seinen Schutz nehmen; ach! betete mit einer Angst wie niemals, und mußte dabei immer sagen: „Herr, dein Wille geschehe wie im Himmel, so auf Erden."

„Der Kasper lief zu seinem Vater mit einer entsetzlichen Angst. Er stieg hinten über den Gartenzaun, er hörte die Pumpe gehen, er hörte im Stall wiehern, das fuhr ihm durch die Seele; er stand still. Er sah im Mondscheine, daß zwei Männer sich wuschen, es wollte ihm das Herz brechen. Der eine sprach: „Das verfluchte Zeug geht nicht herunter," da sagte der andere: „Komm' erst in den Stall, dem Gaul den Schwanz abzuschlagen und die Mähnen zu verschneiden. Hast du das Felleisen auch tief genug unterm Mist begraben?" „Ja," sagte

der andere. Da gingen sie nach dem Stall, und Kasper, vor Jammer wie ein Rasender, sprang hervor und schloß die Stallthüre hinter ihnen, und schrie: „Im Namen des Herzogs! Ergebt euch; wer sich widersetzt, den schieße ich nieder!“ Ach, da hatte er seinen Vater und seinen Stiefbruder als die Räuber seines Pferdes gefangen. „Meine Ehre, meine Ehre ist verloren!“ schrie er, „ich bin der Sohn eines ehrlosen Diebes.“ Als die Beiden im Stalle diese Worte hörten, ist ihnen bös zu Muthe geworden; sie schrien: „Kasper, lieber Kasper, um Gotteswillen, bringe uns nicht ins Elend. Kasper, du sollst ja Alles wieder haben, um deiner seligen Mutter willen, deren Sterbetag heute ist, erbarme dich deines Vaters und Bruders.“ Kasper aber war wie verzweifelt, er schrie nur immer: „Meine Ehre, meine Pflicht!“ Und da sie nun mit Gewalt die Thür erbrechen wollten, und ein Fach in der Lehmwand einstießen, um zu entkommen, schoß er ein Pistol in die Luft und schrie: „Hilfe, Hilfe, Diebe, Hilfe!“ Die Bauern, von dem Gerichtshalter erweckt, welche schon herannahten, um sich über die verschiedenen Wege zu bereden, auf denen sie die Einbrecher in die Mühle verfolgen wollten, stürzten auf den Schuß und das Geschrei ins Haus. Der alte Finkel flehte immer noch, der Sohn solle ihm die Thür öffnen, der aber sagte: „Ich bin ein Soldat und muß der Gerechtigkeit dienen.“ Da traten der Gerichtshalter und die Bauern heran. Kasper sagte: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Gerichtshalter, mein Vater, mein Bruder sind selbst die Diebe, o daß ich nie geboren wäre! hier im Stalle hab ich sie gefangen, mein Felleisen liegt im Miste vergraben.“ Da sprangen die Bauern in den Stall und banden den alten Finkel und seinen Sohn und schleppten sie in ihre Stube. Kasper aber grub das Felleisen hervor und nahm die zwei Kränze heraus, und ging nicht in die Stube, er ging nach dem Kirchhof an das Grab seiner Mutter. Der Tag war

angebrochen. Ich war auf der Wiese gewesen, und hatte für mich und für Kasper zwei Kränze von Blümelein Vergißnichtmein geflochten; ich dachte: er soll mit mir das Grab seiner Mutter schmücken, wenn er von seinem Ritte zurückkommt. Da hörte ich allerlei ungewohnten Lärm im Dorf, und weil ich das Getümmel nicht mag und am liebsten allein bin, so ging ich ums Dorf herum nach dem Kirchhofe. Da fiel ein Schuß, ich sah den Dampf in die Höhe steigen, ich eilte auf den Kirchhof, o du lieber Heiland! erbarme dich sein. Kasper lag todt auf dem Grabe seiner Mutter. Er hatte sich die Kugel durch das Herz geschossen, auf welches er sich das Kränzlein, das er für schön Annerl mitgebracht, am Knopfe befestigt hatte, durch diesen Kranz hatte er sich ins Herz geschossen. Den Kranz für die Mutter hatte er schon an das Kreuz befestigt. Ich meinte, die Erde thäte sich unter mir auf bei dem Anblick. Ich stürzte über ihn hin und schrie immer: Kasper, o du unglückseliger Mensch, was hast du gethan? Ach, wer hat dir denn dein Elend erzählt? O warum habe ich dich von mir gelassen, ehe ich dir Alles gesagt! Gott, was wird dein armer Vater, dein Bruder sagen, wenn sie dich so finden. Ich wußte nicht, daß er sich wegen diesen das Leid angethan; ich glaubte, es habe eine ganz andere Ursache. Da kam es noch ärger. Der Gerichtshalter und die Bauern brachten den alten Finkel und seinen Sohn mit Stricken gebunden. Der Jammer erstickte mir die Stimme in der Kehle, ich konnte kein Wort sprechen. Der Gerichtshalter fragte mich: ob ich meinen Enkel nicht gesehen? Ich zeigte hin, wo er lag. Er trat zu ihm, er glaubte, er weine auf dem Grabe; er schüttelte ihn: da sah er das Blut niederstürzen. „Jesus Maria!“ rief er aus, „der Kasper hat Hand an sich gelegt.“ Da sahen die beiden Gefangenen sich schrecklich an; man nahm den Leib des Kasper's und trug ihn neben ihnen her nach dem Hause des Gerichtshalters. Es war ein Wehgeschrei im ganzen

Dorfe, die Bauernweiber führten mich nach. Ach, das war wohl der schrecklichste Weg in meinem Leben!"

Da ward die Alte wieder still, und ich sagte zu ihr: „Liebe Mutter, Euer Leid ist entsetzlich, aber Gott hat Euch auch recht lieb; die er am härtesten schlägt, sind seine liebsten Kinder. Sagt mir nun, liebe Mutter, was Euch bewogen hat, den weiten Weg hierher zu gehen, und um was Ihr die Bittschrift einreichen wollt?"

„Ei, das kann Er sich doch wohl denken," fuhr sie ganz ruhig fort, „um ein ehrliches Grab für Kasper und die schöne Annerl, der ich das Kränzlein zu ihrem Ehrentage mitbringe. Es ist ganz mit Kasper's Blut unterlaufen, seh' Er einmal!"

Da zog sie einen kleinen Kranz von Flittergold aus ihrem Bündel, und zeigte ihn mir. Ich konnte bei dem anbrechenden Tage sehen, daß er vom Pulver geschwärzt und mit Blut besprengt war. Ich war ganz zerrissen von dem Unglücke der guten Alten, und die Größe und Festigkeit, womit sie es trug, erfüllte mich mit Verehrung. „Ach, liebe Mutter," sagte ich, „wie werdet Ihr der armen Annerl aber ihr Elend beibringen, daß sie nicht gleich vor Schrecken todt niedersinkt, und was ist denn das für ein Ehrentag, zu welchem Ihr dem Annerl den traurigen Kranz bringt?"

„Lieber Mensch," sprach sie, „komme Er nur mit, Er kann mich zu ihr begleiten, ich kann doch nicht geschwind fort, so werden wir sie gerade noch zu rechter Zeit finden. Ich will Ihm unterwegs noch Alles erzählen.

Nun stand sie auf, und betete ihren Morgensegen ganz ruhig, und brachte ihre Kleider in Ordnung, und ihren Bündel hängte sie dann an meinen Arm. Es war zwei Uhr des Morgens, der Tag graute und wir wandelten durch die stillen Gassen.

„Seh' Er," erzählte die Alte fort, „als der Finkel und sein Sohn eingesperrt waren, mußte ich zum Gerichtshalter auf

die Gerichtsstube. Der todte Kasper wurde auf einen Tisch gelegt und mit seinem Uhlanenmantel bedeckt hereingetragen, und nun mußte ich Alles dem Gerichtshalter sagen, was ich von ihm wußte und was er mir heute Morgen durch das Fenster gesagt hatte. Das schrieb er Alles auf sein Papier nieder, das vor ihm lag. Dann sah er die Schreibtafel durch, die sie bei Kasper gefunden; da standen mancherlei Rechnungen drin, einige Geschichten von der Ehre und auch die von dem französischen Unteroffizier, und hinter ihr war mit Bleistift etwas geschrieben." Da gab mir die Alte die Brieftasche, und ich las folgende letzte Worte des unglücklichen Kaspers: „Auch ich kann meine Schande nicht überleben. Mein Vater und mein Bruder sind Diebe, sie haben mich selbst bestohlen; mein Herz brach mir, aber ich mußte sie gefangen nehmen und den Gerichten übergeben, denn ich bin ein Soldat meines Fürsten, und meine Ehre erlaubt mir keine Schonung. Ich habe meinen Vater und Bruder der Rache übergeben, um der Ehre willen. Ach! bitte doch Jedermann für mich, daß man mir hier, wo ich gefallen bin, ein ehrliches Grab neben meiner Mutter vergönne. Das Kränzlein, durch welches ich mich erschossen, soll die Großmutter der schönen Annerl schicken und sie von mir grüßen. Ach! sie thut mir leid durch Mark und Bein, aber sie soll doch den Sohn eines Diebes nicht heirathen, denn sie hat immer viel auf Ehre gehalten. Liebe, schöne Annerl, mögest du nicht so sehr erschrecken über mich, gib dich zufrieden, und wenn du mir jemals ein wenig gut warst, so rede nicht schlecht von mir. Ich kann ja nichts für meine Schande! Ich hatte mir so viele Mühe gegeben, in Ehren zu bleiben mein Leben lang, ich war schon Unteroffizier und hatte den besten Ruf bei der Schwadron, ich wäre gewiß noch einmal Offizier geworden, und Annerl, dich hätte ich doch nicht verlassen, und hätte keine Vornehmere gefreit — aber der Sohn eines Diebes,

der seinen Vater aus Ehre selbst fangen und richten lassen muß, kann seine Schande nicht überleben. Annerl, liebes Annerl, nimm doch ja das Kränzlein, ich bin dir immer treu gewesen, so Gott mir gnädig sei! Ich gebe dir nun deine Freiheit wieder, aber thue mir die Ehre, und heirathe nie Einen, der schlechter wäre, als ich. Und wenn du kannst, so bitte für mich: daß ich ein ehrliches Grab neben meiner Mutter erhalte. Und wenn du hier in unserm Orte sterben solltest, so lasse dich auch bei uns begraben; die gute Großmutter wird auch zu uns kommen, da sind wir Alle beisammen. Ich habe fünfzig Thaler in meinem Felleisen, die sollen auf Interessen gelegt werden für dein erstes Kind. Meine silberne Uhr soll der Herr Pfarrer haben, wenn ich ehrlich begraben werde. Mein Pferd, die Uniform und Waffen gehören dem Herzoge, diese meine Brieftasche gehört dein. Adies, herztausender Schatz, Adies, liebe Großmutter, betet für mich und lebt Alle wohl. — Gott erbarme sich meiner. — Ach, meine Verzweiflung ist groß!"

Ich konnte diese letzten Worte eines gewiß edeln unglücklichen Menschen nicht ohne bittere Thränen lesen. — „Der Kasper muß ein gar guter Mensch gewesen sein, liebe Mutter," sagte ich zu der Alten, welche nach diesen Worten stehen blieb und meine Hand drückte und mit tief bewegter Stimme sagte: „Ja, es war der beste Mensch auf der Welt. Aber die letzten Worte von der Verzweiflung hätte er nicht schreiben sollen, die bringen ihn um sein ehrliches Grab, die bringen ihn auf die Anatomie. Ach, lieber Schreiber, wenn Er hierin nur helfen könnte."

„Wie so, liebe Mutter?" fragte ich, „was können diese letzten Worte dazu beitragen?" „Ja gewiß," erwiederte sie, „der Gerichtshalter hat es mir selbst gesagt. Es ist ein Befehl an alle Gerichte ergangen, daß nur die Selbstmörder aus

Melancholie ehrlich sollen begraben werden; Alle aber, die aus Verzweiflung Hand an sich gelegt, sollen auf die Anatomie, und der Gerichtshalter hat mir gesagt, daß er den Kasper, weil er selbst seine Verzweiflung eingestanden, auf die Anatomie schicken müsse.

„Das ist ein wunderlich Gesetz," sagte ich, „denn man könnte wohl bei jedem Selbstmord einen Proceß anstellen: ob er aus Melancholie oder Verzweiflung entstanden, der so lange dauern müßte, daß der Richter und die Advocaten darüber in Melancholie und Verzweiflung fielen und auf die Anatomie kämen. Aber seid nur getröstet, liebe Mutter, unser Herzog ist ein so guter Herr, wenn er die ganze Sache hört, wird er dem armen Kasper gewiß sein Plätzchen neben der Mutter vergönnen."

„Das gebe Gott!" erwiederte die Alte; „sehe er nun, lieber Mensch, als der Gerichtshalter Alles zu Papier gebracht hatte, gab er mir die Brieftasche und den Kranz für die schöne Annerl, und so bin ich dann gestern hierher gelaufen, damit ich ihr an ihrem Ehrentage den Trost noch mit auf den Weg geben kann. — Der Kasper ist zu rechter Zeit gestorben, hätte er Alles gewußt, er wäre närrisch geworden vor Betrübniß."

Was ist es denn nun mit der schönen Annerl?" fragte ich die Alte. „Bald sagt Ihr, sie habe nur noch wenige Stunden, bald sprecht Ihr von ihrem Ehrentag, und sie werde Trost gewinnen durch Eure traurige Nachricht. Sagt mir doch Alles heraus, will sie Hochzeit halten mit einem Andern, ist sie todt, krank? Ich muß Alles wissen, damit ich es in die Bittschrift setzen kann."

Da erwiederte die Alte: „Ach, lieber Schreiber, es ist nun so! Gottes Wille geschehe! Sehe Er, als Kasper kam, war ich doch nicht recht froh, als Kasper sich das Leben nahm, war ich doch nicht recht traurig; ich hätte es nicht überleben können, wenn Gott sich meiner nicht erbarmt gehabt hätte mit größerem Leid. Ja, ich sage Ihm: es war mir ein Stein

vor das Herz gelegt, wie ein Eisbrecher, und alle die Schmerzen, die wie Grundeis gegen mich stürzten und mir das Herz gewiß abgestoßen hätten, die zerbrachen an diesem Stein und trieben kalt vorüber. Ich will Ihm etwas erzählen, das ist betrübt:

„Als mein Pathchen, die schöne Annerl, ihre Mutter verlor, die eine Base von mir war und sieben Meilen von uns wohnte, war ich bei der kranken Frau. Sie war die Wittwe eines armen Bauern, und hatte in ihrer Jugend einen Jäger lieb gehabt, ihn aber wegen seines wilden Lebens nicht genommen. Der Jäger war endlich in solch' Elend gekommen, daß er auf Tod und Leben wegen eines Mordes gefangen saß. Das erfuhr meine Base auf ihrem Krankenlager, und es that ihr so weh, daß sie täglich schlimmer wurde, und endlich in ihrer Todesstunde, als sie mir die liebe schöne Annerl als mein Pathchen übergab und Abschied von mir nahm, noch in den letzten Augenblicken zu mir sagte: „Liebe Anne Margareth, wenn du durch das Städtchen kömmst, wo der arme Jürge gefangen liegt, so lasse ihm sagen durch den Gefangenwärter, daß ich ihn bitte auf meinem Todesbett: er solle sich zu Gott bekehren, und daß ich herzlich für ihn gebetet habe in meiner letzten Stunde, und daß ich ihn schön grüßen lasse.“ — Bald nach diesen Worten starb die gute Base, und als sie begraben war, nahm ich die kleine Annerl, die drei Jahr alt war, auf den Arm und ging mit ihr nach Haus.

„Vor dem Städtchen, durch das ich mußte, kam ich an der Scharfrichterei vorüber, und weil der Meister berühmt war als ein Viehdoctor, sollte ich einige Arznei mitnehmen für unsern Schulzen. Ich trat in die Stube und sagte dem Meister, was ich wollte, und er antwortete, daß ich ihm auf den Boden folgen solle, wo er die Kräuter liegen habe, und ihm helfen aussuchen. Ich ließ Annerl in der Stube und folgte ihm. Als wir zurück in die Stube traten, stand Annerl vor einem

kleinen Schranke, der an der Wand befestigt war, und sprach: „Großmutter, da ist eine Maus drin, hört, wie es klappert, da ist eine Maus drin!“

„Auf diese Rede des Kindes machte der Meister ein sehr ernsthaftes Gesicht, riß den Schrank auf und sprach: „Gott sei uns gnädig!“ denn er sah sein Richtschwerdt, das allein in dem Schrank an einem Nagel hing, hin und her wanken. Er nahm das Schwerdt herunter und mir schauderte. „Liebe Frau,“ sagte er, „wenn Ihr das kleine liebe Annerl lieb habt, so erschreckt nicht, wenn ich ihr mit meinem Schwerdte rings um das Hälschen die Haut ein wenig aufritze; denn das Schwerdt hat vor ihm gewankt, es hat nach seinem Blute verlangt, und wenn ich ihm den Hals damit nicht ritze, so steht dem Kinde groß Elend im Leben bevor.“ Da faßte er das Kind, welches entsetzlich zu schreien begann, ich schrie auch und riß das Annerl zurück. Indem trat der Bürgermeister des Städtchens herein, der von der Jagd kam und dem Richter einen kranken Hund zur Heilung bringen wollte. Er fragte nach der Ursache des Geschreis. Annerl schrie: „Er will mich umbringen!“ Ich war außer mir vor Entsetzen. Der Richter erzählte dem Bürgermeister das Ereigniß. Dieser verwies ihm seinen Aberglauben, wie er es nannte, heftig und unter scharfen Drohungen. Der Richter blieb ganz ruhig dabei und sprach: „So haben's meine Väter gehalten, so halt' ich's“ Da sprach der Bürgermeister: „Meister Franz, wenn Ihr glaubt, Euer Schwerdt habe sich gerührt, weil ich Euch hiermit anzeige, daß morgen früh um sechs Uhr der Jäger Jürge von Euch soll geköpft werden, so wollt' ich es noch verzeihen; aber daß Ihr daraus etwas auf dies liebe Kind schließen wollt, das ist unvernünftig und toll. Es könnte so etwas einen Menschen in Verzweiflung bringen, wenn man es ihm später in seinem Alter sagte, daß es ihm in seiner Jugend geschehen sei. Man soll keinen Menschen in

Versuchung führen.“ — „Aber auch keines Richters Schwerdt,“ sagte Meister Franz vor sich, und hing sein Schwerdt wieder in den Schrank. Nun küßte der Bürgermeister das Annerl und gab ihm eine Semmel aus seiner Jagdtasche, und da er mich gefragt, wer ich sei, wo ich her komme und wo ich hin wolle? und ich ihm den Tod meiner Base erzählt hatte, und auch den Auftrag an den Jäger Jürge, sagte er mir: „Ihr sollt ihn ausrichten, ich will Euch selbst zu ihm führen. Er hat ein hartes Herz, vielleicht wird ihn das Andenken einer guten Sterbenden in seinen letzten Stunden rühren.“ Da nahm der gute Herr mich und Annerl auf seinen Wagen, der vor der Thüre hielt, und fuhr mit uns in das Städtchen hinein.

„Er hieß mich zu seiner Köchin gehn; da kriegten wir gutes Essen, und gegen Abend ging er mit mir zu dem armen Sünder. Und als ich dem die letzten Worte meiner Base erzählte, fing er bitterlich an zu weinen und schrie: „Ach, Gott! wenn sie mein Weib geworden, wäre es nicht so weit mit mir gekommen.“ Dann begehrte er, man solle den Herrn Pfarrer doch noch einmal zu ihm bitten, er wolle mit ihm beten. Das versprach ihm der Bürgermeister und lobte ihn wegen seiner Sinnesveränderung, und fragte ihn: ob er vor seinem Tode noch einen Wunsch hätte, den er ihm erfüllen könne. Da sagte der Jäger Jürge: „Ach, bittet hier die gute alte Mutter, daß sie doch morgen mit dem Töchterlein ihrer seligen Base bei meinem Rechte zugegen sein möge, das wird mir das Herz stärken in meiner letzten Stunde.“ Da bat mich der Bürgermeister, und so graulich es mir war, so konnte ich es dem armen elenden Menschen nicht abschlagen. Ich mußte ihm die Hand geben und es ihm feierlich versprechen, und er sank weinend auf das Stroh. Der Bürgermeister ging dann mit mir zu seinem Freunde, dem Pfarrer, dem ich nochmals Alles erzählen mußte, ehe er sich ins Gefängniß begab.

„Die Nacht mußte ich mit dem Kinde in des Bürgermeisters Haus schlafen, und am andern Morgen ging ich den schweren Gang zu der Hinrichtung des Jägers Jürge. Ich stand neben dem Bürgermeister im Kreis, und sah, wie er das Stäblein brach. Da hielt der Jäger Jürge noch eine schöne Rede, und alle Leute weinten, und er sah mich und die kleine Annerl, die vor mir stand, gar beweglich an, und dann küßte er den Meister Franz, der Pfarrer betete mit ihm, die Augen wurden ihm verbunden und er kniete nieder. Da gab ihm der Richter den Todesstreich. Jesus, Maria, Joseph! schrie ich aus; denn der Kopf des Jürgen flog gegen Annerl zu und biß mit seinen Zähnen dem Kinde in sein Röckchen, das ganz entsetzlich schrie. Ich riß meine Schürze vom Leibe und warf sie über den scheußlichen Kopf, und Meister Franz eilte herbei, riß ihn los und sprach: „Mutter, Mutter, was habe ich gestern Morgen gesagt; ich kenne mein Schwerdt, es ist lebendig!" — Ich war niedergesunken vor Schreck, das Annerl schrie entsetzlich. Der Bürgermeister war ganz bestürzt und ließ mich und das Kind nach seinem Hause fahren. Da schenkte mir seine Frau andere Kleider für mich und das Kind, denn die unsrigen waren von Jürge's Blut bespritzt, und Nachmittags schenkte uns der Bürgermeister noch Geld, und viele Leute des Städtchens auch, die Annerl sehen wollten, so daß ich an zwanzig Thaler und viele Kleider für sie bekam. Am Abend kam der Pfarrer ins Haus und redete mir lange zu, daß ich das Annerl nur recht in der Gottesfurcht erziehen sollte, und auf alle die betrübten Zeichen gar nichts geben, das seien nur Schlingen des Satans, die man verachten müsse, und dann schenkte er mir noch eine schöne Bibel für das Annerl, die sie noch hat; und dann ließ uns der gute Bürgermeister am andern Morgen noch an drei Meilen weit nach Haus fahren. Ach, du mein Gott, und Alles ist doch eingetroffen!" sagte die Alte und schwieg.

Eine schauerliche Ahnung ergriff mich, die Erzählung der Alten hatte mich ganz zermalmt. „Um Gottes willen, Mutter!" rief ich aus, „was ist es mit der armen Annerl geworden, ist denn gar nicht zu helfen?"

„Es hat sie mit den Zähnen dazu gerissen," sagte die Alte. „Heut wird sie gerichtet; aber sie hat es in der Verzweiflung gethan, die Ehre, die Ehre lag ihr im Sinne. Sie war zu Schanden gekommen aus Ehrsucht, sie wurde verführt von einem Vornehmen, er hat sie sitzen lassen, sie hat ihr Kind erstickt in derselben Schürze, die ich damals über den Kopf des Jägers Jürge warf, und die sie mir heimlich entwendet hat. Ach, es hat sie mit Zähnen dazu gerissen, sie hat es in der Verwirrung gethan. Der Verführer hatte ihr die Ehe versprochen und gesagt: Der Kasper sei in Frankreich geblieben. Dann ist sie verzweifelt und hat das Böse gethan, und hat sich selbst bei den Gerichten angegeben. Um vier Uhr wird sie gerichtet. Sie hat mir geschrieben: Ich möchte noch zu ihr kommen; das will ich nun thun und ihr das Kränzlein und den Gruß von dem armen Kasper bringen, und die Rose, die ich heut' Nacht erhalten, das wird sie trösten. Ach, lieber Schreiber, wenn Er es nur in der Bittschrift auswirken kann: daß ihr Leib und auch der Kasper dürfen auf unsern Kirchhof gebracht werden.

„Alles, Alles will ich versuchen!" rief ich aus. „Gleich will ich nach dem Schlosse laufen; mein Freund, der Ihr die Rose gab, hat die Wache dort, er soll mir den Herzog wecken. Ich will vor sein Bett knien, und ihn um Pardon für Annerl bitten."

„Pardon?" sagte die Alte kalt. „Es hat sie ja mit Zähnen dazu gezogen; hör' Er, lieber Freund, Gerechtigkeit ist besser als Pardon; was hilft aller Pardon auf Erden, wir müssen doch Alle vor das Gericht:

„Ihr Todten, ihr Todten sollt auferstehn,
Ihr sollt vor das jüngste Gerichte gehn.“

„Seht, sie will keinen Pardon, man hat ihn ihr angeboten, wenn sie den Vater des Kindes nennen wolle. Aber das Annerl hat gesagt: „Ich habe sein Kind ermordet und will sterben, und ihn nicht unglücklich machen; ich muß meine Strafe leiden, daß ich zu meinem Kinde komme, aber ihn kann es verderben, wenn ich ihn nenne.“ Darüber wurde ihr das Schwerdt zuerkannt. Gehe Er zum Herzog, und bitte Er für Kasper und Annerl um ein ehrlich Grab. Gehe Er gleich. Seh' Er: dort geht der Herr Pfarrer in's Gefängniß; ich will ihn ansprechen, daß er mich mit hinein zum schönen Annerl nimmt. Wenn Er sich eilt, so kann Er uns draußen am Gerichte vielleicht den Trost noch bringen: mit dem ehrlichen Grabe für Kasper und Annerl.“

Unter diesen Worten waren wir mit dem Prediger zusammengetroffen. Die Alte erzählte ihr Verhältniß zu der Gefangenen und er nahm sie freundlich mit zum Gefängniß. Ich aber eilte nun, wie ich noch nie gelaufen, nach dem Schloß, und es machte mir einen tröstenden Eindruck, es war mir wie ein Zeichen der Hoffnung, als ich an Graf Grossinger's Hause vorüberstürzte und aus einem offenen Fenster des Gartenhauses eine liebliche Stimme zur Laute singen hörte:

„Die Gnade sprach von Liebe,
Die Ehre aber wacht,
Und wünscht voll Lieb' der Gnade
In Ehren gute Nacht.

Die Gnade nimmt den Schleier,
Wenn Liebe Rosen gibt,
Die Ehre grüßt den Freier,
Weil sie die Gnade liebt.“

Ach, ich hatte der guten Wahrzeichen noch mehr! Einhundert Schritte weiter fand ich einen weißen Schleier auf der Straße liegend; ich raffte ihn auf, er war voll von duftenden Rosen. Ich hielt ihn in der Hand und lief weiter, mit dem Gedanken: Ach, Gott, das ist die Gnade. Als ich um die Ecke bog, sah ich einen Mann, der sich in seinem Mantel verhüllte als ich vor ihm vorüber eilte, und mir heftig den Rücken wandte, um nicht gesehen zu werden. Er hätte es nicht nöthig gehabt, ich sah und hörte nichts in meinem Innern, als: Gnade, Gnade! und stürzte durch das Gitterthor in den Schloßhof. Gott sei Dank, der Fähndrich, Graf Grossinger, der unter den blühenden Kastanienbäumen vor der Wache auf und ab ging, trat mir schon entgegen.

„Lieber Graf," sagte ich mit Ungestüm, „Sie müssen mich gleich zum Herzoge bringen, gleich auf der Stelle, oder Alles ist zu spät, Alles ist verloren!"

Er schien verlegen über diesen Antrag und sagte: „Was fällt Ihnen ein, zu dieser ungewohnten Stunde? Es ist nicht möglich. Kommen Sie zur Parade, da will ich Sie vorstellen."

Mir brannte der Boden unter den Füßen. „Jetzt," rief ich aus, „oder nie! Es muß sein! Es betrifft das Leben eines Menschen."

„Es kann jetzt nicht sein," erwiederte Grossinger scharf absprechend. „Es betrifft meine Ehre; es ist mir untersagt, heute Nacht irgend eine Meldung zu thun."

Das Wort Ehre machte mich verzweifeln. Ich dachte an Kasper's Ehre, an Annerl's Ehre, und sagte: „Die vermaledeite Ehre! Gerade um die letzte Hilfe zu leisten, welche so eine Ehre übrig gelassen, muß ich zum Herzoge. Sie müssen mich melden, oder ich schreie laut nach dem Herzoge."

„So Sie sich rühren," sagte Grossinger heftig, „lasse ich

Sie in die Wache werfen. Sie sind ein Phantast, Sie kennen keine Verhältnisse."

„O ich kenne Verhältnisse, schreckliche Verhältnisse! Ich muß zum Herzoge, jede Minute ist unerkauflich!" versetzte ich. „Wollen Sie mich nicht gleich melden, so eile ich allein zu ihm."

Mit diesen Worten wollte ich nach der Treppe, die zu den Gemächern des Herzogs hinaufführte, als ich den nämlichen, in einem Mantel Verhüllten, der mir begegnete, nach dieser Treppe eilend, bemerkte. Grossinger drehte mich mit Gewalt um, daß ich diesen nicht sehen sollte. „Was machen Sie, Thöriger!" flüsterte er mir zu. „Schweigen Sie, ruhen Sie. Sie machen mich unglücklich."

„Warum halten Sie den Mann nicht zurück, der da hinauf ging?" sagte ich. „Er kann nichts Dringenderes vorzubringen haben, als ich. Ach, es ist so dringend, ich muß, ich muß! Es betrifft das Schicksal eines unglücklichen, verführten, armen Geschöpfes."

Grossinger erwiederte: „Sie haben den Mann hinaufgehen sehen; wenn Sie je ein Wort davon äußern, so kommen Sie vor meine Klinge. Gerade, weil Er hinauf ging, können Sie nicht hinauf, der Herzog hat Geschäfte mit ihm."

Da erleuchteten sich die Fenster des Herzogs. „Gott, er hat Licht, er ist auf!" sagte ich. „Ich muß ihn sprechen, um des Himmels willen, lassen Sie mich, oder ich schreie Hilfe."

Grossinger faßte mich beim Arm und sagte: „Sie sind betrunken, kommen Sie in die Wache; ich bin Ihr Freund, schlafen Sie aus und sagen Sie mir das Lied, das die Alte heute Nacht an der Thüre sang, als ich die Runde führte; das Lied interessirt mich sehr."

„Gerade wegen der Alten und den Ihrigen muß ich mit dem Herzoge sprechen!" rief ich aus.

„Wegen der Alten?" versetzte Grossinger. „Wegen der

sprechen Sie mit mir, die großen Herren haben keinen Sinn für so etwas. Geschwind kommen Sie nach der Wache."

Er wollte mich fortziehen, da schlug die Schloßuhr halb Vier. Der Klang schnitt mir wie ein Schrei der Noth durch die Seele, und ich schrie aus voller Brust zu den Fenstern des Herzogs hinauf:

„Hilfe! um Gottes willen, Hilfe für ein elendes, verführtes Geschöpf!" Da ward Grossinger wie unsinnig. Er wollte mir den Mund zuhalten, aber ich rang mit ihm; er stieß mich in den Nacken, er schimpfte; ich fühlte, ich hörte Nichts. Er rief nach der Wache; der Korporal eilte mit etlichen Soldaten herbei, mich zu greifen. Aber in dem Augenblicke ging des Herzogs Fenster auf, und es rief herunter:

„Fähndrich Graf Grossinger, was ist das für ein Scandal? Bringen Sie den Menschen herauf, gleich auf der Stelle!"

Ich wartete nicht auf den Fähndrich; ich stürzte die Treppe hinauf, ich fiel nieder zu den Füßen des Herzogs, der mich betroffen und unwillig aufstehen hieß. Er hatte Stiefel und Sporen an, und doch einen Schlafrock, den er sorgfältig über der Brust zusammen hielt.

Ich trug dem Herzog Alles, was mir die Alte von dem Selbstmorde des Uhlanen, von der Geschichte der schönen Annerl erzählt hatte, so gedrängt vor, als es die Noth erforderte, und flehte ihn wenigstens um den Aufschub der Hinrichtung auf wenige Stunden und um ein ehrliches Grab für die beiden Unglücklichen an, wenn Gnade unmöglich sei. — „Ach, Gnade, Gnade!" rief ich aus, indem ich den gefundenen weißen Schleier voll Rosen aus dem Busen zog; dieser Schleier, den ich auf meinem Wege hierher gefunden, schien mir Gnade zu verheißen."

Der Herzog griff mit Ungestüm nach dem Schleier und war heftig bewegt; er drückte den Schleier in seinen Händen,

und als ich die Worte aussprach: „Euere Durchlaucht! Dieses arme Mädchen ist ein Opfer falscher Ehrsucht; ein Vornehmer hat sie verführt und ihr die Ehe versprochen. Ach, sie ist so gut, daß sie lieber sterben will, als ihn nennen“ — da unterbrach mich der Herzog mit Thränen in den Augen und sagte: „Schweigen Sie, ums Himmels willen, schweigen Sie!“ — Und nun wendete er sich zu dem Fähndrich, der an der Thüre stand, und sagte mit dringender Eile: „Fort, eilend zu Pferde mit diesem Menschen hier; reiten sie das Pferd todt; nur nach dem Gerichte hin. Heften Sie diesen Schleier an Ihren Degen, winken und schreien Sie Gnade, Gnade! Ich komme nach.“

Grossinger nahm den Schleier. Er war ganz verwandelt, er sah aus wie ein Gespenst vor Angst und Eile. Wir stürzten in den Stall, saßen zu Pferd und ritten im Galopp; er stürmte wie ein Wahnsinniger zum Thore hinaus. Als er den Schleier an seine Degenspitze heftete, schrie er: „Herr Jesus, meine Schwester!“ Ich verstand nicht, was er wollte. Er stand hoch im Bügel, und wehte und schrie: „Gnade, Gnade!“ Wir sahen auf dem Hügel die Menge um das Gericht versammelt. Mein Pferd scheute vor dem wehenden Tuch. Ich bin ein schlechter Reiter, ich konnte den Grossinger nicht einholen; er flog im schnellsten Carriere: ich strengte alle Kräfte an. Trauriges Schicksal! Die Artillerie exerzirte in der Nähe; der Kanonendonner machte es unmöglich, unser Geschrei aus der Ferne zu hören. Grossinger stürzte, das Volk stob auseinander, ich sah in den Kreis, ich sah einen Stahlblitz in der frühen Sonne — ach Gott, es war der Schwerdtblitz des Richters! — Ich sprengte heran, ich hörte das Wehklagen der Menge. „Pardon, Pardon!“ schrie Grossinger und stürzte mit wehendem Schleier durch den Kreis wie ein Rasender. Aber der Richter hielt ihm das blutende Haupt der schönen Annerl entgegen, das ihn wehmüthig anlächelte. Da schrie er: „Gott sei mir gnädig!“

und fiel auf die Leiche hin zur Erde. „Tödtet mich, tödtet mich, ihr Menschen! Ich habe sie verführt, ich bin ihr Mörder!“

Eine rächende Wuth ergriff die Menge. Die Weiber und Jungfrauen drangen heran und rissen ihn von der Leiche, und traten ihn mit Füßen, er wehrte sich nicht; die Wachen konnten das wüthende Volk nicht bändigen. Da erhob sich das Geschrei: „Der Herzog, der Herzog!“ — Er kam im offenen Wagen gefahren; ein blutjunger Mensch, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, in einen Mantel gehüllt, saß neben ihm. Die Menschen schleifen Grossinger herbei: „Jesus, mein Bruder!“ schrie der junge Offizier mit der weiblichsten Stimme aus dem Wagen. Der Herzog sprach bestürzt zu ihm: „Schweigen Sie!“ Er sprang aus dem Wagen, der junge Mensch wollte folgen; der Herzog drängte ihn schier unsanft zurück; aber so beförderte sich die Entdeckung, daß der junge Mensch die, als Offizier verkleidete, Schwester Grossinger's sei. Der Herzog ließ den mißhandelten, blutenden, ohnmächtigen Grossinger in den Wagen legen, die Schwester nahm keine Rücksicht mehr, sie warf ihren Mantel über ihn. Jedermann sah sie in weiblicher Kleidung. Der Herzog war verlegen; aber er sammelte sich, und befahl, den Wagen sogleich umzuwenden, und die Gräfin mit ihrem Bruder nach ihrer Wohnung zu fahren. Dieses Ereigniß hatte die Wuth der Menge einigermaßen gestillt. Der Herzog sagte laut zu dem wachthabenden Offiziere: „Die Gräfin Grossinger hat ihren Bruder an ihrem Hause vorbei reiten sehen, den Pardon zu bringen, und wollte diesem freudigen Ereigniß beiwohnen; als ich zu demselben Zwecke vorüber fuhr, stand sie am Fenster und bat mich, sie in meinem Wagen mitzunehmen, ich konnte es dem gutmüthigen Kinde nicht abschlagen. Sie nahm einen Mantel und Hut ihres Bruders, um kein Aufsehen zu erregen, und hat, von dem unglücklichen Zufall überrascht, die Sache gerade dadurch zu einem abenteuerlichen Scandale

gemacht. Aber wie konnten Sie, Herr Lieutenant, den unglücklichen Grafen Grossinger nicht vor dem Pöbel schützen? Es ist ein gräßlicher Fall daß er, mit dem Pferde stürzend, zu spät kam; er kann doch aber nichts dafür. Ich will die Mißhandler des Grafen verhaftet und bestraft wissen."

Auf diese Rede des Herzogs erhob sich ein allgemeines Geschrei: „Er ist ein Schurke, er ist der Verführer, der Mörder der schönen Annerl gewesen; er hat es selbst gesagt, der elende, der schlechte Kerl!"

„Als dieß von allen Seiten her tönte und auch der Prediger und der Offizier und die Gerichtspersonen es bestätigten, war der Herzog so tief erschüttert, daß er nichts sagte, als: „Entsetzlich, entsetzlich, o, der elende Mensch!"

Nun trat der Herzog blaß und bleich in den Kreis; er wollte die Leiche der schönen Annerl sehen. Sie lag auf dem grünen Rasen in einem schwarzen Kleide mit weißen Schleifen. Die alte Großmutter, welche sich um Alles, was vorging, nicht bekümmerte, hatte ihr das Haupt an den Rumpf gelegt und die schreckliche Trennung mit ihrer Schürze bedeckt. Sie war beschäftigt, ihr die Hände über die Bibel zu falten, welche der Pfarrer in dem kleinen Städtchen der kleinen Annerl geschenkt hatte; das goldene Kränzlein band sie ihr auf den Kopf und steckte die Rose vor die Brust, welche ihr Grossinger in der Nacht gegeben hatte, ohne zu wissen, wem er sie gab.

Der Herzog sprach bei diesem Anblicke: „Schönes, unglückliches Annerl! Schändlicher Verführer, du kamst zu spät! — Arme alte Mutter, du bist ihr allein treu geblieben bis in den Tod!" Als er mich bei diesen Worten in seiner Nähe sah, sprach er zu mir: „Sie sagten mir von einem letzten Willen des Korporal Kasper, haben Sie ihn bei sich?" Da wendete ich mich zu der Alten und sagte: „Arme Mutter, gebt mir die Brieftasche Kasper's; Seine Durchlaucht wollen seinen letzten Willen lesen."

Die Alte, welche sich um nichts bekümmerte, sagte mürrisch: „Ist Er auch wieder da? Er hätte lieber ganz zu Hause bleiben können. Hat Er die Bittschrift? Jetzt ist es zu spät. Ich habe dem armen Kinde den Trost nicht geben können, daß sie zu Kasper in ein ehrliches Grab soll; ach, ich hab es ihr vorgelogen, aber sie hat mir nicht geglaubt!“

Der Herzog unterbrach sie und sprach: „Ihr habt nicht gelogen, gute Mutter. Der Mensch hat sein Möglichstes gethan, der Sturz des Pferdes ist an Allem schuld. Aber sie soll ein ehrliches Grab haben bei ihrer Mutter und bei Kasper, der ein braver Kerl war. Es soll ihnen Beiden eine Leichenpredigt gehalten werden über die Worte: „Gebt Gott allein die Ehre!“ Der Kasper soll als Fähndrich begraben werden, seine Schwadron soll ihm dreimal ins Grab schießen und des Verderbers Grossinger's Degen soll auf seinen Sarg gelegt werden.“

Nach diesen Worten ergriff er Grossinger's Degen, der mit dem Schleier noch an der Erde lag, nahm den Schleier herunter, bedeckte Annerl damit und sprach: „Dieser unglückliche Schleier, der ihr so gern Gnade gebracht hätte, soll ihr die Ehre wieder geben. Sie ist ehrlich und begnadigt gestorben, der Schleier soll mit ihr begraben werden.“

Den Degen gab er dem Offizier der Wache mit den Worten: „Sie werden heute noch meine Befehle wegen der Bestattung des Uhlanen und dieses armen Mädchens bei der Parade empfangen.“

Nun las er auch die letzten Worte Kasper's laut mit vieler Rührung. Die alte Großmutter umarmte mit Freudenthränen seine Füße, als wäre sie das glücklichste Weib. Er sagte zu ihr: „Gebe Sie sich zufrieden, Sie soll eine Pension haben bis an Ihr seliges Ende, ich will Ihrem Enkel und der Annerl einen Denkstein setzen lassen.“ Nun befahl er dem Prediger, mit der Alten und einem Sarge, in welchem die

Gerichtete gelegt wurde, nach seiner Wohnung zu fahren, und sie dann nach ihrer Heimath zu bringen und das Begräbniß zu besorgen. Da während dem seine Adjutanten mit Pferden gekommen waren, sagte er noch zu mir: „Geben Sie meinem Adjutanten ihren Namen an, ich werde Sie rufen lassen. Sie haben einen schönen menschlichen Eifer gezeigt.“ Der Adjutant schrieb meinen Namen in seine Schreibtafel und machte mir ein verbindliches Compliment. Dann sprengte der Herzog, von den Segenswünschen der Menge begleitet, in die Stadt. Die Leiche der schönen Annerl ward nun mit der guten alten Großmutter in das Haus des Pfarrers gebracht, und in der folgenden Nacht fuhr dieser mit ihr nach der Heimath zurück. Der Offizier traf, mit dem Degen Grossinger's und einer Schwadron Uhlanen, auch daselbst am folgenden Abend ein. Da wurde nun der brave Kasper, mit Grossinger's Degen auf der Bahre und dem Fähndrichs-Patent, neben der schönen Annerl zur Seite seiner Mutter begraben. Ich war auch hingeeilt und führte die alte Mutter, welche kindisch vor Freude war, aber wenig redete; und als die Uhlanen dem Kasper zum dritten Mal ins Grab schossen fiel sie mir todt in die Arme. Sie hat ihr Grab auch neben den Ihrigen empfangen. Gott gebe ihnen Allen eine freudige Auferstehung!

Sie sollen treten auf die Spitzen,
Wo die lieben Engelein sitzen,
Wo kömmt der liebe Gott gezogen,
Mit einem schönen Regenbogen;
Da sollen ihre Seelen vor Gott bestehn,
Wann wir werden zum Himmel eingehn! Amen.

Als ich in die Hauptstadt zurück kam, hörte ich: Graf Grossinger sei gestorben, er habe Gift genommen. In meiner Wohnung fand ich einen Brief von ihm. Er sagte mir darin:

„Ich habe Ihnen viel zu danken. Sie haben meine Schande, die mir lange das Herz abnagte, zu Tage gebracht. Jenes Lied der Alten kannte ich wohl; die Annerl hatte es mir oft vorgesagt, sie war ein unbeschreiblich edles Geschöpf. Ich war ein elender Verbrecher. Sie hatte ein schriftliches Eheversprechen von mir gehabt, und hat es verbrannt. Sie diente bei einer alten Tante von mir, sie litt oft an Melancholie. Ich habe mich durch gewisse medizinische Mittel, die etwas Magisches haben, ihrer Seele bemächtigt. — Gott sei mir gnädig! — Sie haben auch die Ehre meiner Schwester gerettet. Der Herzog liebt sie, ich war sein Günstling — die Geschichte hat ihn erschüttert — Gott helfe mir! Ich habe Gift genommen.

Joseph Graf Grossinger."

Die Schürze der schönen Annerl, in welche ihr der Kopf des Jägers Jürge bei seiner Enthauptung gebissen, ist auf der herzoglichen Kunstkammer bewahrt worden. Man sagt: Die Schwester des Grafen Grossinger werde der Herzog mit dem Namen: „Voile de Grace," auf deutsch: „Gnadenschleier," in den Fürstenstand erheben und sich mit ihr vermählen. Bei der nächsten Revue in der Gegend von D.... soll das Monument auf den Gräbern der beiden unglücklichen Ehrenopfer auf dem Kirchhofe des Dorfs errichtet und eingeweiht werden. Der Herzog wird mit der Fürstin selbst zugegen sein. Er ist ausnehmend zufrieden damit; die Idee soll von der Fürstin und dem Herzoge zusammen erfunden sein. Es stellt die falsche und wahre Ehre vor, die sich vor einem Kreuze beiderseits gleich tief zur Erde beugen; die Gerechtigkeit steht mit dem geschwungenen Schwerdte zur einen Seite, die Gnade zur andern Seite und wirft einen Schleier heran. Man will im Kopfe der Gerechtigkeit Aehnlichkeit mit dem Herzog, in dem Kopfe der Gnade Aehnlichkeit mit dem Gesichte der Fürstin finden.

Die mehreren Wehmüller

und

ungarischen Nationalgesichter.

Gegen Ende des Sommers, während der Pest in Croatien, hatte Herr Wehmüller, ein reisender Maler, von Wien aus einen Freund besucht, der in dieser österreichischen Provinz als Erzieher auf dem Schlosse eines Grafen Giulowitsch lebte. Die Zeit, welche ihm seine Geschäfte zu dem Besuch erlaubten, war vorüber. Er hatte von seiner jungen Frau, welche ihm nach Siebenbürgen vorausgereist war, einen Brief aus Stuhlweißenburg erhalten, daß er sie nicht mehr länger allein lassen möge; es erwarte ihn das Offizier-Corps des dort liegenden hochlöblichen ungarischen Grenadier- und Husaren-Regiments sehnsüchtig, um von seiner Meisterhand gemalt sich in dem Andenken mannichfaltiger schöner Freundinnen zu erhalten, da ein naher Garnisonswechsel manches engverknüpfte Liebes- und Freundschaftsband zu zerreißen drohte. Dieser Brief brachte den Herrn Wehmüller in große Unruhe, denn er war viermal so lange unterwegs geblieben als gewöhnlich, und dermaßen durch die Quarantaine zerstochen und durchräuchert worden, daß er die ohnedies nicht allzuleserliche Hand seiner guten Frau, die mit oft gewässerter Dinte geschrieben hatte, nur mit Mühe lesen konnte. Er eilte in die Stube seines Freundes Lury und sagte zu ihm: „Ich muß gleich auf der Stelle fort nach Stuhlweißenburg, denn die hochlöblichen Grenadier- und Husaren-Regimenter sind im Begriffe von dort abzuziehen; lesen Sie, der Brief ist an fünf Wochen alt.“ Der Freund verstand ihn nicht, nahm aber den Brief und las. Wehmüller lief sogleich zur Stube hinaus und die Treppe hinab in die Hauskapelle, um zu sehen, ob er die neun und dreißig Nationalgesichter,

welche er in Oel gemalt und dort zum Trocknen aufgehängt hatte, schon ohne große Gefahr des Verwischens zusammenrollen könne. Ihre Trockenheit übertraf alle seine Erwartung, denn er malte mit Terpentin-Firniß, welcher trocken wird, ehe man sich umsieht. Was übrigens diese neun und dreißig Nationalgesichter betrifft, hatte es mit ihnen folgende Bewandtniß: Sie waren nichts mehr und nichts weniger als neun und dreißig Portraits von Ungaren, welche Herr Wehmüller gemalt hatte, ehe er sie gesehen. Er pflegte solcher Nationalgesichter immer ein halb Hundert fertig bei sich zu führen. Kam er in einer Stadt an, wo er Gewinn durch seine Kunst erwartete, so pflegte er öffentlich ausschellen oder austrommeln zu lassen: Der bekannte Künstler, Herr Wehmüller, sei mit einem reich assortirten Lager wohlgetroffener Nationalgesichter angelangt und lade diejenigen unter einem hochedlen Publikum, welche ihr Portrait wünschten, unterthänigst ein, sich dasselbe, Stück vor Stück zu einem Ducaten in Gold, selbst auszusuchen. Er fügte sodann noch, durch wenige Meisterstriche, einige persönliche Züge und Ehrennarben, oder die Individualität des Schnurrbartes des Käufers unentgeldlich bei, für die Uniform aber, welche er immer ausgelassen hatte, mußte nach Maßgabe ihres Reichthumes nachgezahlt werden.

Er hatte diese Verfahrungsart auf seinen Kunstreisen als die befriedigendste für sich und die Käufer gefunden. Er malte die Leute nach Belieben im Winter mit aller Bequemlichkeit zu Haus, und brachte sie in der schönen Jahreszeit zu Markte. So genoß er des großen Trostes, daß Keiner über Unähnlichkeit oder langes Sitzen klagen konnte, weil sich Jeder sein Bildniß fertig nach bestimmtem Preise, wie einen Weck auf dem Laden, selbst aussuchte. Wehmüller hatte seine Gattin vorausgeschickt, um seine Ankunft in Stuhlweißenburg vorzubereiten, während er seinen Vorrath von Portraits bei seinem Freunde Lury zu

der gehörigen Menge brachte. Er mußte diesmal in vollem Glanze auftreten, weil er in einer Zeitung gelesen: ein Maler Froschhauer aus Klagenfurt habe dieselbe Kunstreise vor. Dieser aber war bisher sein Antagonist und Nebenbuhler gewesen, wenn sie sich gleich nicht kannten, denn Froschhauer war von der entgegengesetzten Schule; er hatte nämlich immer alle Uniformen voraus fertig, und ließ sich für die Gesichter extra bezahlen. — Schon hatte Wehmüller die neun und dreißig Nationalgesichter zusammengerollt, in eine große weite Blechbüchse gesteckt, in welcher auch seine Farben und Pinsel, ein Paar Hemden, ein Paar gelbe Stiefelstulpen und eine Haarlocke seiner Frau Platz fanden; schon schnallte er sich diese Büchse mit zwei Riemen, wie einen Tornister, auf den Rücken, als sein Freund Lury hereintrat und ihm den Brief mit den Worten zurückgab: „Du kannst nicht reisen, so eben hat ein Bauer hier auf dem Hofe erzählt, daß er vor einigen Tagen einen Fußreisenden begleitet habe, und daß dieser der letzte Mensch gewesen sei, der über die Grenze gekommen, denn auf seinem Rückwege hierher habe er, der Bote, schon alle Wege vom Pest-Cordon besetzt gefunden.“ Wehmüller aber ließ sich nicht mehr zurückhalten. Er schob seine Palette unter den Wachstuch-Ueberzug auf seinen runden Hut, wie die Bäcker in den Zipfel ihrer gestrickten spitzen Mützen einen Semmel zu stecken pflegen, und begann seinen Reisestab zusammen zu richten, der ein wahres Wunder der Mechanik, wenn ich mich nicht irre, von der Erfindung des Mechanikus Eckler in Berlin war, denn er enthielt erstens: sich selbst, nämlich einen Reisestock; zweitens: nochmals sich selbst, einen Malerstock; drittens: nochmals sich selbst, einen Meßstock; viertens: nochmals sich selbst, ein Richtscheit; fünftens: nochmals sich selbst, ein Blaserohr; sechstens: nochmals sich selbst, ein Tabakspfeifenrohr; siebentens: nochmals sich selbst, einen Angelstock; darin aber waren noch ein Stiefel-

knecht, ein Barometer, ein Thermometer, ein Perspektiv, ein Zeichenstuhl, ein chemisches Feuerzeug, ein Reißzeug, ein Bleistift und das Brauchbarste von allem: eine approbirte hölzerne Hühneraugen-Feile angebracht; das Ganze aber war so eingerichtet, daß man die Masse des Inhaltes, durch den Druck einer Feder, aus diesem Stocke wie aus einer Windbüchse seinem Feind auf den Leib schießen konnte. Während Wehmüller diesen Stock zusammenrichtete, machte Lury ihm die lebhaftesten Vorstellungen wegen der Gefahr seiner Reise, aber er ließ sich nicht halten. „So rede wenigstens mit dem Bauer selbst," sprach Lury. Das war Wehmüller zufrieden und ging, ganz zum Abmarsche fertig, hinab. Kaum aber waren sie in die Schenke getreten, als der Bauer zu ihm trat und ihm den Aermel küssend sagte: „Nu, gnädiger Herr, wie kommen wir schon wieder zusammen? Sie hatten ja eine solche Eile nach Stuhlweißenburg, daß ich glaubte, Euer Gnaden müßten bald dort sein." Wehmüller verstand den Bauer nicht, der ihm versicherte: daß er ihn mit derselben blechernen Büchse auf dem Rücken, und demselben langen Stocke in der Hand, nach der ungarischen Grenze geführt habe, und zwar zu rechter Zeit, weil kurz nachher der Weg vom Pest-Cordon geschlossen worden sei, wobei der Mann ihm eine Menge einzelne Vorfälle der Reise erzählte, von welchen, wie vom Ganzen, Wehmüller nichts begriff. Da aber endlich der Bauer ein kleines Bild hervorzog mit den Worten: „Haben Euer Gnaden mir dieses Bildchen, das in Ihrer Büchse keinen Platz fand, nicht zu tragen gegeben, und haben es Euer Gnaden nicht in der Eile der Reise vergessen?" ergriff Wehmüller das Bild mit Heftigkeit. Es war das Bild seiner Frau, ganz wie von ihm selbst gemalt, ja, der Name Wehmüller war unterzeichnet. Er wußte nicht, wo ihm der Kopf stand. Bald sah er den Bauer, bald Lury, bald das Bild an. „Wer gab dir das Bild?" fuhr er den Bauer an.

„Euer Gnaden selbst,“ sagte dieser. „Sie wollten nach Stuhlweißenburg zu Ihrer Liebsten, sagten Euer Gnaden, und den Botenlohn sind mir Euer Gnaden auch schuldig geblieben.“

„Das ist erlogen!“ schrie Wehmüller. „Es ist die Wahrheit!“ sagte der Bauer. „Es ist nicht die Wahrheit,“ sagte Lury, „denn dieser Herr ist seit vier Wochen nicht hier weggekommen und hat mit mir in einer Stube geschlafen.“ Der Bauer aber wollte von seiner Behauptung nicht abgehen und drang auf die Bezahlung des Botenlohns, oder die Rückgabe des Portraits, welches sein Pfand sei, und dem er, wenn er nicht bezahle, einen Schimpf anthun wolle. Wehmüller ward außer sich. „Was?“ schrie er, „ich soll für einen Andern das Botenlohn zahlen oder das Portrait meiner Frau beschimpfen lassen, das ist entsetzlich!“ Lury machte endlich den Schiedsrichter und sagte zu dem Bauer: „Habt ihr diesen Herrn über die Grenze gebracht?“ „Ja!“ sagte der Bauer. — „Wie kommt er denn wieder hierher, und wie war er die ganze Zeit hier?“ erwiederte Lury. „Ihr müßt ihn daher nicht recht tüchtig hinüber gebracht haben, und könnt für so schlechte Arbeit keinen Botenlohn begehren. Bringt ihn heute nochmals hinüber, aber dermaßen, daß auch kein Stümpfchen hier in Croatien bleibt, und laßt euch doppelt bezahlen.“ Der Bauer sagte: „Ich bin es zufrieden, aber es ist doch eine sehr heillose Sache; wer von den Beiden ist nun der Teufel, dieser gnädige Herr oder der Andre? Es könnte mich dieser, der viel widerspenstiger scheint, vielleicht gar mit über die Grenze holen; auch ist der Weg jetzt gesperrt, und der Andre war der Letzte. Ich glaube doch, er muß der Teufel gewesen sein, der bei der Pest zu thun hat.“ — „Was,“ schrie Wehmüller, „der Teufel mit dem Portrait meiner Frau? Ich werde verrückt! Gesperrt oder nicht gesperrt, ich muß fort, der scheußlichste Betrug muß entdeckt werden. Ach, meine arme Frau, wie kann sie getäuscht

werden! Adieu, Lury, ich brauche keinen Boten, ich will schon allein finden!" Und somit lief er zum offenen Hofthore mit solcher Schnelligkeit hinaus, daß ihn weder der nachlaufende Bauer, noch das Geschrei Lury's einholen konnte.

Nach dieser Scene trat der Graf Giulowitsch, der Prinzipal Lury's, aus dem Schloß, um auf seinen Finkenherd zu fahren. Lury erzählte ihm die Geschichte, und der Graf, neugierig mehr von der Sache zu hören, bestieg seinen Wurstwagen und fuhr dem Maler in vollem Trabe nach. Das leichte Fuhrwerk, mit zwei raschen Pferden bespannt, flog über die Stoppelfelder, welche einen festeren Boden als die moorichte Landstraße darboten. Bald war der Maler eingeholt. Der Graf bat ihn aufzusitzen mit dem Anerbieten, ihn einige Meilen bis an die Grenze seiner Güter zu bringen, wo er noch eine halbe Stunde nach dem letzten Grenzdorf habe. Wehmüller, der schon viel Grund und Boden an seinen Stiefeln hängen hatte, nahm den Vorschlag mit unterthänigstem Dank an. Er mußte einige Züge alten Slibowitz aus des Grafen Jagdflasche thun, und fand dadurch schon etwas mehr Muth, sich selbst auf der eignen Fährte zu seiner Frau nachzueilen. Der Graf fragte ihn: „Ob er denn Niemand kenne, der ihm so ähnlich sei, und so malen könne wie er?" Wehmüller sagte: „Nein!" und das Portrait ängstige ihn am meisten, denn dadurch zeige sich eine Beziehung des falschen Wehmüller's auf seine Frau, welche ihm besonders fatal werden könne. Der Graf sagte ihm: „Der falsche Wehmüller sei wohl nur eine Strafe Gottes für den ächten Wehmüller, weil dieser alle Ungaren über einen Leisten male, so gäbe es jetzt auch mehrere Wehmüller über einen Leisten." Wehmüller meinte: „Alles sei ihm einerlei, aber seine Frau, seine Frau, wenn die sich nur nicht irre." Der Graf stellte ihm nochmals vor, er möge lieber mit ihm auf seinen Finkenherd und dann zurückfahren; er gefährde, wenn er auch höchst

unwahrscheinlich den Pest-Cordon durchschleichen sollte, jenseits an der Pest zu sterben. Wehmüller aber meinte: „Ein zweiter Wehmüller, der zu meiner Frau reist, ist auch eine Pest, an der man sterben kann, und er wolle so wenig als die Schneegänse, welche schreiend über ihnen hinstrichen, den Pest-Cordon respectiren, er habe keine Ruhe, bis er bei seiner Tonerl sei.“ So kamen sie bis auf die Grenze der Giulowitschschen Güter, und der Graf schenkte Wehmüllern noch eine Flasche Tokaier mit den Worten: „Wenn Sie diese ausstechen, lieber Wehmüller, werden Sie sich nicht wundern, daß man Sie doppelt gesehen, denn Sie selbst werden Alles doppelt sehen. Geben Sie uns sobald als möglich Bericht von Ihrem Abenteuer, und möge Ihre Gemahlin anders sehen, als der Bauer gesehen hat. Leben Sie wohl!“

Nun eilte Wehmüller, so schnell er konnte, nach dem nächsten Dorf, und kaum war er in die kleine dumpfigte Schenke eingetreten, als die alte Wirthin, in Husaren-Uniform, ihm entgegenschrie: „Ha, ha! da sind der Herr wieder zurück, ich hab es gleich gesagt, daß Sie nicht durch den Cordon würden hinübergelassen werden.“ Wehmüller sagte: „Daß er hier niemals gewesen und daß er gleich jetzt erst versuchen wolle, durch den Cordon zu kommen.“ Da lachte Frau Tschermack und ihr Gesinde ihm ins Angesicht, und behaupteten steif und fest: er sei vor einigen Tagen hier durchpassirt, von einem Giulowitscher Bauer begleitet, dem er den Botenlohn zu zahlen vergessen; er habe ja hier gefrühstückt und erzählt: daß er nach Stuhlweißenburg zu seiner Frau Tonerl wolle, um dort das hochlöbliche Offizier-Corps zu malen.“ Wehmüller kam durch die neue Bestätigung daß er doppelt in der Welt herumreise, beinahe in Verzweiflung. Er sagte der Wirthin mit kurzen Worten seine ganze Lage; sie wußte nicht, was sie glauben sollte, und sah ihn sehr kurios an. Es war ihr nicht allzuheimlich bei ihm.

Aber er wartete alle ihre Scrupel nicht ab, und lief wie toll und blind zum Dorfe hinaus und dem Pest-Cordon zu.

Als er eine Viertelmeile auf der Landstraße gelaufen war, sah er auf dem Stoppelfeld eine Reihe von Rauchsäulen aufsteigen und ein angenehmer Wachholdergeruch dampfte ihm entgegen. Er sah bald eine Reihe von Erdhütten und Soldaten, welche kochten und sangen; es war ein Hauptbivouak des Pest-Cordons. Als er sich der Schildwache näherte, rief sie ihm ein schreckliches: „Halt!“ entgegen und schlug zugleich ihr Gewehr auf ihn an. — Wehmüller stand wie angewurzelt. Die Schildwache rief den Unteroffizier, und nach einigen Minuten sprengte ein Szekler Husar gegen ihn heran und schrie aus der Ferne: „Wos willstu, quid vis? Wo kommst her, unde venis? An welchen Ort willst du, ad quem locum vis? Bist du nicht vorige Woche hier durchpassirt, es tu non altera hebdomada hic perpassatus?“ Er fragte ihn so auf Deutsch und Husarenlateinisch zugleich, weil er nicht wußte, ob er ein Deutscher oder ein Ungar sei. Wehmüller mußte aus den letzten Worten des Husaren abermals hören, daß er hier schon durchgereist sei, welche Nachricht ihm eiskalt über den Rücken lief. Er schrie sich beinah die Kehle aus, daß er gerade von dem Grafen Giulowitsch komme, daß er in seinem Leben nicht hier gewesen. Der Husar aber lachte und sprach: „Du lügst, mentiris! Hast du nicht dem Herrn Chirurg sein Bild gegeben, non dedidisti Domino Chirurgo suam imaginem? Daß er durch die Finger gesehen und dich passiren lassen, ut vidit per digitos et te fecit passare? Du bist zurückgekehrt aus den Pest-Oertern, es returnatus ex pestiferatis locis!“ Wehmüller sank auf die Knie nieder und bat, man möge den Chirurgen doch herbeirufen. Während dieses Gespräches waren mehrere Soldaten um den Husaren herumgetreten, zuzuhören; endlich kam der Chirurg auch, und nachdem er Wehmüller's Klagen angehört, der sich die Lunge fast wegge-

schrien, befahl er ihm, sich einem der Feuer von Wachholderholz zu nähern, so daß es zwischen ihnen Beiden sei, dann wolle er mit ihm reden. Wehmüller that dies, und erzählte ihm die ganze Aussage über einen zweiten Wehmüller, der hier durchgereist sei, und seine große Sorge, daß ihn dieser um all sein Glück betrügen könne, und bot dem Chirurgen Alles an, was er besitze, er möge ihm nur durchhelfen. Der Chirurg holte nun eine Rolle Wachsleinwand aus seiner Erdhütte, und Wehmüller erblickte auf derselben eines der ungarischen Nationalgesichter, gerade, wie er sie selbst zu malen pflegte, auch sein Name stand drunter, nnd da der Chirurg sagte: „Ob er dies Bild nicht gemalt und ihm neulich geschenkt habe, weil er ihn passiren lassen?" gestand Wehmüller: „Er würde nie dies Bild von den seinigen unterscheiden können, aber durchpassirt sei er hier nie, und habe nie die Gelegenheit gehabt, den Herrn Chirurgen zu sprechen." Da sagte der Chirurg: „Hatten Sie nicht heftiges Zahnweh, habe ich Ihnen nicht noch einen Zahn ausgezogen für das Bild?" „Nein, Herr Chirurg," erwiederte Wehmüller, „ich habe alle meine Zähne frisch und gesund, wenn Sie zuschauen wollen." Nun faßte der Feldscheer einigen Muth; Wehmüller sperrte das Maul auf, er sah nach und gestand ihm zu, daß er ganz ein andrer Mensch sei; denn jetzt, da er ihn weder aus der Ferne, noch von Rauch getrübt ansehe, müsse er ihm gestehen, daß der andere Wehmüller viel glatter und auch etwas fetter sei, ja, daß sie Beide, wenn sie neben einander ständen, kaum verwechselt werden könnten; aber durchpassiren lassen könne er ihn jetzt doch nicht. Es habe zu viel Aufsehens bei der Wache gemacht und er könne Verdruß haben. Morgen früh werde aber der Cordon-Commandant mit einer Patrouille bei der Visitation hierher kommen, und da ließe sich sehen, was er für ihn thun könne. Er möge bis dahin nach der Schenke des Dorfes zurückkehren, er wolle ihn rufen lassen,

wenn es Zeit sei. Er solle auch das Bild mitnehmen und ihm den Schnauzbart etwas spitzer malen, damit es ganz ähnlich werde. Wehmüller bat: in seiner Erdhütte einen Brief an sein Tonerl schreiben zu dürfen, und ihm den Brief hinüber zu besorgen. Der Chirurg war es zufrieden. Wehmüller schrieb seiner Frau, erzählte ihr sein Unglück, bat sie um Gotteswillen, nicht den falschen Wehmüller mit ihm zu verwechseln und lieber sogleich ihm entgegen zu reisen. Der Chirurg besorgte den Brief und gab Wehmüller'n noch ein Attestat, daß seine Person eine ganz andere sei, als die des ersten Wehmüllers, und nun kehrte unser Maler, durchgeräuchert wie ein Quarantainebrief, nach der Dorfschenke zurück. —

Hier war die Gesellschaft vermehrt. Die Erzählung von dem doppelten Wehmüller hatte sich im Dorf und auf einem benachbarten Edelhof ausgebreitet, und es waren allerlei Leute bei der Wirthin zusammen gekommen, um sich wegen der Geschichte zu befragen. Unter dieser Gesellschaft waren ein alter invalider Feuerwerker und ein Franzose die Hauptpersonen. Der Feuerwerker, ein Venetianer von Geburt, hieß Baciochi, und war ein Alles in Allem bei dem Edelmanne, der einen Büchsenschuß von dem Dorfe wohnte. Der Franzose war ein Monsieur Devillier, der, von einer alten reichen Ungarin gefesselt, in Ungarn sitzen geblieben war; seine Gönnerin starb und hinterließ ihm ein kleines Gütchen, auf welchem er lebte, und sich bei seinen Nachbarn umher mit der Jagd und allerlei Liebeshändeln die Zeit vertrieb. Er hatte gerade eine Kammerjungfer auf dem Edelhofe besucht, der er Sprachunterricht gab, und diese hatte ihn mit dem Hofmeister des jungen Edelmanns auf seinem Rückweg in die Schenke begleitet, um ihrer Herrschaft von dem doppelten Wehmüller Bericht zu erstatten. Die Kammerjungfer hieß Nanny und der Hofmeister war ein geborener Wiener, mit Namen Lindpeindler, ein zartfüh-

lender Dichter, der oft verkannt worden ist. Die berühmteste Person von Allen war aber der Violinspieler Michaly, ein Zigeuner von etwa dreißig Jahren, von eigenthümlicher Schönheit und Kühnheit, der, wegen seines großen Talents alle mögliche Tänze ununterbrochen auf seiner Violine zu erfinden und zu variiren, bei allen großen Hochzeiten im Lande allein spielen mußte. Er war hieher gereist, um seine Schwester zu erwarten, die bis jetzt bei einer verstorbenen Großmutter gelebt und nun auf der Reise zu ihm durch den Pest-Cordon von ihm getrennt war.

Zu diesen Personen fügte sich noch ein alter croatischer Edelmann, der einen einsamen Hof in der Nähe der türkischen Grenze besaß; er übernachtete hier, von einem Kreistage zurückkehrend. Ein tyroler Teppichkrämer und sein Reisegeselle, ein Savoyardenjunge, dem sein Murmelthier gestorben war, und der sich nach Hause bettelte, machten die Gesellschaft voll, außer der alten Wirthin, die Tabak rauchte und in ihrer Jugend als Amazone unter den Wurmserschen Husaren gedient hatte. Sie trug noch den Dollman und die Mütze, die Haare in einem Zopf am Nacken und zwei kleine Zöpfe an den Schläfen geknüpft, und hatte hinter ihrem Spinnrad ein martialisches Ansehen. Diese bunte Versammlung saß in der Stube, welche zugleich die Küche und der Stall für zwei Büffelkühe war, um den lodernden niedern Feuerherd, und war im vollen Gespräch über den doppelten Wehmüller, als dieser in der Dämmerung an der verschlossenen Hausthüre pochte. Die Wirthin fragte zum Fenster hinaus, und als sie Wehmüller sah, rief sie: „Gott steh' uns bei! Da ist noch ein dritter Wehmüller; ich mache die Thür nicht eher auf, bis sie alle Drei zusammen kommen!“ Ein lautes Gelächter und Geschrei des Verwunderns aus der Stube unterbrach des armen Malers Bitte um Einlaß. Er nahte sich dem Fenster und hörte eine lebhafte Berath-

schlagung über sich an. Der croatische Edelmann behauptete: Er könne sehr leicht ein Vampyr sein oder die Leiche des ersten an der Pest verstorbenen Wehmüllers, die hier den Leuten das Blut aussaugen wolle. Der Feuerwerker meinte: Er könne die Pest bringen, er habe wahrscheinlich den Cordon überschritten und sei wieder zurück geschlichen. Der Tyroler bewies: Er würde Niemand fressen. Die Kammerjungfer verkroch sich hinter dem Franzosen, der, nebst dem Hofmeister, die Gastfreiheit und Menschlichkeit vertheidigte. Devillier sagte: Er könne nicht erwarten, daß eine so auserwählte Gesellschaft wie die, in der er sich befinde, jemals aus Furcht und Aberglauben die Rechte der Menschheit so sehr verletzen werde, einen Fremden wegen einer bloßen Grille auszusperren; er wolle mit dem Manne reden. Der Zigeuner aber ergriff in dem allgemeinen, ziemlich lauten Wortwechsel seine Violine und machte ein wunderbares Schariwari dazu, und da die ungarischen Bauern nicht leicht eine Fiedel hören, ohne den Tanzkrampf in den Füßen zu fühlen, so versammelte sich bald Horia und Klotzka vor der Schenke, — was soviel heißt: als Hinz und Kunz bei uns zu Lande, — die Mädchen wurden aus den Betten getrieben und vor die Schenke gezogen, und sie begannen zu jauchzen und zu tanzen.

Durch den Lärm ward der Vicegespann, des Orts Obrigkeit, herbei gelockt, und Wehmüller brachte ihm seine Klagen und das Attestat des Chirurgen vor, versprach ihm auch, sein Portrait unter den Nationalgesichtern sich aussuchen zu lassen, wenn er ihm ein ruhiges Nachtquartier verschaffe und seine Persönlichkeit in der Schenke attestire. Der Vicegespann ließ sich nun die Schenke öffnen und las drinnen das Attestat des Herrn Chirurgen, das er allen Anwesenden zur Beruhigung mittheilte. Durch seine Autorität brachte er es dahin, daß Wehmüller endlich hereingelassen wurde, und er nahm, um der Sache mehr Ansehen zu geben, ein Protokoll über ihn auf, an dem nichts

merkwürdig war, als daß es mit dem Worte „Sondern“ anfing. Indessen hatten die Bauern den musikalischen Zigeuner herausgezerrt und waren mit ihm unter die Linde des Dorfes gezogen, der Tyroler zog hinterdrein und jodelte aus der Fistel, der Savoyarde gurgelte sein „Escoutta Gianetta“ und klapperte mit dem Deckel seines leeren Kastens den Takt dazu bis unter die Linde. Monsieur Devillier forderte die Kammerjungfer zu einem Tänzchen auf, und Herr Lindpeindler gab der schönen Herbstnacht und dem romantischen Eindrucke nach. So war die Stube ziemlich leer geworden. Wehmüller holte seine Nationalgesichter aus der Blechbüchse, und der Vicegespann hatte bald sein Portrait gefunden, versprach auch dem Maler ins Ohr: daß er ihm morgen über den Cordon helfen wolle, wenn er ihm heute Nacht noch eine Reihe Knöpfe mehr auf die Jacke male. Wehmüller dankte ihm herzlich und begann sogleich bei einer Kienfackel seine Arbeit. Der Feuerwerker und der croatische Edelmann rückten zu dem Tisch, auf welchem Wehmüller seine Flasche Tokaier Preis gab. Die Herren drehten sich die Schnauzbärte, steckten sich die Pfeifen an und ließen es sich wohl schmecken. Der Vicegespann sprach von der Jagdzeit, die am St. Egiditage, da der Hirsch in die Brunst gehe, begonnen habe, und daß er morgen früh nach einem Vierzehnender ausgehen wolle, der ihm großen Schaden in seinem Weinberge gethan, zugleich lud er Herrn Wehmüller ein, mitzugehen, wobei er ihm auf den Fuß trat. Wehmüller verstand, daß dies ein Wink sei, wie er ihm über den Cordon helfen wolle, und wenn ihm gleich nicht so zu Muthe war, gern von Hirschgeweihen zu hören, nahm er doch das Anerbieten mit Dank an, nur bat er sich die Erlaubniß aus, nach der Rückkehr das Bild des Herrn Vicegespanns in seinem Hause fertig malen zu dürfen. Der croatische Edelmann und der Feuerwerker sprachen nun noch mancherlei von der Jagd, und wie der

Wein so vortrefflich stehe, darum sei das Volk auch so lustig; wenn der unbequeme Pest=Cordon nur erst aufgelöst sei, aller Verkehr sei durch ihn gestört, und der Cordon sei eigentlich ärger als die Pest selbst. „Es wird bald aus sein mit dem Cordon," sagte der Croate, „die Kälte ist der beste Doctor, und ich habe heute an den Eicheln gesehen, daß es einen strengen Winter geben wird; denn die Eicheln kamen heuer früh und viel, und es heißt von den Eicheln im September:

„Haben sie Spinnen, so kömmt ein bös Jahr,
Haben sie Fliegen, kömmt Mittelzeit zwar,
Haben sie Maden, so wird das Jahr gut,
Ist nichts darin, so hält der Tod die Hut.
Sind die Eicheln früh und sehr viel,
So schau, was der Winter anrichten will:
Mit vielem Schnee kömmt er vor Weihnachten,
Darnach magst du große Kälte betrachten.
Sind die Eicheln schön innerlich,
Folgt ein schöner Sommer, glaub' sicherlich;
Auch wird dieselbe Zeit wachsen schön Korn,
Also ist Müh' und Arbeit nicht verlor'n.
Werden sie innerlich naß befunden,
Thut's uns einen nassen Sommer bekunden;
Sind sie mager, wird der Sommer heiß,
Das sei dir gesagt mit allem Fleiß."

Diesen September waren sie aber so früh und häufig, daß es gewiß bald kalt, und der Frost die Pest schon vertilgen wird." „Ganz recht," sagte der Vicegespann, „wir werden einen frühen Winter und einen schönen Herbst haben; denn tritt der Hirsch an einem schönen Egiditag in Brunst, so tritt er auch an einem schönen Tage heraus, und wenn er früh eintritt, wie dieses Jahr, so naht der Winter auch früh." Ueber diesen Wetter=betrachtungen kamen sie auf kalte Winter zu sprechen, und der Croate erzählte folgende Geschichte, die ihm vor einigen Jahren im kalten Winter in der Christnacht geschehen sein sollte, und

er beschwor sie hoch und theuer. Aber eben, als er beginnen wollte, schallte ein großer Spektakel von der Linde her. Lindpeindler und die Kammerjungfer stürzten mit dem Geschrei in die Stube: Auf dem Tanzplatze sei wieder ein Wehmüller erschienen. „Ach,“ schrie die Kammerjungfer, „er hat mich wie ein Gespenst angepackt und ist mit mir so entsetzlich unter der Linde herumgetanzt, daß mir die Haube in den Zweigen blieb.“ Auf diese Aussage sprangen Alle vom Tisch auf und wollten hinausstürzen. Der Vicegespann aber gebot dem Maler sitzen zu bleiben, bis man wisse, ob er oder der Andere es sei.

Da näherte sich das Spektakel, und bald trat der Zigeuner lustig fiedelnd, von den krähenden Bauern begleitet, mit dem neuen Wehmüller vor die Schenke. Da klärte sich denn bald der Scherz auf. Devillier hatte den grauen Reisekittel und den Hut Wehmüller's im Hinausgehen aufgesetzt und ein altes blechernes Ofenrohr, das in einem Winkel lag, umgehängt, die furchtsame Kammerjungfer zu erschrecken. Nanny ward sehr ausgelacht, und der Vicegespann befahl nun den Leuten, zu Bette zu gehen. Da aber einige noch tanzen wollten und grob wurden, rief er nach seinen Heiducken, setzte selbst eine Bank vor die Thüre, legte eigenhändig einen frechen Burschen über und ließ ihm Fünf aufzählen, auf welche kleine Erfrischung die ganze Ballgesellschaft mit einem lauten: „Vivat noster Dominus Vicegespannus!“ jubelnd nach Hause zog. Nun ordnete sich die übrige Gesellschaft in der engen Stube, wie es gehen wollte, um Tisch und Herd, auf Kübeln und Tonnen und den zur Nachtstreue von der Wirthin angeschleppten Strohbündeln. Devillier ließ einige Krüge Wein bringen, und der erschrockenen Kammerjungfer wurde auf den Schreck wacker zugetrunken. Man bat dann den Croaten, seine versprochene Geschichte zu erzählen, welcher, während Wehmüller in schweren Gedanken an sein Tonerl Knöpfe malte, also begann:

Das Pickenick des Katers Mores.

Erzählung des croatischen Edelmannes.

„Mein Freihof liegt einsam, eine halbe Stunde von der türkischen Grenze, in einem sumpfigten Walde, wo Alles im herrlichsten und fatalsten Ueberfluß ist, zum Beispiel: die Nachtigallen, die Einen immer vor Tag aus dem Schlafe wecken, und im letzten Sommer pfiffen die Bestien so unverschämt nah und in solcher Menge vor meinem Fenster, daß ich einmal im größten Zorne den Nachttopf nach ihnen warf. Aber ich kriegte bald einen Hausgenossen, der ihnen auf den Dienst paßte und mich von dem Ungeziefer befreite. Heut' sind es drei Jahre, als ich Morgens auf meinen Finkenherd ging mit einem Pallasch, einer guten Doppelbüchse und einem Paar doppelten Pistolen versehen, denn ich hatte einen türkischen Wildpretdieb und Händler auf dem Korne, der mir seit einiger Zeit großen Wildschaden angethan und mir, da ich ihn gewarnt hatte, trotzig hatte sagen lassen: „Er störe sich nicht an mir, und wolle unter meinen Augen in meinem Walde jagen."

Als ich nach dem Finkenherde kam, fand ich alle meine ausgestellten Dohnen und Schlingen ausgeleert, und merkte, daß der Spitzbube mußte dagewesen sein. Erbittert stellte ich meinen Fang wieder auf. Da strich ein großer schwarzer Kater aus dem Gesträuche murrend zu mir her, und machte sich so zuthunlich, daß ich seinen Pelz mit Wohlgefallen ansah, und ihn liebkosete mit der Hoffnung, ihn an mich zu gewöhnen und mir etwa aus seinen Winterhaaren eine Mütze zu machen. Ich habe immer so eine lebendige Winter-Garderobe im Sommer in meinem Revier, ich brauche darum kein Geld zum Kürschner zu tragen, es kommen mir auch keine Motten in mein Pelzwerk. Vier Paar tüchtige lederne Hosen laufen immer als lebendige

Böcke auf meinem Hofe, und mitten unter ihnen ein herrlicher Dudelsack, der sich jetzt als lebendiger Bock schon so musikalisch zeigt, daß die zu einzelnen Hosenbeinen bestimmten Kandidaten, sobald er mäckernd unter sie tritt, zu tanzen und gegen einander zu stutzen anfangen, als fühlten sie jetzt schon ihre Bestimmung: einst mit meinen Beinen nach diesem Dudelsack ungarisch zu tanzen. So habe ich auch einen neuen Reisekoffer als Wildsau in meinem Forste herumlaufen. Ein prächtiger Wolfspelz hat mir im letzten Winter in der Gestalt von sechs tüchtigen Wölfen schon auf den Leib gewollt; die Bestien hatten mir ein tüchtiges Loch in die Kammerthüre genagt, da fuhr ich einem nach dem andern durch ein Loch über der Thüre mit einem Pinsel voll Oelfarbe über den Rücken, und erwarte sie nächstens wieder, um ihnen das Fell über die Ohren zu ziehen. Aus solchen Gesichtspunkten sah ich auch den schwarzen Kater an, und gab ihm, theils weil er schwarz wie ein Mohr war, theils, weil er gar vortreffliche Mores oder Sitten hatte, den Namen Mores. Der Kater folgte mir nach Haus und wußte sich so vortrefflich durch Mäusefangen und Verträglichkeit mit meinen Hunden auszuzeichnen, daß ich den Gedanken, ihn aus seinem Pelze zu vertreiben, bald aufgegeben hatte. Mores war mein steter Begleiter, und Nachts schlief er auf einem ledernen Stuhle neben meinem Bette. Merkwürdig war es mir besonders an dem Thiere, daß es, als ich ihm scherzhaft einigemale bei Tag Wein aus meinem Glase zu trinken anbot, sich gewaltig dagegen sträubte, und ich es doch einst im Keller erwischte, wie es den Schwanz ins Spundloch hängte und dann mit dem größten Appetit ableckte. Auch zeichnete sich Mores vor allen Katzen durch seine Neigung, sich zu waschen aus, da doch sonst sein Geschlecht eine Feindschaft gegen das Wasser hat. Alle diese Absonderlichkeiten hatten den Mores in meiner Nachbarschaft sehr berühmt gemacht, und ich ließ ihn ruhig bei mir aus-

und eingehen, er jagte auf seine eigne Hand, und kostete mich nichts, als Kaffee, den er über die Maßen gern soff.

So hatte ich meinen Gesellen bis gegen Weihnachten immer als Schlafkameraden gehabt, als ich ihn die zwei letzten Tage und Nächte vor dem Christtag ausbleiben sah. Ich war schon an den Gedanken gewöhnt, daß ihn irgend ein Wildschütze, vielleicht gar mein türkischer Grenznachbar, möge weggeschossen oder gefangen haben, und sendete deßwegen einen Knecht hinüber zu dem Wildhändler, um etwas von dem Mores auszukundschaften. Aber der Knecht kam mit der Nachricht zurück, daß der Wildhändler von meinem Kater nichts wisse, daß er eben von einer Reise von Stambul zurückgekommen sei und seiner Frau eine Menge schöner Katzen mitgebracht habe; übrigens sei es ihm lieb, daß er von meinem trefflichen Kater gehört, und wolle er auf alle Weise suchen, ihn in seine Gewalt zu bringen, da ihm ein tüchtiger Bassa für sein Serail fehle. Diese Nachricht erhielt ich mit Verdruß am Weihnachtsabend, und sehnte mich um so mehr nach meinem Mores, weil ich ihn dem türkischen Schelm nicht gönnte. Ich legte mich an diesem Abend früh zu Bette, weil ich in der Mitternacht eine Stunde Weges nach der Kirche in die Metten gehen wollte. Mein Knecht weckte mich zur gehörigen Zeit. Ich legte meine Waffen an und hängte meine Doppelbüchse mit dem gröbsten Schrote geladen um. So machte ich mich auf den Weg, in der kältesten Winternacht, die ich je erlebt; ich war eingehüllt wie ein Pelznickel, die brennende Tabakspfeife fror mir einigemal ein, der Pelz um meinen Hals starrte von meinem gefrornen Hauch, wie ein Stachelschwein, der feste Schnee knarrte unter meinen Stiefeln, die Wölfe heulten rings um meinen Hof, und ich befahl meinen Knechten: Jagd auf sie zu machen.

So war ich bei sternheller Nacht auf das freie Feld hinausgekommen, und sah schon in der Ferne eine Eiche, die

auf einer kleinen Insel mitten in einem zugefrornen Teiche stand und etwa die Hälfte des Weges bezeichnete, den ich zum Kirchdorfe hatte. Da hörte ich eine wunderbare Musik, und glaubte Anfangs, es sei etwa ein Zug Bauern, der mit einem Dudelsack sich den Weg zur Kirche verkürzte, und so schritt ich derber zu, um mich an diese Leute anzuschließen. Aber je näher ich kam, je toller war die kuriose Musik; sie löste sich in ein Gewimmer auf, und schon dem Baume nah hörte ich, daß die Musik von demselben herunter schallte. Ich nahm mein Gewehr in die Hand, spannte den Hahn und schlich über den festen Teich auf die Eiche los: was sah ich, was hörte ich? Das Haar stand mir zu Berge; der ganze Baum saß voll schrecklich heulender Katzen, und in der Krone thronte mein Herr Mores mit krummem Buckel und blies ganz erbärmlich auf einem Dudelsack, wozu die Katzen unter gewaltigem Geschrei um ihn her durch die Zweige tanzten. Ich war Anfangs vor Entsetzen wie versteinert, bald aber zwickte mich der Klang des Dudelsackes so sonderbar in den Beinen, daß ich selbst anfing zu tanzen und beinahe in eine von Fischern gehauene Eis-Oeffnung fiel. Da tönte aber die Mettenglocke durch die helle Nacht; ich kam zu Sinnen und schoß die volle Schrotladung meiner Doppelbüchse in den vermaledeiten Tanz-Chor hinein, und in demselben Augenblicke fegte die ganze Tanzgesellschaft wie ein Hagelwetter von der Eiche herunter und wie ein Bienenschwarm über mich weg, so daß ich auf dem Eis ausglitt und platt niederstürzte. Als ich mich aufraffte, war das Feld leer, und ich wunderte mich, daß ich auch keine einzige von den Katzen getroffen unter dem Baume fand. Der ganze Handel hatte mich so erschreckt und so wunderlich gemacht, daß ich es aufgab, nach der Kirche zu gehen; ich eilte nach meinem Hofe zurück und schoß meine Pistolen mehreremal ab, um meine Knechte herbeizurufen. Sie nahten mir bald auf dieses verab-

redete Zeichen; ich erzählte ihnen mein Abenteuer, und der Eine, ein alter erfahrener Kerl, sagte: „Sein ihr Gnaden nur ruhig, wir werden die Katzen bald finden, die ihr Gnaden geschossen haben.“ Ich machte mir allerlei Gedanken, und legte mich zu Hause, nachdem ich auf den Schreck einen warmen Wein getrunken hatte, zu Bett.

Als ich gegen Morgen ein Geräusch vernahm, erwachte ich aus dem unruhigen Schlaf, und siehe da: mein vermaledeiter Mores lag — mit versengtem Pelz — wie gewöhnlich, neben mir auf dem Lederstuhl. Es lief mir ein grimmiger Zorn durch alle Glieder. Passaveanelkiteremtete! schrie ich, vermaledeite Zaubercanaille! bist du wieder da? und griff nach einer neuen Mistgabel, die neben meinem Bette stand. Aber die Bestie stürzte mir an die Kehle und würgte mich; ich schrie Zetermordio. Meine Knechte eilten herbei mit gezogenen Säbeln und fegten nicht schlecht über meinen Mores her, der an allen Wänden hinauf fuhr, endlich das Fenster zerstieß und dem Walde zustürzte, wo es vergebens war, das Unthier zu verfolgen; doch waren wir gewiß, daß Herr Mores seinen Theil Säbelhiebe weg habe, um nie wieder auf dem Dudelsacke zu blasen. Ich war schändlich zerkratzt und der Hals und das Gesicht schwoll mir gräßlich an. Ich ließ nach einer slavonischen Viehmagd rufen, die bei mir diente, um mir einen Umschlag von ihr kochen zu lassen, aber sie war nirgends zu finden, und ich mußte nach dem Kirchdorfe fahren, wo ein Feldscheer wohnte.

Als wir an die Eiche kamen, wo das nächtliche Conzert gewesen war, sahen wir einen Menschen darauf sitzen, der uns erbärmlich um Hilfe anflehte. Ich erkannte bald Mladka, die slavonische Magd; sie hing halb erfroren mit den Röcken in den Baumästen verwickelt, und das Blut rann von ihr nieder in den Schnee; auch sahen wir blutige Spuren von da her, wo

mich die Katzen über den Haufen geworfen, nach dem Walde zu. Ich wußte nun, wie es mit der Slavonierin beschaffen war, ließ sie schwebend, daß sie die Erde nicht berührte, auf den Wurstwagen tragen und festbinden, und fuhr eilend mit der Hexe nach dem Dorf. Als ich bei dem Chirurg ankam, wurde gleich der Vicegespann und der Pfarrer des Ortes gerufen, Alles zu Protokoll genommen und die Magd Mladka ward ins Gefängniß geworfen. Sie ist zu ihrem Glück an dem Schuß, den sie im Leibe hatte, gestorben, sonst wäre sie gewiß auf den Scheiterhaufen gekommen. Sie war ein wunderschönes Weibsbild und ihr Skelett ist nach Pest ins Naturaliencabinet als ein Muster schönen Wachsthumes gekommen; sie hat sich auch herzlich bekehrt und ist unter vielen Thränen gestorben. Auf ihre Aussagen sollten verschiedene andere Weibspersonen in der Gegend gefangen genommen werden, aber man fand zwei todt in ihren Betten, die andern waren entflohen. Als ich wieder hergestellt war, mußte ich mit einer Kreis-Commission über die türkische Grenze reisen. Wir meldeten uns bei der Obrigkeit mit unserer Anzeige gegen den Wildhändler, aber da kamen wir schier in eine noch schlimmere Suppe, es wurde uns erklärt: daß der Wildhändler nebst seiner Frau und mehreren türkischen, serbischen und slavonischen Mägden und Sclavinnen von Schrotschüssen und Säbelhieben verwundet zu Haus angekommen, und daß der Wildhändler gestorben sei mit der Angabe: er sei, von einer Hochzeit kommend, auf der Grenze von mir überfallen und so zugerichtet worden. Während dies angezeigt wurde, versammelte sich eine Menge Volks, und die Frau des Wildhändlers mit mehreren Weibern und Mägden, verbunden und bepflastert, erhoben ein mörderliches Geschrei gegen uns. Der Richter sagte: er könne uns nicht schützen, wir möchten sehen, daß wir fortkämen. Da eilten wir nach dem Hofe, sprangen zu Pferde, nahmen den Kreis-Commissär in die Mitte, ich setzte

mich an die Spitze der sechs Szekler Husaren, die uns begleitet hatten, und so sprengten wir, Säbel und Pistole in der Hand, früh genug zum Orte hinaus, um nicht mehr zu erleiden, als einige Steinwürfe und blinde Schüsse, eine Menge türkischer Flüche mit eingerechnet. Die Türken verfolgten uns bis über die Grenze, wurden aber von den Szeklern, die sich im Walde setzten, so zugerichtet, daß wenigstens ein Paar von ihnen dem Wildhändler in Mahomed's Paradies Nachricht von dem Erfolge werden gegeben haben. Als ich nach Hause kam, war das erste, daß ich meinen Dudelsack visitirte, den ich auch mit drei Schroten durchlöchert hinter meinem Bette liegen fand. Mores hatte also auf meinem eigenen Dudelsack geblasen, und war von ihm gegen meinen Schuß gedeckt worden.

Ich hatte mit der unseligen Geschichte noch viele Schererei. Ich wurde weitläufig zu Protokoll vernommen; es kam eine Commission nach der andern auf meinen Hof und ließ sich tüchtig aufwarten; die Türken klagten wegen Grenzverletzung, und ich mußte es mir am Ende noch mehrere Stücke Wild und ein ziemliches Geld kosten lassen, daß die Gerichtsplackerei endlich einschlief, nachdem ich und meine Knechte vereidigt worden waren. Trotzdem wurde ich mehrmals vom Kreis-Physikus untersucht: ob ich auch völlig bei Verstand sei, und dieser kam nicht eher zur völligen Gewißheit darüber, bis ich ihm ein Paar doppelte Pistolen und seiner Frau eine Verbrämung von schwarzem Fuchspelz und mehrere tüchtige Wildbraten zugeschickt hatte. So wurde die Sache endlich still, um aber in etwas auf meine Kosten zu kommen, legte ich eine Schenke unter der Eiche auf der Insel in dem Teich an, wo seither die Bauern und Grenznachbaren aus der Gegend sich Sonntags im Sommer viel einstellen, und den ledernen Stuhl, worauf Mores geschlafen, und an den ich ein Stück seines Schweifes, das ihm die Knechte in der Nacht abgehauen, genagelt habe, besehen.

Den Dudelsack habe ich flicken lassen, und mein Knecht, der den Wirth dort macht, pflegt oben in der Eiche, wo Mores gesessen, darauf den Gästen, die um den Baum tanzen, vorzuspielen. Ich habe schon ein schönes Geld da eingenommen, und wenn mich die Herrschaften einmal dort besuchen wollen, so sollen sie gewiß gut bedient werden.“ —

Diese Erzählung, welche der Croat mit dem ganzen Ausdrucke der Wahrheit vorgebracht hatte, wirkte auf die verschiedenste Weise in der Gesellschaft. Der Vicegespann, der Tyroler und die Wirthin hatten keinen Zweifel, und der Savoyarde zeigte seine Freude, daß man noch kein Beispiel gehabt habe, ein Murmelthier sei eine Hexe gewesen. Lindpeindler äußerte: Es möge an der Geschichte wahr sein, was da wolle, so habe sie doch eine höhere poetische Wahrheit. Sie sei in jedem Falle wahr, in sofern sie den Charakter der Einsamkeit, Wildniß und der türkischen Barbarei ausdrücke; sie sei durchaus für den Ort, auf welchem sie spiele, scharf bezeichnend und mythisch, und darum dort wahrer als irgend eine Lafontainesche Familiengeschichte. Aber es verstand keiner der Anwesenden, was Lindpeindler sagen wollte, und Devillier läugnete ihm gerade ins Gesicht, daß Lafontaine irgend eine seiner F a b e l n jemals für eine wahre Familiengeschichte ausgegeben habe. Lindpeindler schwieg und wurde verkannt.

Nun aber wendete sich der Franzose zu der Kammerjungfer, welche sich mit stillem Schauer in einen Winkel gedrückt hatte, sprechend: „Und Sie, schöne Nanny, sind ja so stille, als fühlten Sie sich bei der Geschichte getroffen.“ „Wie so, getroffen?“ fragte Nanny. „Nun, ich meine,“ erwiederte Devillier lächelnd, „von einem Schrote des croatischen Herrn. Sollte das artigste Kammerkätzchen der Gegend nicht zu dem Theedansant eingeladen gewesen sein? — Das wäre ein Fehler des Herrn Mores gegen die Galanterie, wegen dessen er die Rache

seines Herrn allein schon verdient hätte.“ Alle lachten. Nanny aber gab dem Franzosen eine ziemliche Ohrfeige und erwiederte: „Sie sind der Mann dazu, Einen in den Ruf zu bringen, daß man geschossen sei, denn Sie haben selbst einen Schuß!“ Und dabei zeigte sie ihm von Neuem die fünf Finger. Worauf Devillier sagte: „Erhebt das nicht den Verdacht, sind das nicht Katzenmanieren, Sie waren gewiß dabei; Frau Tschermack, die Wirthin, wird es uns sagen können, denn die hat gewiß nicht gefehlt. Ich glaube, daß sie die Blessur in der Hüfte eher bei solcher Gelegenheit als bei den Wurmser'schen Husaren erhalten.“ Alles lachte von Neuem und der Zigeuner sagte: „Ich will sie fragen.“ Der Croate fand sich über die Ungläubigkeit Devillier's gekränkt, und fing an, seine Geschichte nochmals zu betheuern, indem er seine pferdehaarne steife Halsbinde ablöste, um die Narben von den Klauen des Mores zu zeigen. Nanny drückte die Augen zu, und indessen brachte der Zigeuner die Nachricht: Frau Tschermack meine, Mores müsse es selbst am besten wissen. Er setzte mit diesen Worten die große schwarze Katze der Wirthin, welche er vor der Thüre gefangen hatte, der Kammerjungfer in den Schooß, welche mit einem heftigen Schrei des Entsetzens auffuhr. „Eingestanden!“ rief Devillier. Aber der Spaß war dumm, denn Nanny kam einer Ohnmacht nah. Die Katze sprang auf den Tisch, warf das Licht um und fuhr dem armen Wehmüller über seine nassen Farben; der Vicegespann riß das Fenster auf und entließ die Katze, aber Alles war rebellisch geworden; die Büffelkühe im Hintergrunde der Stube rissen an den Ketten, und Jeder drängte nach der Thüre. Wehmüller und Lindpeindler sprangen auf den Tisch und stießen mit dem Tyroler zusammen, der es auch in demselben Augenblicke that, und mit seinen nägelbeschlagenen Schuhen mehr Knopflöcher in das Portrait des Vicegespanns trat, als Knöpfe darauf waren. Devillier trug Nanny hinaus. Der Croate schrie immer:

Da haben wir es, das kömmt vom Unglauben! Frau Tschermack aber, welche mit einem vollen Weinkrug in die Verstörung trat, fluchte stark und beruhigte die Kühe. Der Zigeuner griff wie ein zweiter Orpheus nach seiner Violine, und als Monsieur Devillier mit Nanny, die er am Brunnen erfrischt hatte, wieder herein trat, kniete der kecke Bursche vor ihr nieder und sang und spielte eine so rührende Weise auf seinem Instrumente, daß Niemand widerstehen konnte und bald Alles stille ward. Es war dies ein altes zigeunerisches Schlachtlied, wobei der Zigeuner endlich in Thränen zerfloß, und Nanny konnte ihm nicht widerstehen, sie weinte auch und reichte ihm die Hand. Lindpeindler aber sprang auf den Sänger zu, und umarmte ihn mit den Worten: „O, das ist groß, das ist ursprünglich! Bester Michaly, wollen Sie mir ihr Lied wohl in die Feder diktiren?" „Nimmermehr!" sagte der Zigeuner, „so was diktirt sich nicht. Ich wüßte es auch jetzt nicht mehr und wenn Sie mir den Hals abschnitten; wenn ich einmal wieder eine schöne Jungfer betrübt habe, wird es mir auch wieder einfallen." Da lachte die ganze Gesellschaft, und Michaly begann so tolle Melodieen aus seiner Geige herauszulocken, daß die Fröhlichkeit bald wieder hergestellt wurde, und Devillier den Croaten fragte: ob Mores nicht diesen Tanz aufgespielt hätte? Herr Lindpeindler notirte sich wenigstens den Inhalt des extemporirten Liedes; es war die Wehklage über den Tod von tausend Zigeunern. Im Jahr 1537 wurde in den Zapolischen Unruhen das Kastell Nagy-Ida in der Abanywarer Gespannschaft mit Belagerung von kaiserlichen Truppen bedroht. Franz von Perecey, der das Kastell vertheidigte, stutzte aus Truppen-Mangel tausend Zigeuner in der Eile zu Soldaten, und legte sie, unter reichen Versprechungen von Geld und Freiheiten auf Kindeskinder, wenn sie sich wacker hielten, gegen den ersten Anlauf in die äußeren Schanzen. Auf diese vertrauend hielten sich diese Helden auch ganz vortrefflich;

sie empfingen die Belagerer mit einem heftigen Feuer, so daß sie umwendeten. Aber nun krochen die Helden übermüthig aus ihren Löchern und schrien den Fliehenden nach: „Geht zum Henker, ihr Lumpen! Hätten wir noch Pulver und Blei, so wollten wir euch anders zwiebeln!“ — Da sahen sich die Abziehenden um, und als sie statt regulirter Truppen einen frechen Zigeunerschwarm auf den Wällen merkten, ergriff sie der Zorn; sie drangen in die Schanze und säbelten die armen Helden bis auf den letzten Mann nieder. Diese Niederlage, eine der traurigsten Erinnerungen der Zigeuner in jener Gegend, hatte Michaly in der Klage einer Mutter um ihren Sohn, und einer Braut um ihren gefallenen Geliebten besungen. —

Devillier sagte nun zu dem Croaten: „Damit Sie nicht länger meinen Glauben an den Hexenmeister Mores in Katzengestalt bezweifeln, will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, bei welcher ich selbst geholfen habe, ein paar hundert solcher Zauberer zu tödten.“ „Ein paar Hundert!“ riefen mehrere in der Gesellschaft. „Ja!“ erwiederte Devillier, „und das will ich eben so getrost beschwören, als unser Freund den musizirenden Katzen-Congreß.“

Devillier's Erzählung von den Hexen auf dem Austerfelsen.

Vor mehreren Jahren, da ich als Lieutenant zu Dünkirchen in Garnison lag, genoß ich der vertrauten Freundschaft meines Majors, eines alten Gasconiers. Er war ein großer Liebhaber von Austern, und zu seiner Majorschaft gehörte der Genuß von einem großen Austerfelsen, der hinter einem Lustwäldchen einen halben Büchsenschuß weit vom Ufer in der See lag, so daß man ihn bei der Ebbe trocknen Fußes erreichen konnte, um die frischen Austern vom Felsen zu schlagen. Da der Major eine Zeit her bemerkt hatte, daß in den meisten zu Tage liegenden Austern nichts drinnen war, konnte er sich gar nicht denken, wer ihm die Austern aus den Schalen hinweg stehle, und er bat mich, ihn in einer Nacht mit Schießgewehr bewaffnet nach dem Austerfelsen zu begleiten, um den Dieb zu belauern. Wir hatten kaum das kleine Gehölz betreten, als uns ein schreckliches Katzengeheul nach der See hinrief, und wie groß war unser Erstaunen, als wir den Felsen mit einer Unzahl von Katzen besetzt fanden, die, ohne sich von der Stelle zu bewegen, das durchdringendste Jammergeschrei ausstießen. Ich wollte unter sie schießen, aber mein Freund warnte mich, indem es gewiß eine Gesellschaft von Zauberern und Hexen sei, und ich durch den Schuß ihre Rache auf uns ziehen könnte. Ich lachte und lief mit gezogenem Säbel nach dem Felsen hin; aber wie ward mir zu Muthe, da ich unter die Bestien hieb, und sich doch keine einzige von der Stelle bewegte. Ich warf meinen Mantel über eine, um sie ungekratzt von der Erde aufheben zu können, aber es war unmöglich sie von der Stelle zu bringen, sie war wie angewurzelt. Da lief es mir eiskalt über den Rücken, und ich eilte, zu meinem

Freunde zurück zu kommen, der mich wegen meiner tollkühnen Expedition tüchtig ausschmälte. Wir standen noch bis die Fluth eintrat, um zu sehen, wie sich die Hexenmeister betragen würden, wenn das Wasser über sie herströmte. Aber da ging es uns wie unserm croatischen Freund, als die Kirchglocke das Katzen-Pickenick auf der Eiche unterbrach. Kaum rollte die erste Welle über den Felsen, als die ganze Hexengesellschaft mit solchem Ungestüm gegen das Ufer und auf uns losstürzte, daß wir in der größten Eile Reißaus nahmen.

Am andern Morgen begab sich der alte Major zum Gouverneur der Festung, und zeigte ihm an: wie die ganze Festung voll Hexen und Zauberern sei, deren Versammlung er auf seinem Austerfelsen entdeckt habe. Der Gouverneur lachte ihn anfangs aus und begann, als er ernsthaft Truppen begehrte, diese Zauberer in der nächsten Nacht nieder schießen zu lassen, an seinem Verstande zu zweifeln. Der Major stellte mich als Zeugen auf, und ich bestätigte, was ich gesehen, und die wunderbare Erscheinung von Unbeweglichkeit der Katzen. Dem Gouverneur war die Sache unbegreiflich, und er versprach, in der nächsten Nacht selbst zu untersuchen. Er ließ allen Wachen andeuten, ehe er in der Nacht mit uns und 100 Mann Voltigeurs ausmarschirte, keine Rücksicht darauf zu nehmen, wenn sie schießen hörten. Als wir dem Gehölze nahten, tönte dasselbe Katzengeschrei, und wir hatten vom Ufer dasselbe eigenthümlich-schauerliche Schauspiel: den lebendigen heulenden Felsen im Mondschein über der weiten unbegrenzten Meeresfläche. Der Gouverneur stutzte, er wollte hin, aber der Major hielt ihn mit ängstlicher Sorge zurück. Nun ließ der Gouverneur die hundert Mann von der Landseite den Felsen umgeben und zwei volle Ladungen unter die Hexenmeister geben, aber es wich Keiner von der Stelle, wenn gleich eine Menge Stimmen unter ihnen zu schweigen begannen. Hierüber verwundert, ließ sich der

Gouverneur nicht länger halten, er ging nach dem Felsen und wir folgten ihm; er versuchte, eine der Katzen wegzunehmen, aber sie waren Alle wie angewachsen. Da entdeckte ich, daß sie Alle mit einer oder mehreren Pfoten, manche auch mit dem Schwanz in die fest geschlossenen Austern eingeklemmt waren. Als ich dies angezeigt, mußten die Soldaten heran und sie sämmtlich erlegen. Da aber die Fluth nahte, zogen wir uns ans Land zurück, und die ganze Katzen-Versammlung, welche gestern so lebhaft vor der ersten Woge geflohen war, wurde jetzt von der Fluth mausetodt ans Ufer gespült, worauf wir, den guten Major herzlich mit seinen Hexen auslachend, nach Hause marschirten.

Die Sache aber war folgende: Die Katzen, welche die Austern über Alles lieben, zogen sie mit den Pfoten aus den Schalen, und das gelang nicht länger, als bis sie von den sich schließenden Muscheln festgeklemmt wurden, wo sie sich dann so lange mit Wehklagen unterhielten, bis die Austern, von der Fluth überschwemmt, sich wieder öffneten und ihre Gefangenen entließen; und ich glaube, bei strenger Untersuchung und weniger Phantasie würde unser Freund bei seinem Katzen-Abenteuer eben so gut lauter Fisch-Diebe, wie wir Auster-Diebe entdeckt haben.

Baciochi's Erzählung vom wilden Jäger.

Nachdem die Aufklärung dieses Ereignisses die Erzählung des Croaten in ihrer Schauerlichkeit sehr gemildert hatte, kam man auf allerlei Jagdgespenster zu sprechen, und Lindpeindler fragte: „Ob einer in der Gesellschaft vielleicht je den wilden Jäger gesehen oder gehört habe?“ Da sagte der Feuerwerker: „Mir kam er schon so nahe, daß ich das Blanke in den Augen sah, und wenn die Jungfer Nanny sich tapfer halten und die ganze ehrsame Gesellschaft wenigstens so lange daran glauben will, bis die Geschichte zu Ende ist, so will ich sie erzählen.“ Nanny erwiederte: „Erzähle nur Baciochi, du kennst mein Temperament und wirst es nicht zu arg machen.“ „Erzählen Sie,“ fiel Devillier ein, „wenn wir die Geschichte auch am Ende für eine Lüge erklären, so soll Ihnen bis dahin geglaubt werden;“ und bald waren alle Stimmen vereint, den Feuerwerker einzuladen, welcher Alle aufforderte, sich an ihre Plätze zu setzen und seiner Erzählung einen eigenthümlichen theatralischen Charakter zu geben wußte. Alle saßen an Ort und Stelle; er machte eine Pause, steckte sich eine Pfeife Tabak an und schlug mit der Faust so unerwartet heftig auf den Tisch, daß die Lichter verlöschten und Alle laut aufschrien.

„Meine Feuerwerke fangen immer mit einem Kanonenschuß an,“ sagte er, „erschrecken Sie nicht,“ und in demselben Augenblicke brannte er mehrere Sprühkegel an, die er aus Pulver und vergossenem Wein in der Stille geknetet hatte, und sagte: „Stellen Sie sich vor, Sie wären bei meinem großen Feuerwerk in Venedig, welches ich am Krönungstage Napoleon's dort abbrannte. Es mußten mir einige Körner prophetischen Schießpulvers in die Masse gekommen sein. Kurz gesagt: als der Thron und die Krone und das große Notabene:

N B, Napoleon Bonaparte's Namenszug im vollen Brillantfeuer, von hunderttausend Schwärmern und Raketen umzischt, kaum eine Viertelstunde von einer hohen Generalität und dem verehrten Publikum beklascht worden waren, fing mein Feuerwerk an, ein wenig zu frösteln. Es platzte und zischte Manches zu früh und zu spät ab, eine gute Parthie einzelner Sonnen und Räder brannten mir in einer Scheune nieder, die dabei das Dach verlor. Das Schauspiel war so grandios angelegt, daß man diesen ganzen kunstlosen Scheunenbrand für seinen Triumph hielt, man klatschte, und ich paukte und trompetete; schnell ließ ich alle meine übrigen Stücke in die Lücken stellen und von Neuem losfiguriren. Aber der Satan fuhr mir mit dem Schwanze drüber, und die ganze Pastete flog mit einem großen Geprassel auf einmal in die Luft. Die Menschen fuhren gräßlich auseinander, Gerüste brachen ein, alle Einzäunungen wurden niedergerissen, die Menge stürzte nach den Gondeln, die Gondelführer wehrten ab, die Bürger prügelten sich mit den französischen Soldaten, meine Kasse wurde geplündert; es war eine Verwirrung, als sei der Teufel in die Schweine gefahren, und diese stürzten dem Meere zu.

Unser Eins kennt sein Handwerk, man ist auf dergleichen gefaßt, mein persönlicher Rückzug war gedeckt. Ich ließ nichts zurück als alle meine Schulden, meine Reputation und meinen halben Daumen. Meine selige Frau, welcher der Rock am Leibe brannte, riß mich in die Gondel ihres Bruders, eines Schiffers, und der brachte mich an einen Zufluchtsort, worauf wir am folgenden Morgen die Stadt verließen. Als wir das Gebirg erreichten, nahten wir uns auf Abwegen einer Kapelle, bei welcher ich mit meinem liebsten Gesellen Martino verabredet hatte, wieder zusammen zu treffen, wenn wir durch irgend ein Unglück auseinander gesprengt werden sollten. Mein gutes Weib hatte ein Stück von einer Wachsfackel, die bei der Leiche

unseres seligen Töchterleins gebrannt hatte, in der Tasche, und pflegte, wenn sie nähte, ihren Zwirn damit zu wichsen. Aus diesem Wachs hatte sie während unseres Weges die Figur eines Daumens geknetet, und hängte dieselbe, nebst einem Rosenkranz von rothen und schwarzen Beeren, den sie auch sehr artig eingefädelt hatte, dem kleinen Jesulein auf dem Schooße der Mutter Gottes in der Kapelle als ein Opfer an das Händchen, und wir beteten Beide von Herzen, daß mein Daumen heilen und wir glücklich über die Grenze in das Oesterreichische kommen möchten. Wir lagen noch auf den Knien, als ich die Stimme Martino's rufen hörte: „Sia benedetto il San Marco!" Da schrie ich wieder: „E la Santissima vergine Maria!" wie wir verabredet hatten, und lief mit meinem Weibe vor die Kapelle. Da trat uns Martino in einem tollen Aufzug entgegen. Er hatte bei dem Feuerwerke den Meergott Neptun vorgestellt und in seinem vollen Costüm Reißaus genommen. Er hatte den Schilfgürtel noch um den Leib, einen Wamms von Seemuscheln an und eine Binsenperrücke auf; sein langer Bart war von Seegras; auf der Schulter trug er den Dreizack, auf welchem er ein tüchtiges Bauernbrod und drei fette Schnepfen, die er mit sammt dem Neste erwischte, gespießt hatte. Nach herzlicher Umarmnng erzählte er uns, wie ihn seine Kleidung glücklich gerettet habe. Die Strickreiter seien ihm auf der Spur gewesen, da habe er sich in das Schilf eines Sumpfes versteckt, und sein Schilfgürtel machte ihn da nicht bemerkbar. Als er stille liegend sie vorüberreiten lassen, hätten sich die drei Schnepfen sorglos neben ihm in ihr Nest niedergelassen, und er habe sie mit der Hand alle Drei ergriffen. Das Brod hatte er von einem Contrebandier um einige Pfennige gekauft, der ihm zugleich die nächste Herberge auf der Höhe des Gebirges beschrieben, aber nicht eben allzu vortheilhaft; denn der ganze Wald sei nicht recht geheuer, der wilde Jäger ziehe

darin um und pflege gerade in dieser Herberge sein Nachtquartier zu halten."

„Wohlauf denn!" sagte ich, „so haben wir heute Nacht gute Gesellschaft. Ich hätte den Kerl lange gern einmal gesehen, um seinen Jagdzug recht natürlich in einem Feuerwerke darstellen zu können." Mein Weib Marinina aber, welche, um ja nichts zu versäumen, Alles miteinander glaubte, machte ein saures Gesicht zu der Herberge. Das konnte aber nichts helfen, wir mußten den Weg wählen; er war ganz entlegen und sicher, und ein Schleichweg der Contrebandiers, mit welchen Martino einige Bekanntschaft hatte.

Die Nacht brach herein, es nahte ein Gewitter und wir mußten uns auf den Weg machen. Martino machte unsere Wanderschaft etwas lustiger, er übergab meiner Marinina die Schnepfen und sagte: „Rupft sie unterwegs, damit wir in der Herberge dem wilden Jäger bald einen Braten vorsetzen können." Und nun marschirte er mit tausend Späßen in seinem tollen Habit wie ein vacirender Waldteufel voraus. Ich folgte ihm auf dem schmalen Waldpfad und hatte meinen halben Daumen, der mich nicht wenig schmerzte, meistens in dem Mund, und hinter mir zog — daß Gott erbarm! — meine selige Marinina und rupfte die Schnepfen unter Singen und Beten. Ueber der rechten Hüfte war ihr ein ziemliches Loch in den Rock gebrannt, und sie schämte sich vorauszugehen, daß Martino, der seinen Witz in allen Nestern auszubrüten pflegte, an ihrer Blöße nicht Aergerniß nehmen möchte. Der Weg war steil, unheimlich und beschwerlich; der Sturm sauste durch den Wald, es blitzte in der Ferne, Marinina schlug ein Kreuz über das andere. Aber die Müdigkeit vertrieb ihre Furcht vor dem wilden Jäger immer mehr, von welchem Martino die tollsten Geschichten vorbrachte. „Es ist gut," sagte er, „daß wir selbst Proviant bei uns haben; denn, wenn wir mit ihm essen

müßten, dürften wir leicht mit dem Schenkel eines Gehängten oder mit einem immarinirten Pferdekopf bewirthet werden. Fasset Muth, Frau Marinina, schaut mich nur an, ärger kann er nicht aussehen!" Unter solchen Gesprächen hatten wir die Gebirgshöhe erstiegen, und waren ein ziemlich Stück Wegs in den wilden finsteren Wald geschritten, da hörten wir ein abscheuliches Katzengeheul, und kamen bald an eine Hütte mit Stroh und Reisern gedeckt; alte Lumpen hingen auf dem Zaun, und an einer Stange war ein großes Stachelschwein über der Thüre herausgesteckt als Schild. „Da sind wir" sagte Martino, „wie glaubt Ihr, daß dies vornehme Gasthaus heiße?" „Zum Stachelschwein!" sagte ich. „Nein!" erwiederte Martino, „es hat mehrere Namen. Einige nennen es des Teufels Zahnbürste, Andere des Teufels Pelzmütze, Andere gar seinen Hosenknopf." Wir lachten über die närrischen Namen. Die Katze saß vor der Thür auf einem zerbrochenen Hühnerkorb, machte einen Buckel gegen uns und ein Paar feurige Augen, und hörte nicht auf zu solfeggiren. In dem Hause aber rumpelte es wie in einem Raspelhause und leeren Magen. Nun schlug Martino mit der Faust gegen die Thür und schrie: „Holla, Frau Susanne, für Geld und gute Worte Einlaß und Herberge; eure Katze will auch hinein." Da krähte eine Stimme heraus: „Wer seid Ihr Schalksknechte zu nachtschlafender Zeit?" und Martino, der in Reimen wie ein Improvisator schwatzen konnte, schrie: „Ich bin ja der Rechte und komme von weit!" Nun keifte die Stimme wieder: „Wenn die Katze nicht draußen wär', ich ließ Euch nimmermehr ein!" Und Martino sagte: „Ihr denket so zärtlich ungefähr wie euer Schild, das Stachelschwein." Marinina war in tausend Aengsten; sie bat immer den Martino, die alte Wirthin nicht zu schelten, sie sei gewiß eine Hexe und werde uns nichts Gutes anthun. Da ging die Thür auf, ein schwarzbraunes, zerlumptes, sonst

glattes und hübsches Mägdlein, glänzend und schlank wie ein brauner Aal, leuchtete uns aus der Küche mit einer Kienfackel ins Gesicht, und war nicht wenig erschrocken, als Martino in seinem wilden Aufzug ihr rasch entgegenschritt und, indem er drängend sie verhinderte, die Thüre wieder zuzuschlagen, ihr sagte: „Brauner Schatz, mach' uns Platz! Menschen sind wir, schönes Kind hier; hast zum Zeichen diesen Schmatz!“ und somit küßte er sie herzlich; wir drangen indessen hinein. Die kleine Braune aber sagte: „Und wenn du auch nicht der Satan selbst bist, so könnt Ihr heute hier doch nicht bleiben; meine Großmutter ist sehr brummig, sie fürchtet, das Waldgespenst komme heute Nacht, und da nimmt sie keine Gäste, um die Herberge nicht in bösen Ruf zu bringen; unsere Kammer, wo wir schlafen, ist eng, und sie rückt schon allen Hausrath vor ihr Bett, um das Gespenst nicht zu sehen, welches oft quer durch unsere Hütte zieht.“ Martino aber erwiederte: „Eben in dieser Kammer wollen wir schlafen, und eben dieses Waldgespenst wollen wir mit gebratenen Schnepfen bewirthen; wir sind des wilden Jägers Küchengesinde!“ Und somit packte er ein Bund Stroh auf, das in der Ecke lag, und marschirte in die Kammer; wir kamen nach, trotz aller Ceremonien, welche die nußbraune Jungfer machen wollte.

Es war gar keine alte Großmutter in der Hütte; das Mädchen log uns etwas vor. Martino breitete das Stroh an die Erde, und Marinina, furchtsam und müde, legte sich gleich, mit dem Gesicht, über das sie noch ihre Schürze deckte, gegen die Wand gekehrt nieder und rührte sich nicht. Martino begab sich mit den Schnepfen wieder in die Küche, in welcher die braune Jungfer schmollend und brummend zurückgeblieben war, und ich sah mich einstweilen in der Stube um. Eine Kienfackel brannte in der Mitte; sie war in einen Kürbis festgesteckt, der neben schmutzigen Spielkarten auf einem breiten Eichstumpfe lag,

welcher als Tisch und Hackstock diente, und fest genug stand, denn er steckte noch mit allen seinen Wurzeln in der Erde, welche ungediehlt der ganzen Hütte ihren Grund und Boden gab. Ein paar Bretter, auf eingepfählte Stöcke befestigt, waren die unbeweglichen Sitze. Die Wände bestanden aus Flechtwerk, mit Lehm und Erde verstrichen, und einzelne hereinragende Aeste bildeten mancherlei Wandhaken, an denen zerlöcherte Körbe, Lumpen, Zwiebel-Bündel, Hasen-, Hunde-, Katzen- und Dachsfelle hingen, auch einige zerbrochene Garten-Werkzeuge. Auf einem derselben aber saß ein greuliches Thier, eine ungeheure Ohreule, welche gegen die Kienfackel mit den Augen blinzte und sich in die Schultern warf, wie ein alter Professor, der so eben den Theriak erfunden hat. In einem ausgebauten Winkel der Stube lag auf zwei Baumstücken die Bettstelle der Großmutter, die sehr dauerhaft in einer ausgehöhlten Eiche bestand, an der die Rinde noch saß. Sonst war das Bett wohl bedacht, denn seine schmutzigen Federkissen lagen so hoch aufgebauscht, daß die niedere Hüttendecke, aus der das Stroh herabhing, weder hoch noch hart gefallen wäre, wenn sie einstürzte; aber, sich noch zu besinnen, schien sie unentschlossen hin und her zu schwanken. Der Hausrath, von welchem das Mädchen gelogen hatte, daß die Großmutter ihn vor das Bett rücke, bestand in einer zerbrochenen Thür und einer alten Tonne, mit welcher wahrscheinlich der Lärm gemacht worden war, den wir in der Hütte hörten. Sie waren beide vor den Bett-Trog der Großmutter gerückt. Außer Allem diesen sah man nichts, als eine sehr baufällige Leiter, die an einem Loch in der Ecke lehnte, durch welches ich einige Hühner oben gackern hörte, die das Geräusch unserer Ankunft erweckt hatte; die Katze nicht zu vergessen, welche auf einer alten Trommel hinter der Thüre schlief. Eine Geige, ein Triangel und ein Tambourin hingen an der Wand, und neben ihnen ein zerrissener bunter tyroler Teppich. Ich

hatte kaum alle diese Herrlichkeiten betrachtet, als Martino hereintrat und zu mir sagte: „Meister, ich habe alle Schwierigkeiten geebnet und weiß, wo wir sind. Wir hausen bei einer alten Zigeunerin, welche außer ihren Privatgeschäften, der Wahrsagerei, Hexerei, Dieberei, Viehdoctorei, auch eine Hehlerin der Contrebandiers macht. Die Kleine draußen ist ihr Tochterkind, das auf der hohen Schule bei ihr ist, und der Großmutter Tod abwarten soll, um hinter einen Topf voll Gold zu kommen, von dem sie immer spricht, ohne doch je zu sagen, wo sie ihn hin versteckt hat. Das hat mir das Mädchen Alles anvertraut. Ich habe ihr Herzchen gerührt, sie ist kirre wie ein Zeisig, und wenn wir wollen, läßt sie die Großmutter und den Goldtopf im Stich, läuft morgen mit uns und verdient uns das Brod mit Burzelbäumen, deren sie ganz wunderbare schlagen kann. Für all dies Vertrauen habe ich ihr versprechen müssen, zu glauben, daß der wilde Jäger heute Nacht wirklich durch die Hütte zieht, wir sollen uns nur um Gottes willen ruhig halten. Die Großmutter wird in kurzer Zeit zurück kommen; sie ist mit Lebensmitteln zu einem Zuge Schleichhändler gegangen, der über das Gebirge zieht. Der wilde Jäger, sagt sie, treibe um Mitternacht durch die Stube, und wenn wir uns ruhig hielten, werde er uns kein Haar krümmen, sonst aber riskirten wir Leib und Leben. Ich denke aber, wir wollen es mit ihm versuchen." Nun legte er meinen Prügel und seinen Dreizack neben uns auf das Stroh nieder, und fuhr fort: „Es ist beinahe elf Uhr, die Kleine hat es an ihrer Sanduhr gesehen; die Schnepfen weiß sie nicht am Spieße zu braten, sie hat sie mit Zwiebeln gefüllt in einen Topf gesteckt, und wenn wir die Schnepfensuppe gegessen, sollen wir das Fleisch mit Essig und Olivenöl als Salat verzehren; Wein muß hier in der Kammer ein Schlauch voll sein." Da suchte Martino herum und fand unter einigen alten Brettern ein tiefes Loch in der Erde, das als Keller einen

alten Dudelsack voll Wein enthielt. Er zog ihn heraus, wir setzten die zwei Pfeifen an den Mund und drückten den vollen Sack so zärtlich an das Herz, daß uns der süße Wein in die Kehle stieg. Nie hat ein Dudelsack so liebliche Musik gemacht. Wir labten uns herzlich. Ich weckte meine Marinina, und sie mußte auch eins drauf spielen. Dazu verzehrten wir unser Brod und einige Zwiebeln aus dem Vorrathe, der an der Wand hing, und streckten uns, in der Erwartung des Weiteren, zur Ruhe auf das Stroh.

Marinina schlief fest ein. Ich betete mit Martino noch eine Litanei; dann legten wir uns neben unsere Waffen bequem, und Martino sagte: „Laßt uns nun ruhen; mir ist so rund und so wohl, daß mir das Blut in den Adern flimmert; wer den wilden Jäger zuerst sieht, stößt den Andern, dann springen wir mit unseren Tröstern über ihn her und schlagen den Kerl zu Brei; ich habe noch einen Schwärmer in der Tasche, den will ich dem Schelm unter die Nase brennen.“ Ich freute mich an seinem frischen Herzen; wir empfahlen uns dem Schutze des heiligen Marcus und lauschten dem Schlaf entgegen, der uns den Rücken hinauf kroch und uns schon hinter den Ohren krabbelte. Nun ward Alles mäuschenstill. Der Donner rollte fern, der Sturm hatte sich in den Waldwipfeln schlafen gelegt, die ihn mit leisem Rauschen einwiegten. Die Kienfackel knisterte, Grillen sangen, die Katze schnurrte auf der Trommel, welche, von dem Ton erschüttert, das ferne Donnern zu begleiten schien, Marinina pfiff durch die Nase, denn sie hatte sich einen Schnupfen geholt, in der Küche knackte das grüne Holz im Feuer, die Schnepfensuppe sauste im Topf und unsere braune Köchin sang mit einer klaren und starken Stimme, wie ich noch keine Primadonna gehört, folgendes Lied:

„Mitidika! Mitidika!
Wien üng quatsch
Ba nu, Ba nu n'am tsche fatsch,

Waja, waja, Kur libu,
Ich bin ich, und du bist du;
Ich, spricht Stolz,
Du, spricht Lieb'!
Wer sich scheut vor Galgenholz,
Wird im grünen Wald zum Dieb.

Mitidika! Mitidika!
Wien üng quatsch
Ba nu, Ba nu n'am tsche-fatsch,
Singt die Magd, so kocht der Brei,
Singt das Huhn, so legt's ein Ei,
Er, spricht Schimpf,
Sie, spricht Fremd';
Fehlen mir gleich Schuh' und Strümpf',
Hab ich doch ein buntes Hemd.

Mitidika! Mitidika!
Wien üng quatsch
Ba nu, Ba nu n'am tsche fatsch,
Hör', was pocht dort an der Thür?
Draußen schrei'n sie nach Quartier.
Ist's der Er?
Ist's der Sie?
Mach ich auf wohl nimmermehr,
Nur Du Lieber, Du schläfst hie.

Mitidika! Mitidika!
Wien üng quatsch
Ba nu, Ba nu n'am tsche fatsch,
Waja, waja Kur libu,
In dem Topf hat's nimmer Ruh';
Saus und Braus
'Rab und 'rauf,
Küchenteufel drinnen hauf':
Daß es mir nicht überlauf'."

Als der Feuerwerker den Anfang dieses Liedes: Mitidika! Mitidika! gesagt, nahm der Zigeuner Michaly seine Violine und sang es unter den lieblichsten Variationen der Gesellschaft vor. Alle dankten ihm, der Feuerwerker aber sagte: „Michaly, du sangst das nämliche Lied, wie die kleine Braune, und hast eine Aehnlichkeit mit ihr in der Stimme.“ „Kann sein, sagte Michaly lächelnd. „Aber erzähl' nur weiter, ich bin auf den wilden Jäger sehr begierig.“ „Ich hob a a Schneid' uf den soakrische Schlankl!“ sagte der Tyroler. Alle drangen auf die weitere Erzählung und der Feuerwerker fuhr fort:

Als die Kleine das Lied sang, ward sie von einem Schlage gegen die Thür unterbrochen: „Mitidika!“ rief es draußen mit einer rauhen, heiseren Stimme. „Gleich, Großmutter!“ antwortete sie, öffnete die Thür und erzählte ihr von den Gästen. Die Großmutter brummte allerlei, was ich nicht verstand und trat sodann zu uns in die Stube. Ihr Schatten sah aus wie der Teufel, der sich über die Leiden der Verdammten bucklicht gelacht, und wäre er nicht vor ihr her in die Stube gefallen, um Einen ein wenig vorzubereiten, ich hätte geglaubt, der Alp komme, mich zu würgen, als sie eintrat. Sie war von oben und rings herum eine Borste, ein Pelz und eine Quaste, und sah darin aus wie der Oberpriester der Stachelschweine. Sie ging nicht, lief nicht, hüpfte nicht, kroch nicht, schwebte nicht, sie rutschte, als hätte sie Rollen unter den Beinen, wie großer Herren Studierstühle. Wie die kleine flinke Braune hinter ihr drein und um sie her schlüpfte, um sie zu bedienen, dachte ich: So mag des Erzfeindes Großmutter aussehen, und die Schlange ihre Kammerjungfer.

„Mache mir das Bett, Mitidika!“ sagte sie, „und wenn ich ruhe, kannst du die Gäste besorgen.“ Während das Mädchen die Kissen aufschüttelte, begann die Alte sich zu entkleiden, und ich weiß nicht zu sagen, ob ihre Kleidung oder ihr

Bett aus mehreren Stücken bestand. Sie zog einen Schreckenswamms, eine Schauderjacke und Zauberkaputze um die andere aus, und die ganze Wand, an der sie die Schalen aufhängte, ward eine Art Zeughaus. Ich dachte alle Augenblicke: Noch eine Hülse herunter, so liegt ein Bischen Lung' und Leber an der Erde, das frißt die Katze auf und die Großmutter ist all; keine Zwiebel häutet sich so oft. Bei jedem Kissen, welches die Kleine ins Bett legte und aufschüttelte, brummte die Alte und legte es anders, befahl ihr dann, es ganz sein zu lassen und ihr ein Rauchbad zu geben: sie müsse in einen Ameisenhaufen getreten haben, das Gewitter mache alles Vieh lebendig. Da setzte sich die Alte auf die zerbrochene Leiter und hängte die tyroler Decke über sich, und die Junge zündete Kräuter unter ihr an und machte einen scheußlichen Qualm, den sie uns, da sie von Neuem anfing, die Federbetten hin und her zu werfen, in dicken Wolken auf den Leib jagte, als gehörten wir auch zu den Ameisen, die vertrieben werden sollten.

Es sah ziemlich aus, als wenn man eine Hexe verbrennte oder einen ungeheuren Taschenkrebs räuchre, als die Alte so über dem Dampfe wie eine Mumie, in den bunten tyroler Teppich gehüllt, auf der Leiter saß. — „Da sieht man, Wastl," sprach der Zigeuner zu dem Tyroler, wozu ihr die Teppiche fabricirt: um die Hexen darin zu räuchern." „Potz Schlackri," erwiederte Wastl, „wonns daine sakrische ziganerische Großmuetta is, so loß is poassira, i bin gawis, es möga a Legion Spodisankerl aus ihr raussi floga sein, un du bist a ains dervo." Die Gesellschaft lachte über Wastl's Antwort, und die Kammerjungfer, wie auch Lindpeindler baten den Feuerwerker: Er möge machen, daß die Alte ins Bett komme, die Schnepfen könnten übergar werden. „Ganz recht," sagte Baciochi, das meinte Martino auch, denn als der sie in der Decke zappeln sah, wie Hunde und Katzen, die in einen Sack gesteckt sind, und der

Rauch zu dick zu werden begann, sprang er vom Stroh auf, trat vor die Alte hin und sagte: „Hochverehrte Frau Wirthin, ich versichere euch im Namen eurer Gäste, daß wir kein Rauchfleisch zu essen bestellt haben, und daß wir auch von keinem verpesteten Orte kommen, um eines so kostbaren Rauchkerzchens zu bedürfen; seid so gütig, dem Wohlgeruch ein Ende zu machen, wir müssen sonst mit all den Ameisen, die euch plagen, davon laufen.“

Da fing die Alte eine weitläufige Gegenrede an und sagte: „Schicksale und Verhältnisse haben mich so weit gebracht.“ Martino aber nahm keine Vernunft an, packte die Alte mit beiden Händen und warf sie von der Leiter in ihre Federbetten. Sie zappelte wie eine Meerspinne, aber er wälzte ein Federbett über sie, und sang ihr ein Wiegenlied mit so viel gutem Humor vor, indem er sie mit beiden Händen festhielt, daß sie endlich selbst mitlachte und sagte: „Nun, legt euch nur wieder nieder, hätte ich doch nicht gedacht, heute von einem so lustigen Gesellen zu Bette gebracht zu werden. Mitidika, gib den Cavalieren zu essen!“ und somit kriegte sie den Martino beim Kopf und gab ihm unter großem Gelächter einen Kuß. „Profiziat!“ sprach dieser, „schlaf wohl, du allerschönster Schatz!“ und legte sich mit einem sauern Gesichte wieder neben mich.

„Gott sei Dank, Martino, daß sie weg ist!“ flüsterte ich. „Hast du gewacht, Meister?“ sprach der Schelm. „Leider Gottes!“ erwiederte ich, „du hast ein Kunststück gemacht; sie rauchte wie ein nasses Feuerwerk; für einen Hutmacher wäre sie ein sauberes Gestell, alle feine Mützen daran aufzuhängen, er brauchte keinen Nagel einzuschlagen.“ „Ich werde mich wohl häuten müssen, da sie mich geküßt hat,“ sagte Martino. „Warum?“ fragte ich. „Ei,“ entgegnete er, „ich werde sonst die Augen nie wieder zukriegen können und die Zähne immer blecken wie ein Mops; die Haut ist mir vor Schrecken zu kurz geworden.“

Unter diesen Scherzreden hörten wir die Alte einschnarchen. Mitidika ging ab und zu, und verbaute leise das Bett der Alten mit der Tonne und der alten Thüre; die Küchenthüre ließ sie auf, daß der Dampf hinaus zog. Dann zupfte sie den Martino bei den Haaren und flüsterte: „Komm hinaus, deine Schnepfen sind gar, ich habe die Brühe abgegossen, ich muß das Feuer löschen, die zwölfte Stunde naht, denn fährt der wilde Jäger mir durch das Feuer, steckt er uns die ganze Hütte an.“

Martino ging hinaus und ich streckte den Kopf nach der Thür und hörte ihre Scherzreden. Mitidika sagte: „Ich habe dir deine Vögel trefflich gekocht und dir auch Kräuter an die Suppe gethan, was gibst du mir nun?“ — „Geben?“ sagte Martino, „ich will dich mit der Münze bezahlen, welche hier zu gelten scheint, und in der mich deine Großmutter bezahlte; einen Kuß will ich dir geben.“ „Das läßt sich hören,“ erwiederte sie, „aber die Großmutter gab dir ein altes Schaustück, das kann ich nicht brauchen, die Münze ist verschlagen.“ „Auch du bist verschlagen, Schelm!“ erwiederte Martino, „ich will dir kleine Münze geben, wenn du herausgeben und wechseln kannst; wärst du nur nicht so schwarz!“ „Und du nicht so weiß,“ sagte sie. „Ich werde dir einen Schein geben, einen Wechsel schwarz auf weiß, aber gib mir keine Scheidemünze!“ sagte sie. „Die kriegst du morgen früh beim Abschied,“ erwiederte Martino, faßte sie beim Kopfe, küßte sie herzlich und sagte: „Ich habe dich lieb und bleibe dir treu.“ „Ei so lüge, daß du schwarz wirst!“ sprach sie. „Dann wäre ich deines Gleichen und es könnte etwas daraus werden,“ sprach Martino, und schenkte ihr eine Nadelbüchse von Elfenbein und Ebenholz, die er bei sich trug. Das Mädchen dankte und sprach: „Sieh, wie artig schwarz und weiß zusammen aussehn; bleib bei uns, wenn die Alte stirbt, finden wir den Goldtopf und contrebandiren.“ „Ja, auf die Galeere!“ sprach Martino. „Ich gehe mit auf

die Galeere!" sagte sie; „pitsch, patsch! geht das Ruder, und ich singe dir dazu." „Das wollen wir überlegen," meinte Martino, „es ist eine zu glänzende Aussicht um Mitternacht."

Da traten sie mit der Suppe und den Schnepfen herein, und stellten sie auf den Eichenblock. Die Suppe tranken wir aus dem Topf, ich wollte meine Marinina nicht wecken und ließ ihr Theil in die warme Asche setzen, die Vögel wollten wir morgen früh verzehren. Nun begann sich der Sturm in dem Walde wieder zu heben und das Gewitter zog mit Macht heran. „Ach Gott," sagte Mitidika, „lege dich nieder, Martino, und schlafe ein; hörst du das Wetter? Der Jäger bläst sein Horn, er wird gewiß bald kommen; lege dich nieder, gleich, gleich!" Dabei sah sie ängstlich in der Stube umher. „Nun, nun, was fehlt dir?" fragte Martino, und sie sagte: „Schlafen sollst du und das Angesicht von mir kehren, denn ich muß mich entkleiden und schlafen gehn, und das sollst du nicht sehen; ach, dreh dich um, Blanker!" „Bravo!" sagte Martino, „es freut mich, daß du so auf Zucht hältst, putze nur den Kien aus, bei der Nacht sind alle Kühe schwarz, selbst die schwarzen." „Ja," sagte sie, auch die blanken Esel! Dreh dich um, ich bitte dich, ich will den Kien schon löschen, wenn es Zeit ist. Da drehte sich der ehrliche Martino um. „Gute Nacht, Mitidika!" sagte er. „Gute Nacht, Martino!" sprach sie.

Nun breitete sie sich eine bunte wollene Decke an der Erde aus neben dem Eichenblocke, stellte einen halben Kürbis voll Wasser darauf, holte einen kleinen zierlichen Kasten gar heimlich unter der Trommel hervor und setzte ihn neben sich auf die Bank, wobei sie sich ängstlich nach uns umsah. Ich blinzte durch die Augen und schnarchte, als läge ich im tiefsten Schlafe. Mitidika traute und schloß das Kästchen leise auf, musterte alle die Herrlichkeiten, die darin waren, und suchte sich einen Raum aus, die Nadelbüchse des Martino bequem hinein zu legen.

Ihr könnt euch meine Verwunderung nicht denken, als ich, in dieser wüsten Zigeuner-Herberge, die Kleine auf einmal in einem so zierlichen und reichgefüllten Schmuckkästchen kramen sah. Es sah nicht ganz so aus, als sei ein Affe hinter die Toilette seiner Herrschaft gerathen, auch nicht, als richte der Satan einen Juwelenkasten ein, um einem unschuldigen Mädchen die Augen zu blenden; aber eine indianische Prinzessin, welche die Geschenke eines englischen Gouverneurs mustert, mag wohl so aussehn. Als sie so die Perlen- und Korallenschnüre, die brillantenen Ohrringe und die Zitternadeln durch die schwarzen Hände laufen ließ, konnte ich vor Augenlust gar nicht denken, daß dies gestohlenes Gut sein müsse. Nun stellte sie mehrere Kristall-Fläschchen mit Wohlgerüchen und Salben aus dem Kästchen auf den Block, zog feine Kämme und Zahnbürsten hervor und begann sich zu putzen und zu schmücken wie die Nacht, die mit dem Monde Hochzeit machen will. Sie nahm die kleine von buntem Stroh geflochtene Mütze von ihrem Kopf und ein Strom von schwarzen Haaren stürzte ihr über die Schultern; sie gewann dadurch ein reizendes und wildes Ansehn, wenn ihre weißen Augäpfel und die blanken Zähne aus den schwarzen Mähnen hervor funkelten. Sie kämmte sich, schlängelte sich goldene Schnüre in die Zöpfe, die sie flocht und kunstreich wie eine Krone um das schöne runde Köpfchen legte. Sie wusch sich das Gesicht und die Hände, putzte die Zähne, beschnitt sich die Nägel und that Alles mit so unbegreiflicher Zierlichkeit, Anmuth und hinreißender Schnelligkeit der Bewegungen, daß es mir vor den Augen zitterte und bebte. Als sie die brillantenen Ohrringe in die kleinen schwarzen Muschel-Oehrchen befestigte und die glitzernden Zitternadeln in den Flechtenkranz steckte, und die Korallen und Bernsteinschnüre um das braune Hälschen legte, und dabei hin und her zuckte wie ein Wunderwerkchen, gingen mir die Augen über. Sie begoß sich mit Wohlgerüchen,

rieb sich die schwarzen Patschchen mit duftendem Oel und steckte sich ein blitzendes Ringlein um das andere an die schlanken Fingerchen. Nun stellte sie einen Spiegel auf und bleckte die Zähnchen so artig hinein, es ist nicht zu beschreiben. Und bei Allem dem donnerte und blitzte es draußen, und ihre Eile ward immer größer. Ich verstehe mich auf Lichtwirkungen in der Nacht, aber ich habe mein Lebtag kein solches Feuerwerk gesehen, kein Blitzen auf so schönem dunkeln Grund, als das Spiel der Diamanten und Perlen auf ihr; denn sie war ein wunderschönes, frei, kühn, scheu und züchtig bewegtes Menschenbild.

Flüchtig packte sie nun alle Geräthe wieder in das Kästchen, steckte noch eine Handvoll weißes Zuckerwerk in das Mäulchen und knupperte wie eine Maus, sah mit scheuen Blicken um sich her, ob wir auch schliefen, während sie das Kästchen wieder unter die alte Trommel stellte. Die schwarze Katze, die auf derselben schlief, erhob sich dabei und machte einen hohen Buckel, als verwundere sie sich über sie, da sie ihr mit den funkelnden Händen über den Rücken strich. Nun brachte sie ein feines Hemd von weißer Seide, legte es über den Arm und fing an, ihr Mieder aufzuschnüren, wobei sie uns den Rücken kehrte. Es sah aus, als werfe sie Kußhändchen aus, wenn sie die Nestel zog. Nun aber schlüpfte sie in die Küche und trat in wenigen Minuten wieder herein in einem schneeweißen Röckchen und einem Mieder von rothem venetianischem Sammt. So stand sie mitten auf der Decke und betrachtete ihren Staat mit kindischem Wohlgefallen. Der Donner rollte heftiger, Martino wachte auf. Mitidika faßte den Teppich mit beiden Händen über die Schultern, stieß mit dem Fuße die Kienfackel aus, wickelte sich schnell ein wie eine Schmetterlings-Larve, ein heller Blitz erleuchtete die Kammer, sie schoß wie eine Schlange an die Erde nieder und krümmte sich zusammen. Martino hatte sie im Leuchten des Blitzes noch gesehen, aber er wußte nicht, was es war; er

sprach: „Meister, saht Ihr etwas?“ Ich war aber so erstaunt, daß ich stumm blieb. Da sprach er: „Mitidika, schläfst du?“ aber sie schwieg, Martino drehte sich um und schlief auch wieder.

Meine Gedanken über das, was ich gesehen, ließen mich nicht ruhen, der wunderbare Schmuck in dem Besitze der kleinen braunen Bettlerin, und daß sie ihn jetzt so sorgsam und heimlich angelegt, befrembete mich ungemein. Alles kam mir wie Zauberei vor. Sie erwartet ein Waldgespenst und schmückt sich wie eine Braut. War dies gestohlenes Gut, ist sie eine verkleidete, versteckte Prinzessin, warum geht sie in dieser Pracht schlafen, und warum wickelt sie sich mit all der Herrlichkeit in den alten Teppich ein? Sollte alles dies geheim sein, wie war es möglich, da wir sie morgen früh doch in ihrem Putze finden mußten? So lag ich nachsinnend; das Gewitter war in vollem Grimm über uns, und das Licht der zuckenden Blitze zeigte mir öfters das Bild der Mitidika, welche wie eine Mumie, in den Teppich gehüllt, an der Erde ausgestreckt lag. Als ich aber durch das wilde Wetter ein Horn schallen hörte, stieß ich Martino an und flüsterte ihm zu: „Halte dich bereit, ich glaube, der wilde Jäger ist im Anzuge. Wir hörten das Horn nochmals und Pferdegetrapp und Gewieher, und ich bemerkte, daß Mitidika aufstand. Ich kroch aber quer vor die offene Küchenthür, und als sie mit dem Fuß an mich anstieß, glaubte sie umgegangen zu sein und wendete sich nach einer andern Seite. Martino stand auf, die Hausthür öffnete sich und es trat eine Gestalt mit raschem Schritte durch die Küche auf uns zu. Ich faßte sie bei den Beinen, daß sie niederschlug, und Martino drosch so gewaltig auf ihn los, daß der wilde Jäger Zetermordio zu schreien begann. „Mitidika, Hilfe, Hilfe! man mordet mich!“ schrie er. „Ha, ha! Herr wilder Jäger,“ schrie nun Martino, „wir haben dich!“ Und so zerrten wir ihn in die Stube herein und machten die Thüre zu.

Der Lärm ward allgemein; der Kerl wehrte sich verzweifelt. Meine Marinina erwachte und schrie: „Jesus, Maria, Joseph! Licht her, Licht her, was ist das, o Baciochi, Martino!“ Die Alte fuhr aus ihren Betten auf, warf die alten Bretter um, die vor ihr standen, und schrie: „Mörder, Hilfe, Mitidika!“ Dabei wurden die Hühner auf dem Boden rebellisch, die Trommel kollerte brummend durch die Stube. Mitidika allein ließ sich nicht hören. „Martino, schlage Feuer!“ rief ich, und drückte meinen fremden Gast fest in die Gurgel, daß er sich nicht rühren konnte. Da stieß Martino einen Schwärmer in die glühende Asche des Herdes, der leuchtend durch die Kammer zischte und dem ganzen Spektakel ein noch tolleres Ansehen gab. Mein Gefangener fing von Neuem an zu ringen, und indem ich ihn gegen die Wand drückte, trat ich gegen einige Bretter, die auswichen, ich warf ihn nieder. Ein großer Bock, der hinter den Brettern geruht hatte, sprang auf und fing nicht schlecht an zu stoßen, und ich warf meinen wilden Jäger so kräftig zur Erde, daß er keinen Laut mehr von sich gab. Martino brachte nun eine brennende Kienfackel herein und wir sahen die ganze Verwirrung. Der wilde Jäger war ein schöner schlanker Kerl in galanter Jagd-Uniform. Er rührte sich nicht. Der Gedanke, daß ich ihn gar todtgedrückt hätte, fuhr mir unheimlich durch die Glieder, ich stürzte zur Küche nach Wasser. Martino faßte die Alte, die fluchend und schreiend aus dem Bette gesprungen war, und warf sie wieder in die Federn mit den Worten: „Schweig still, Drache! wir wollen dir kein Haar krümmen; wir haben nur den wilden Jäger abgefangen.“ Nun trat ich mit einem Eimer Wasser hinein und goß ihn pratsch! über den leblosen wilden Jäger; da sprang er wie eine nasse Katze in die Höhe.

„Das Wasser, das kalte Wasser,“ schrie hier Devillier aufspringend, „war das Allerfatalste!“ Und die ganze Gesellschaft

sah ihn verwundert an. „Nun, was schauen Sie," fuhr er fort, „soll ich länger schweigen? Habe ich nicht schrecklich aus-gehalten und mich hier in der Erzählung nochmals mißhandeln lassen?" Baciochi wußte nicht, was er vor Erstaunen sagen sollte über Devillier's Unterbrechung. Dieser aber sprach heiter: „Ja, Herr Baciochi, ich war der wilde Jäger, mich habt Ihr so kräftig zugedeckt, ich habe es von Anfang der Geschichte gewußt und hätte gern geschwiegen, aber das kalte Wasser lief mir wieder erweckend über den Rücken." Da ward die ganze Gesellschaft vergnügt, der Feuerwerker reichte Devillier die Hand, und dieser sagte: „Es freut mich, Euch wieder zu sehn, Alles ist längst vergessen, nur Mitidika nicht!" — „Das will ich hoffen," meinte der Zigeuner ernsthaft, „ich bitte mir das Ende der Geschichte aus." Da tranken Alle lustig herum und Devillier trank die Gesundheit der Mitidika, wozu Michaly einen Tusch geigte und Lindpeindler das hochpoetische freie Leben der Zigeuner pries, der Vicegespann meinte jedoch: sie hätten nicht die reinsten Hände. Die Kammerjungfer aber fragte: „Wo hat sie nur den Schmuck hergehabt?" Der Tyroler sagte: „Den wilda Jaaga hobts maisterli zuagdeckt!" und Alle drangen, Devillier möge weiter erzählen.

„Wohlan!" sagte dieser: „Ich hatte damals Geschäfte mit der Contrebande, und manche andere politische Berührungen diesseits und jenseits auf der Grenze. Ich dirigirte den ganzen Schleichhandel und forschte auf höhere Veranlassung dem Orden der Carbonari nach. Auf meinen Streifereien hatte ich Mitidika kennen gelernt und mich leidenschaftlich in dies schöne, unschul-dige und geistvolle wilde Naturkind verliebt. In bestimmten Nächten besuchte ich sie. Der Schmuck, den Ihr, Baciochi, sie anlegen sahet, war ein Geschenk von mir. Sie hatte den Glauben der Alten an den wilden Jäger benutzt, um sich unentdeckt einige Stunden von mir unterhalten zu lassen. Wenn

ich kommen sollte, schmückte sie sich immer wie eine Zauberin; ich setzte sie dann mit auf mein Pferd und brachte sie nach einer Höhle, eine Viertelstunde von ihrer Hütte, welche das Waarenlager meines Schleichhandels war. Da saß sie in einem mit dem feinsten englischen bunten Cattun ausgeschlagenen Raume mit mir, und ergötzte mich und einen verstorbenen Freund mit Tanz, Gesang und freundlicher Rede. Gegen Morgen ging sie zurück, einen Bündel Holz in die Küche tragend, und wurde von der Großmutter wegen ihres Fleißes gelobt.

Ich liebte sie unaussprechlich um ihrer Tugend und Schönheit, und ihr ganzes Wesen war so wunderbar, und bei allem Muthwillen und aller kindlichen Ergebenheit so gebieterisch, daß ich nie daran denken konnte, ihre Unschuld auch nur mit einem Gedanken zu verletzen. O, sie war gar nicht mehr wie ein Mensch, sie war wie eine Zauberin, wie ein Berggeist, wenn sie in dem Edelsteinschmucke vor uns tanzte, sang, lachte und weinte. Ich kann sie nie vergessen. In der Nacht, wo Ihr und Martino mich so häßlich zerprügeltet, ging die ganze Herrlichkeit zu Ende. Anfangs hielt ich meine Angreifer für italienische Gensdarmen, die mir auf die Spur kamen; als wir uns aber erklärt hatten, nahm mir die Entdeckung vom Gegentheil allen Zorn hinweg, und unsere erste Sorge war: wo Mitidika hingekommmen sei. Die alte Zigeunerin jammerte auch nach ihr, wir suchten alle Winkel aus und fanden sie nicht, bis die Alte die Leiter vermißte. Baciochi sagte: Zur Thüre könne sie nicht hinausgekommen sein, er habe davor gelegen. Da machte uns der Regen, der durch das Loch in der Decke hereinströmte, aufmerksam. Martino kletterte auf den Schultern Baciochi's hinan und fand die Leiter. Aber Mitidika, welche die Leiter nach sich gezogen, war durch das Strohdach hinaus geklettert und nirgends zu finden. Ich eilte nach der Thür und vermißte mein Pferd, nun war ich gewiß, daß sie nach meinem Schlupf-

winkel entflohen sein müsse und war ruhig. Ich durfte diesen weder an Baciochi noch an die Zigeunerin, die nichts von meinem Verhältnisse mit Mitidika wußte, verrathen, und suchte deshalb noch lange mit. Das Wetter war aber so abscheulich, daß wir bald wieder zurückkehrten, und die Alte jammerte nicht mehr lange, da hörten wir Hufschlag, und Mitidika stürzte in ihrem ganzen Schmucke mit wilder Geberde in die Stube auf mich zu: „Geschwind, fort, geflohen!“ schrie sie. „Die italienischen Gensdarmen streifen in der Nähe, Euren Freund haben sie mit einem ganzen Zuge Schleichhändler gefangen; es ist ein Glück, daß hier der Spektakel losging, ich bin aus Angst durch das Dach geschlüpft, dadurch habe ich die nahe Gefahr entdeckt. Geschwind fort!“ „Wohin?“ schrie ich und Baciochi. Martino und Marinina, die sich auch vor der Entdeckung fürchteten, folgten Alle mit mir der treibenden Mitidika zur Thüre hinaus. Sie schwang sich auf mein Pferd, ich hinter sie, und so sprengten wir Beide nach unserem Schlupfwinkel, unbekümmert um Euch, Herr Baciochi, und die Eurigen.

„Ja,“ sagte der Feuerwerker, „Ihr rittet nicht schlecht, und wir hatten in dem wilden Wetter übles Nachsehen, übrigens war es Euch nicht zu verargen, daß Ihr uns nicht eingeladen, mitzugehen, wir hatten Euch schlecht bewillkommt. Ich will mein Lebtag an den Mordweg denken. Meine Marinina ward krank und starb zwei Monate nachher in Croatien. Gott habe sie selig! Martino ließ sich bei der österreichischen Artillerie anwerben, und war neulich mit in Neapel, wenn er noch lebt. Ich fand mein Brod, Gott sei gelobt! bei unserem gnädigen Herrn. Es freut mich, daß Ihr so gut davon gekommen. Aber was ist denn aus der braunen Mitidika geworden?“

„Ja, wer das wüßte!“ sagte Devillier; „wir kamen vor die Höhle an und zogen das Pferd herein. Sie war voll Sorge um mich, wusch mir meine Kopfwunden und Beulen

mit Wein und bewies mir unendliche Liebe. So brachten wir die Nacht in steter Angst und Sorge zu. Gegen Morgen hatte sie keine Ruhe mehr, sie verlangte nach der alten Mutter; sie beschwor mich, sogleich die Höhle zu verlassen und zu fliehen. Das Schicksal meines Freundes erschütterte mich tief, ich war entschlossen ihn aufzusuchen. Sie schwur mir ewige Treue. Ich versprach ihr, wenn ich sie nach einiger Zeit hier wieder fände, sie zu meiner Frau zu machen Sie lachte und meinte: Sie wolle nie einen Mann, der kein Zigeuner sei, und nun auch keinen Zigeuner; sie wolle gar keinen Mann. Dabei scherzte und weinte sie, tanzte und sang noch einmal vor mir, und als ich sie umarmen wollte, schlug sie mich ins Gesicht und floh zur Höhle hinaus. Ich verließ den Ort gegen Abend.

Als ich vom Tode meines Freundes gehört hatte und zu Mitidika zurückkehrte, war ihre Hütte abgebrannt; ich ging nach der Höhle, sie war ausgeplündert. Auf der Wand aber fand ich mit Kohle geschrieben: Wie gewonnen, so zerronnen! Ich behalte dich lieb, thue, was du kannst, ich will thun, was ich muß. Ich habe das holdselige Geschöpf durch ganz Ungarn aufgesucht, aber leider nicht wieder gefunden; hundert Mitidika's sind mir vorgestellt worden, aber keine war die rechte." „Es giebt auch nur Eine," sagte hier Michaly, „und wird alle tausend Jahre nur Eine geboren." „Kennt Ihr sie?" sprach Devillier heftig. „Was geht es Euch an," erwiederte Michaly, „ob ich sie kenne? Habt Ihr nicht die Ehe ihr versprechen und doch eine Ungarin geheirathet? Sie hat Euch Treue gehalten bis jetzt, sie ist meine Schwester, und ich wollte sie abholen, da die Großmutter in Siebenbürgen gestorben, wo sie sich mit Goldwaschen ernährten, der Pestcordon hat mir aber den Weg abgeschnitten.

Da ward Devillier äußerst bewegt. Er sagte: „Ich habe sie lange gesucht und nicht gefunden, sie hatte mir ausdrücklich

gesagt, sie werde nie einem Blanken die Hand reichen, und nun auch keinem Zigeuner; Nur in der Hoffnung sie wieder zu sehen, blieb ich jetzt in Ungarn, und ich würde nicht die Mittel gehabt haben, hier zu bleiben, wenn ich die alte Dame nicht geheirathet hätte, die mir jetzt mein schönes Gütchen zurückgelassen. Könnt Ihr mich mit Mitidika wieder zusammen bringen, so will ich sie gern heirathen und ihr Alles lassen, was ich habe." „Das ist ein nicht zu verachtender Vorschlag, Michaly," sagte der Vicegespann, „schlagt das nicht so in den Wind, Ihr habt Zeugen!" Michaly aber lachte und sprach: „Mitidika wird nicht an dem Stückchen Erde kleben, sie wird nicht in einem gemauerten Hause gefangen sein wollen und sich um Abgaben und Zinsen zerquälen. Wer nichts hat, hat Alles. Es war immer ihr Sprichwort: Der Himmel ist mein Hut; die Erde ist mein Schuh; das heilige Kreuz mein Schwerdt; wer mich sieht, hat mich lieb und werth."

„Das ist ächt Zigeunerisch gesprochen," sagte der Vicegespann, „drum bleibt ihr auch immer vogelfreies Gesindel." Michaly nahm da seine Geige und wollte ein Lied auf die Freiheit singen, aber der Nachtwächter blies zwölf Uhr und mahnte die Gesellschaft zur Ruhe. Lindpeindler hatte mit dem Feuerwerker und der Kammerjungfer, welche durch die erwachte Neigung Devillier's für Mitidika sehr gekränkt worden war, denn sie spitzte sich selbst auf ihn, noch eine Viertelstunde nach dem Edelhof. Als sie sich der Gesellschaft empfahlen, bot Devillier der Zofe seine Begleitung an. Sie sagte aber: „Ich danke, ich möchte das werthe Andenken an die unbeschreibliche Mitidika nicht stören." Damit machte sie einen höhnischen Knicks und verließ die Stube mit Lindpeindler, der diese Nacht als eine der romantischsten seines Lebens pries. Der Croate, der Tyroler und der Savoyarde waren bereits eingeschlummert, und der Vicegespann lud Wehmüller'n, der mit

seiner Arbeit ziemlich fertig war, wie auch den Zigeuner und Devillier zu sich in sein Haus ein. Sie nahmen es mit Freuden an, da sie dort doch ein Bett zu erwarten hatten. Frau Tschermack, die Wirthin, ward bezahlt und schloß die Thüre mit der Bitte: Wenn sie länger hier blieben, nochmals eine so schöne Gesellschaft bei ihr zu halten.

Vor Schlafengehen wußten Devillier und der Zigeuner den Vicegespann zu bereden, am andern Morgen den Cordon mit durchschleichen zu dürfen, denn Michaly und Devillier sehnten sich eben so sehr nach Mitidika, die jenseits war, als Wehmüller nach seiner Tonerl. Sie schliefen bis zwei Uhr, da packte der Vicegespann Jedem eine Jagdflinte auf, und sie zogen, als Jäger, einem Waldrücken zu. Aber kaum waren sie hundert Schritte vor dem Dorf, als sie seitwärts bei den Cordon-Picketen verwirrtes Lärmen und Schießen hörten, und bald einen Husaren, dem das Pferd erschossen war, querfeldein laufen sahen, welcher auf das Anrufen des Vicegespanns schrie: „Cordonus est ruptus cum armis in manibus a pestiferalis loci vicini!" „Der Cordon ist mit bewaffneter Hand von den Pestkranken des benachbarten Ortes durchbrochen!"

Als der Vicegespann dies hörte, ließ er seine Gesellschaft im Stich und lief über Hals und Kopf nach dem Dorfe zurück, um seine Bauern unter die Waffen zu bringen. Wehmüller und der Zigeuner schrien: „Gott sei Dank, nun laßt uns eilen!" Devillier besann sich auch nicht lange, und sie liefen spornstreichs nach dem verlassenen Picket-Feuer hin, wo sie Bauern beschäftigt fanden, unter großem Geschrei das Brod und die anderen Vorräthe zu theilen, welche das Picket zurückgelassen hatte. Als sie sich näherten, kam ihnen ein Reiter entgegen und schrie: „Steht, oder ich schieße Euch nieder!" Sie standen und warfen die Waffen hinweg. Sie wurden gefragt: Wer sie seyen? Und als sie erklärt, sie wollten über den Cordon, und der Reiter

ihre Stimme vernommen, stürzte er vom Pferd und fiel dem Zigeuner und Devillier wechselsweise um den Hals, und schrie immer: „Michaly! Devillier! Ich bin Mitidika!" Vor Freude des Wiedersehens ganz zitternd, riß das Mädchen sie in die Erdhütte des Pickets, wo sie dieselbe in männlicher Kleidung, mit Säbel und Pistole bewaffnet, erkannten, und sie wollte eben zu erzählen anfangen, als sie Wehmüller'n scharf ansah und zu ihm sprach: „Bist du noch immer hier, Betrüger? ich meinte du seist gestern zu deiner angeblichen Frau nach Stuhlweißenburg gereist." Alle sahen bei diesen Worten auf den bestürzten Wehmüller; dieser sperrte das Maul auf vor Verwunderung. „Ich?" fragte er endlich, „ich, gestern zu meiner angeblichen Frau?" „Ja, du!" sagte Mitidika. „Du, der du dich Wehmüller nennst, und es nicht bist; du, der du deine Frau nicht einmal kennst." „O, das ist um rasend zu werden!" schrie Wehmüller. „Welche tolle Beschuldigungen, und das von einer wildfremden Person, die ich niemals gesehen." „Unverschämter Gesell!" schrie Mitidika, „Du kenntest mich nicht? Hast du mir nicht seit mehreren Tagen mit deinen Liebes-Versicherungen zugesetzt? Hat der wirkliche Wehmüller dir nicht deswegen schon ins Gesicht bewiesen, daß du Wehmüller nicht sein könnest, weil der rechte Wehmüller an Niemand denkt, als an sein liebes Tonerl?" „Der rechte Wehmüller?" schrie nun Wehmüller, „wo haben Sie den je gesehen? er wenigstens kennt Sie nicht." „Kennt mich nicht?" erwiederte Mitidika, „und reist mit mir?" „Ich werde verrückt!" schrie Wehmüller, „nun ist gar noch ein Dritter auf dem Tapet; wo sind die zwei andern? Geschwind, ich will sie sehen, ich will sie erwürgen!" „Den Dritten lügst du hinzu," versetzte Mitidika, „der ächte wird nicht weit von hier sein; ich will ihn holen, da sollst du beschämt werden." Nun lief sie schnell zur Hütte hinaus. Dieser Wortwechsel war so schnell und heftig, und die Veranlassung so wunderbar, daß Michaly

und Devillier nicht Zeit hatten, dem verblüfften Maler zu bezeugen, daß er seit gestern in ihrer Gesellschaft sei und unmöglich der sein könne, welchen Mitidika kannte.

Sie waren eben noch beschäftigt, den weinenden Wehmüller zu trösten, als eine ganz ähnliche Figur, wie er selbst, in die Hütte trat; bei dem erloschenen Feuer war es unmöglich, Jemand bestimmter zu erkennen. Kaum hatte Wehmüller sein Ebenbild in derselben Gestalt und Kleidung erkannt, als er wie eine Furie darauf losstürzte; der Andre that ein Gleiches, und Beide schrien: „Ha, ertappe ich dich bei deiner Buhlerei unter meinem ehrlichen Namen!“ Sie rissen sich wie zwei Hähne herum. Devillier und Michaly brachten sie mit Gewalt auseinander, und Mitidika führte den dritten Wehmüller herein. Wie groß war die Bestürzung Aller, da nun wirklich drei Wehmüller zugegen waren. „Nein, das ist zum Verzweifeln!“ rief der Wehmüller, den Mitidika mitgebracht hatte, „da ist noch Einer!“ „Herr Jesus!“ schrie nun unser Wehmüller, „Tonerl, bist du es, bist du hier, Tonerl?“ „Franzerl, lieber Franzerl?“ schrie der Andere, und sie sanken sich als Mann und Frau in die Arme. Da wurde es dem einen Wehmüller, den Devillier festhielt, nicht recht wohl, und er sank vor Schreck zur Erde. Michaly schürte nun das Feuer wieder an, daß man sehen konnte, und Mitidika bezeugte die größte Freude, daß Tonerl, die in einem ganz ähnlichen Kleide, wie ihr Mann, von Stuhlweißenburg mit ihr diesem entgegen gereist war, ihn endlich gefunden habe, nachdem sie zu ihrem großen Schrecken von dem falschen Wehmüller in dem Dorfe, das man wegen Pestverdacht eingeschlossen, sehr geplagt worden war, ohne sich ihm als Wehmüller's Weib zu entdecken, denn sie war auf einen alten Paß ihres Mannes gereist.

Sie hatten sich kaum von der ersten Freude erholt, als Mitidika sagte: „Wir müssen doch den falschen Wehmüller, der die Sprache verloren hat, wieder zu sich bringen.“ Da aber ihr

Rütteln und Schütteln ganz vergeblich war, sagte sie: „Ich habe ein untrüglich Mittel von der seligen Großmutter gelernt; das Herz ist ihm gefallen, wir wollen es ihm wieder heraufziehen.“ Da nahm sie ein Schoppenglas und gab es Michaly nebst einem Endchen Licht, — das sie am Feuer anzündete, — und einem Scheibchen Brod. „Aha, ich weiß schon,“ sagte Michaly, und öffnete dem Ohnmächtigen die Weste über dem Magen, setzte ihm das Licht, auf der Brodscheibe befestigt, auf den Leib, und stülpte das Glas darüber. Das brennende Licht, welches die Luft unter dem Glase verzehrte, machte ihm den Leib, wie in einem Schröpfkopf, in das Glas aufsteigen. Die ganze Gesellschaft lachte über dieses zigeunerische Kunststück, und der falsche Wehmüller kam bald zu Sinnen. Der ächte ging auf ihn zu und sprach: „Wer sind Sie, der auf eine so unverschämte Weise meinen Namen mißbrauchte?“ Da antwortete der Patient, welchen Devillier und Michaly an der Erde festhielten: „Was Kuckuck habe ich auf dem Leib? Es ist, als wollten Sie mir den Magen herausreißen; thun Sie mir die vermaledeite Laterne vom Leib, eher sage ich kein Wort; ich bin Wehmüller und bleibe Wehmüller!“ „Gut,“ sagte Mitidika, „wenn du noch nicht bei Sinnen bist, wollen wir dir etwas Süßes eingeben.“ „Recht,“ sagte Michaly, „Katzenkoth mit Honig, Zigeunertheriak.“ Auf dieses Rezept bekam der Patient andere Gesinnung und sprach: „Um Gotteswillen, laßt mich aufstehen, ich will Alles bekennen! Ich bin der Maler Froschauer von Klagenfurt.“

„Das habe ich gleich gedacht,“ sagte Wehmüller, „jetzt habe ich Sie in meinen Händen, ich kann Sie als einen Falsarius bei der Obrigkeit angeben, aber ich will großmüthig sein, wenn Sie mir einen körperlichen Eid schwören: Daß sie auf ewige Tage resigniren, ungarische Nationalgesichter in meiner Manier zu malen.“ „Das ist sehr hart,“ sagte Froschauer, „denn ich habe ganz darauf studirt und müßte verhungern; den Eid kann ich

nicht schwören.“ „Er ist noch hartnäckig!“ sagte Michaly; „geschwind den Zigeunertheriak her!“ Und da Mitidika sich stellte, als wolle sie ihm etwas eingeben, entschloß er sich kurz und schwor Alles, was man haben wollte; worauf sie ihn losließen und ihm die Laterne vom Leibe nahmen.

Die Freude und der Muthwille ward nun allgemein. Aber der Tag näherte sich und Mitidika rief eben die Cordonbrecher zusammen, um mit ihrem erbeuteten Proviante sich dahin zurück zu ziehen, wo sie hergekommen waren. Aber der Vicegespann kam mit dem Croaten, dem Feuerwerker, dem Gutsbesitzer und einigen Heiducken und Panduren herbei und brachte die freudige Nachricht, daß sie gar nicht nöthig hätten, sich zurück zu ziehen, denn der Cordon-Commandant habe so eben bekannt gemacht: Nur durch Mißverständniß sei das Dorf, in dem sie vierzehn Tage blockirt waren, in den Cordon eingeschlossen worden. Es solle ihnen deßhalb verziehen sein, daß sie den Cordon durchbrachen, wenn sie dagegen auch keine Klage über den Irrthum erheben wollten. Der Cordon habe sich schon nach einer andern Richtung bewegt. Der Gutsbesitzer bestätigte dies und lud die Gesellschaft, von der ihm Baciochi, Nanny und Lindpeindler so viel Interessantes erzählten, sämmtlich nach seinem Edelhof ein.

Die Bauern und Zigeuner, die unter der Anführung Mitidika's den Cordon durchbrochen hatten, waren hoch erfreut über diese Nachricht, dankten ihrer Anführerin herzlich und kehrten singend nach ihrer Heimath zurück. Michaly aber nahm seine Violine und spielte lustig vor der Gesellschaft her, die dem Edelmanne folgte. Unterwegs gab es viele Aufklärungen und Herzensergießungen. Devillier und Mitidika hatten ihre Neigung bald zärtlich erneuert und gingen Arm in Arm, dann aber folgten die drei Wehmüller, Tonerl in der Mitte, und die Anderen gingen hinterdrein über das Stoppelfeld. Mitidika sagte, daß sie Tonerl in Stuhlweißenburg kennen gelernt, die,

sehr bekümmert über das Ausbleiben ihres Mannes, eine Reisegesellschaft nach Croatien gesucht, und da sie selbst, nach dem Tode ihrer Großmutter, zu ihrem Bruder Michaly habe ziehen wollen, hätten sie sich entschlossen, zusammen zu reisen in männlicher Kleidung. Frau Tonerl sei in einem Habit ihres Mannes und sie als ungarischer Arzneihändler gereist, bis sie in dem Dorfe plötzlich von dem Cordon eingeschlossen worden seien, wo sie auch Froschauer unter dem Namen: Wehmüller, ganz in derselben Kleidung vorgefunden, was die arme Tonerl nicht wenig erschreckt habe. Nach vierzehn Tagen sei die Ungeduld und der Mangel der Einwohner, die wohl Hunger aber keine Pest gehabt, über alle Grenzen gestiegen, und so habe sie sich an ihre Spitze gesetzt und den Cordon durchbrochen; das sei ihr aber gar leicht geworden, denn die Cordonisten wären, aus Furcht angesteckt zu werden, gleich ausgerissen, als sie mit ihrem Haufen unter ihnen erschien.

Nun mußte Froschauer erzählen. Er war eigentlich ein guter Schelm und sagte: „Lieber Herr Wehmüller, ich will Ihnen die Wahrheit sagen; der Spaß kostet mich 25 Ducaten und meine Braut. Ich bin der Maler Froschauer von Klagenfurt, und liebe die Tochter eines Fleischhauers; das Mädchen aber wählte immer zwischen mir und einem wohlhabenden Siebmacher, der auch um sie freite. Er setzte dem Vater des Mädchens in den Kopf: Es sei in den kaiserlichen Erblanden kein Maler, der eine Frau ernähren könne, und der überhaupt Genie habe, als der Wehmüller in Wien, der die ungarischen Nationalgesichter male, und der so und so gekleidet gehe; dabei hörte er nicht auf, von Ihnen und Ihrer Arbeit zu reden, so daß der alte Fleischhauer und seine Tochter mir endlich erklärten: Sie würden den Siebmacher vorziehen, wenn ich Ihnen in Ungarn den Rang nicht abliefe. Und nun wettete ich mit dem Siebmacher: daß ich ihm in Jahr und Tag das Mädchen

abtreten und noch 25 Ducaten dazu geben wollte, wenn ich Ihnen den Rang nicht ablaufen könne. Ich reiste nach Wien und nach Ungarn, forschte nach allen Ihren Bildern und warf mich so in Ihre Manier, daß man unsere Bilder nicht mehr unterscheiden konnte. Da ich nun erfuhr, daß Sie die Reise nach Stuhlweißenburg machen würden, wo Sie noch nicht gewesen, und sich auf dem Gute des Grafen Giulowitsch vorbereiteten, benutzte ich die Gelegenheit, Ihnen zuvorzukommen, denn ich wußte durch einen Freund bei der Hof-Kriegs-Kanzelei, daß die dortigen Regimenter verlegt werden würden. Mit einem Vorrathe von Nationalgesichtern in einer Blechbüchse, und ganz gekleidet wie Sie, machte ich mich nun als neuer Wehmüller auf, und als ich auf der Grenze an der Mauth ein Päckchen liegen sah: „An Herrn Wehmüller, wenn er durchreist," überschrieben, ward es mir von den Mauthbeamten ausgeliefert. Es war dies das Bild Ihrer Gemahlin, welches sie auf ihrer Reise in einem Posthause hatte liegen lassen, ich nahm es mit, um es ihr einhändigen zu lassen, habe es aber vergessen dem Boten abzunehmen, der es trug, als er mich durch den Cordon brachte; denn meine Eile war groß, und ich triumphirte schon, daß ich, indem der Cordon Sie aussperrte, Ihnen gewiß zuvorkommen würde. Aber wie war mir zu Muth, da ich mich mit Ihrer Frau, als einem zweiten Wehmüller, den ich auch nicht für den ächten erkannte, weil er von der Malerei gar nichts verstand, eingesperrt sah. Bald ward ich aber von der Kühnheit und Schönheit Mitidika's, die es kein Hehl hatte, daß sie eine verkleidete Jungfer sei, so hingerissen, daß ich gern auf meine Braut und Wehmüllerschaft resignirt und Alles gleich eingestanden hätte, aber Ehrgeiz und die 25 Ducaten hielten mich zurück. Ihr Erscheinen fuhr mir aber so durch alle Glieder, daß ich die Besinnung verlor; die fatale Laterne auf dem Magen und der angedrohte Theriak haben mich gänzlich hergestellt, und nun

bleibt mir nichts übrig, als Sie herzlich um Verzeihung zu bitten, mit dem Vorschlage: Mich in Ihren Unternehmungen zum Compagnon zu machen. Sie können meine Arbeiten untersuchen, und gehen Sie den Vorschlag ein, so glaube ich, daß wir einen solchen Vorrath von Nationalgesichtern anfertigen, daß unser Glück begründet ist, wenn wir redlich theilen."

„Das läßt sich hören!" sagte Wehmüller. „Die ganze Geschichte macht mir jetzt Spaß, und wenn ich meine Tonerl nicht so lieb hätte, so möchte ich, um es Ihnen wett zu machen, nach Klagenfurt reisen, und Ihre Fleischerstochter und die 25 Ducaten Ihnen wegschnappen, aber so geht es nicht." Da umarmte er Tonerl herzlich und ward mit Froschauer eins: Daß er ihm, wenn er seine Arbeiten untersucht, ein eigenhändiges Attest schreiben wolle: daß er ihn in Allem sich gleich achte; gewänne er dann seine Wette, so könne er sein Mädchen heirathen und sich mit ihm auf gleichen Vortheil vereinigen." „Ja," sagte Tonerl, „da habe ich doch eine Gesellschaft an Frau Froschauer, wenn ihr herumzieht."

So ward der Friede gestiftet, und sie kamen auf dem Edelhof an. Die Kammerjungfer und Lindpeindler standen unter der Thür und waren in großem Erstaunen über die drei Wehmüller, noch mehr aber über Mitidika. Schnell liefen sie, der gnädigen Frau und dem jungen Barone die interessante Gesellschaft anzukündigen, und diese trat, von dem Edelmanne geführt, in eine geräumige Weinlaube, wo die Hausfrau bald mit einem guten Frühstück erschien, und alle die Abenteuer nochmals berichtet werden mußten. Der Tyroler und der Savoyarde stellten sich auch ein, und der Edelmann bat Alle, bei der Weinlese ihm behülflich zu sein, was zugesagt wurde.

Am Abend, als noch viel über die drei Wehmüller gescherzt worden war, wollte Devillier der Gesellschaft eine Geschichte erzählen, die er selbst erlebt, und bei welcher die Verwechselung

zweier Personen noch viel unterhaltender war, als der Graf Giulowitsch und Lury, sein Hofmeister, mit seinen Eleven bei dem Edelmanne zum Besuche kamen. Sie freuten sich ungemein, den guten Wehmüller zu finden und die Aufklärung seines Abenteuers zu hören. Die Erzählung Devillier's ward aufgeschoben, aber nach dem Abendessen mußte die schöne Mitidika all ihren Schmuck, den sie einst von Devillier empfing, anlegen; die Edeldame half ihr selbst bei ihrer Toilette, denn Nanny, die Kammerjungfer, wurde unpäßlich. So geschmückt trat das braune Mädchen wie eine Zauberin vor die Gesellschaft; der Tyroler breitete seine Teppiche aus, und das reizende Geschöpf tanzte, schlug das Tambourin und sang — wozu Michaly sie begleitete — so ganz wunderbar hinreißend, daß Alles vor Erstaunen versteinert war. Sie schloß ihren Tanz damit, daß sie den Teppich plötzlich erfaßte, sich schnell in ihn einpuppte und an die Erde niederstreckte, wie damals in der Hütte. Ein lebhaftes Beifallklatschen rauschte durch den Saal. Devillier aber kniete vor ihr, weinte wie ein Kind und wurde ausgelacht. So schied die Gesellschaft für diesen Abend auseinander. Die Erzählung, welche Devillier versprochen, eine andere des Tyrolers und eine des Savoyarden unterhielten an den folgenden Tagen, und ich werde sie mittheilen, wenn ich Lust dazu habe.

Die drei Nüsse.

Daniel Wilhelm Möller, nachmals Professor und Bibliothekar zu Altdorf, lebte im Jahre 1665 in Colmar als Hofmeister der drei Söhne des Bürgermeisters Maggi. Im October dieses Jahres hatte der Bürgermeister einen reisenden Alchymisten zum Gast, und als bei dem Nachtische der Abendmahlzeit unter anderem Obst auch welsche Nüsse auf die Tafel gesetzt wurden, sprach die Gesellschaft mancherlei von den Eigenschaften dieser Frucht. Da aber die drei Zöglinge Möller's etwas unmäßig zu den Nüssen griffen und sie lustig nacheinander aufknackten, verwies Möller es ihnen freundlich und gab ihnen folgenden Vers aus der Schola Salernitana zu verdeutschen auf: „Unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est." — Da übersetzten sie: „Eine Nuß nützt, die zweite schadet, der Tod ist die dritte." Möller aber sagte zu ihnen: diese Uebersetzung könne unmöglich die rechte sein, da sie die dritte Nuß längst genossen, und doch noch frisch und gesund seien; sie möchten sich eines Bessern besinnen. Kaum waren diese Worte gesprochen, als der Alchymist mit Bestürzung plötzlich vom Tisch aufsprang und sich in der ihm angewiesenen Stube verschloß, worüber alle Anwesenden in nicht geringer Verwunderung waren. Der jüngste Sohn des Bürgermeisters folgte dem Fremden, um ihn auf Befehl seines Vaters zu fragen, ob ihm Etwas zugestoßen sei. Da er aber die Thüre verschlossen fand, sah er durch das Schlüsselloch den Fremden auf den Knien liegen, und hörte unter Thränen und Händeringen mehreremal ihn ausrufen: „Ah, mon Dieu, mon Dieu!"

Kaum hatte der Knabe seinem Vater dies hinterbracht, als der Fremde sich von dem Diener zu einer einsamen Unterredung melden ließ. Alle entfernten sich. Da trat der Alchymist herein, fiel auf die Knie, umfaßte die Füße des Bürgermeisters und flehte ihn unter heftigen Thränen an: Er möge ihn nicht vor Gericht bringen, er möge ihn vor einem schmählichen Tod erretten.

Der Bürgermeister, heftig über seine Rede erschrocken, fürchtete der Mensch möge den Verstand verloren haben, hob ihn von der Erde auf, und bat ihn freundlich: Er möge ihm sagen, wie er auf so schreckliche Reden komme. Da erwiederte der Fremde: „Herr, verstellen Sie sich nicht, Sie und der Magister Möller kennen mein Verbrechen; der Vers von den drei Nüssen beweist es: Tertia mors est, die dritte ist der Tod. Ja, ja, eine bleierne Kugel war es, ein Druck des Fingers und er schlug nieder. Sie haben sich verabredet, mich zu peinigen. Sie werden mich ausliefern, ich werde durch Sie unter das Schwerdt kommen.“

Der Bürgermeister glaubte nun die Verrücktheit des Alchymisten gewiß, und suchte ihn durch freundliches Zureden zu beruhigen. Er aber ließ sich nicht beruhigen und sprach: „Wenn Sie es auch nicht wissen, so weiß es doch Ihr Hofmeister gewiß, denn er sah mich durchdringend an, als er sagte: Tertia mors est.“ Nun konnte der Bürgermeister nichts anders thun, als ihn bitten, ruhig zu Bette zu gehen, und ihm sein Ehrenwort zu geben, daß weder er, noch Möller ihn verrathen würden, wenn irgend etwas Wahres an seinem Unglücke sein sollte. Der Unglückliche aber wollte ihn nicht eher verlassen, bis Möller gerufen war, und ihm auch heilig betheuerte, daß er ihn nicht verrathen wolle; denn daß auch er nicht das Mindeste von seinem Unglücke wisse, wollte er sich auf keine Weise überreden lassen.

Am folgenden Morgen entschloß sich der Unglückliche, von Colmar nach Basel zu gehen, und bat den Magister Möller um eine Empfehlung an einen Professor der Medizin. Möller schrieb

ihm einen Brief an den Doctor Bauhinus und reichte ihm denselben offen, damit er keine Art von Verdacht schöpfen könne. Er verlies das Haus mit Thränen und nochmaligem Flehen ihn nicht zu verrathen.

Im folgenden Jahre um dieselbe Zeit, etwa drei Wochen später, als der Bürgermeister mit den Seinigen wieder Nüsse aß, und sie sich dabei Alle lebhaft an den unglücklichen Alchymisten erinnerten, ließ sich eine Frau bei ihm melden. Er hieß sie hereintreten. Sie war eine Reisende in anständiger Tracht, sie trauerte und schien vom Kummer ganz zerstört, doch hatte sie noch Spuren von großer Schönheit. Der Bürgermeister bot ihr einen Stuhl an, und stellte ihr ein Glas Wein und einige Nüsse vor. Aber sie gerieth bei dem Anblicke dieser Frucht in eine heftige Erschütterung, die Thränen liefen ihr die Wangen herab: „Keine Nüsse, keine Nüsse!" sagte sie, und schob den Teller zurück.

Diese ihre Weigerung, mit der Erinnerung an den Alchymisten, brachte unter den Tischgenossen eine eigene Spannung hervor. Der Bürgermeister befahl dem Diener, die Nüsse sogleich weg zu bringen, und bat die Frau, nach einer Entschuldigung, daß er ihren Abscheu vor den Nüssen nicht gekannt, um die Angabe des Geschäftes, das sie zu ihm geführt.

„Ich bin die Wittwe eines Apothekers aus Lyon," sagte sie, „und wünsche, mich hier in Colmar niederzulassen. Die traurigsten Schicksale nöthigen mich, meine Vaterstadt zu verlassen." — Der Bürgermeister fragte sie um ihre Päße, auf daß er versichert sein könne, daß sie ihr Vaterland frei von allen gerichtlichen Ansprüchen auf sie verlassen habe. Sie übergab ihre Papiere, die in der besten Ordnung waren, und ihr den Namen der Wittwe des Apothekers Pierre du Pont, oder Petrus Pontanus gaben. Auch zeigte sie dem Bürgermeister mancherlei Atteste der medizinischen Faculität von Montpellier, daß sie im Besitze der Fabrikationsrezepte vieler trefflicher Arzneien sei.

Der Bürgermeister versprach ihr alle mögliche Unterstützung bei ihrer Niederlassung, und bat sie ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen, wo er ihr Empfehlungen an einige Aerzte und Apotheker der Stadt schreiben wollte. Als er nun die Frau die Treppe hinaufführte, und oben über den Flur weg, kam dieselbe bei dem Anblick eines kindischen Gemäldes in eine solche Bestürzung, daß der Bürgermeister fürchtete, sie möchte an seinem Arm ohnmächtig werden; er brachte sie schnell auf seine Stube, und sie ließ sich unter bitteren Thränen auf einen Stuhl nieder.

Der Bürgermeister wußte die Veranlassung ihrer Gemüthsbewegung nicht und fragte sie: Was ihr fehle? Sie sagte ihm: „Mein Herr, woher kennen Sie mein Elend? Wer hat das Bild an die Stubenthüre geheftet, an welcher wir vorüber gingen?“ Da erinnerte sich der Bürgermeister an das Bild, und sagte ihr: Daß es die Spielerei seines jüngsten Sohnes sei, welcher eine Neigung habe, alle Ereignisse, die ihn näher interessirten, in solchen Malereien auf seine Art zu verewigen. Das Bild aber bestand darin, daß der Knabe, welcher das Jahr vorher den Alchymisten kniend und die Hände ringend in dieser Stube: „Ah, mon Dieu, mon Dieu!“ hatte ausrufen hören, diesen in derselben Stellung und über ihn drei Nüsse mit dem Spruche: „Unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est!“ auf eine Pappe gemalt und an die Stubenthüre, wo der Alchymist gewohnt, befestigt hatte.

„Wie kann ihr Sohn das schreckliche Unglück meines Mannes wissen?“ sagte die Frau. „Wie kann er wissen, was ich ewig verbergen möchte und weßwegen ich mein Vaterland verlassen habe?“

„Ihres Mannes?“ erwiederte der verwunderte Bürgermeister; „ist der Chemiker Todénus ihr Mann? Ich glaubte, nach ihrem Passe, daß sie die Wittwe des Apothekers Pierre du Pont aus Lyon seien.“

„Die bin ich,“ entgegnete die Fremde, „und der Abgebildete

ist mein Mann, du Pont, mir zeigt es die Stellung, in welcher ich ihn zuletzt gesehen, mir zeigt es der fatale Spruch und die Nüsse über ihm."

Nun erzählte ihr der Bürgermeister den ganzen Vorfall mit dem Alchymisten in seinem Hause, und fragte sie, wie er sich befinde, wenn er wirklich ihr Mann sei, der vielleicht unter fremdem Namen bei ihm gewesen wäre.

„Mein Herr!" erwiederte die Frau, „ich sehe wohl, das Schicksal selbst will, daß meine Schmach nicht soll verborgen bleiben; ich erwarte von ihrer Rechtschaffenheit, daß Sie mein Unglück nicht zu meinem Nachtheile bekannt machen werden. Hören Sie mich an. Mein Mann, der Apotheker Pierre du Pont, war wohlhabend; er würde reich gewesen sein, wenn er nicht durch seine Neigung zur Alchymie vieles Geld verschwendet hätte. Ich war jung und hatte das große Unglück, sehr schön zu sein. Ach, mein Herr, es gibt schier kein größeres Unglück, als dieses, weil keine Ruhe, kein Friede möglich ist, weil Alles nach Einem verlangt und verzweifelt, und man in solche Bedrängnisse und Belagerungen kommt, daß man sich manchmal gar, nur um des ekelhaften Götzendienstes los zu werden, dem Verderben hingeben könnte. Eitel war ich nicht, nur unglücklich; denn ich mochte mich auch absichtlich schlecht und entstellend kleiden, so wurde doch immer eine neue Mode daraus und man fand es allerliebst. Wo ich ging und stand, war ich von Verehrern umgeben, ich konnte vor Serenaden nicht schlafen, mußte einen Diener halten, die Geschenke und Liebesbriefe abzuweisen, und alle Augenblicke mein Gesinde abschaffen, weil es bestochen war, mich zu verführen. Zwei Diener in der Apotheke meines Mannes vergifteten sich einander, weil ein Jeder von ihnen entdeckt hatte, daß der Andere ein Edelmann sei, der aus Leidenschaft zu mir unter fremdem Namen in unsere Dienste gegangen war. Alle Leute, die in unserer Offizin Arznei holten, waren

dadurch schon im Verdacht liebeskrank zu sein. Ich hatte von allem diesen nichts, als Unruhe und Elend, und nur die Freude meines Mannes an meiner Gestalt hielt mich ab, mich an meiner Larve zu vergreifen und mich auf irgend eine Weise zu entstellen. Oft fragte ich ihn, ob er denn an meinem Herzen und guten Willen nicht genug habe? er möchte mir doch erlauben, mein Gesicht, das so vieles Unheil stifte, durch irgend ein beizendes Mittel zu verderben. Aber er erwiederte mir immer: „Schöne Amelie! ich würde verzweifeln, wenn ich dich nicht mehr ansehen könnte; ich würde der unglücklichste Mensch sein, wenn ich den ganzen Tag in meinem rußigen Laboratorium vergebens geschwitzt habe, und meine Augen Abends nicht mehr an deinem Anblick erquicken könnte. Du bist der einzige klare Punkt in meiner finstern Bestimmung, und wenn ich alle meine Hoffnung habe nach schwerem Tagewerk zum Rauchfang hinausfliegen sehen, tritt mir alle meine Hoffnung am Abend in deiner Schönheit wieder entgegen.“ Er liebte mich zärtlich, aber Gott segnete unsere Liebe nicht; wir hatten keine Kinder. Als ich ihm meine Trauer hierüber einst sehr lebhaft mittheilte, ward er finster und sprach: „So Gott will, und mir nicht Alles mißlingt, wird uns auch diese Freude werden.“ An einem Abend kam er spät nach Hause, er war ungewöhnlich froh, und gestand mir, daß er heute mit einem sehr tief eingeweihten Adepten sich unterhalten habe, der einen lebhaften Antheil an ihm und mir zu nehmen scheine, und unsere Wünsche würden bald erfüllt werden. Ich verstand ihn nicht.

„Nach Mitternacht erwachte ich durch ein Geräusch. Ich sah meine Stube voll fliegender, leuchtender Johanniskäfer; ich konnte nicht begreifen, wie die Menge dieser Insekten in meine Stube gekommen sei. Ich erweckte meinen Mann und fragte ihn: Was das nur zu bedeuten habe? Zugleich sah ich auf meinem Nachttische ein prächtiges venetianisches Glas voll der schönsten

Blumen stehen, und daneben neue seidene Strümpfe, Pariser Schuhe, wohlriechende Handschuhe, Bänder und dergleichen liegen. Mir fiel ein, daß morgen mein Geburtstag sei, und ich glaubte, mein Mann habe mir diese Galanterie gemacht, wofür ich ihm herzlich dankte. Er aber versicherte mich mit den heiligsten Schwüren, daß diese Geschenke nicht von ihm herrührten, und die heftigste Eifersucht faßte zum ersten Mal in ihm Wurzel. Er drang bald auf die rührendste und dann wieder heftigste Weise in mich, ihm zu erklären, wer diese Dinge hierher gebracht. Ich weinte und konnte es ihm nicht sagen. Er glaubte mir nicht, befahl mir aufzustehen und ich mußte mit ihm das ganze Haus durchsuchen, aber wir fanden Niemand. Er begehrte die Schlüssel meines Schreibepultes, er durchsuchte alle meine Papiere und Briefschaften, er entdeckte nichts. Der Tag brach an, ich verzweifelte in Thränen. Mein Mann verließ mich sehr unmuthig und begab sich nach seinem Laboratorium. Ermüdet legte ich mich wieder zu Bett und dachte unter bittern Thränen über den nächtlichen Vorfall nach. Ich konnte mir auch gar nicht einbilden, wer den Handel könne angestellt haben, und verwünschte, indem ich mich selbst in dem Spiegel sah, der meinem Bett gegenüber stand, meine unglückliche Schönheit; ja, ich streckte gegen mich selbst, vor innerm Ekel, die Zunge heraus; aber leider blieb ich schön, ich mochte Gesichter schneiden wie ich wollte. Da sah ich in dem Spiegel aus einem der neuen Schuhe, die auf dem Nachttische standen, ein Papier hervorsehen. Ich griff hastig darnach und las unter heftiger Bestürzung folgendes Billet:

„Geliebte Amelie! Mein Unglück ist größer, als je. Dich mußte ich meiden bis jetzt, und nun muß ich auch das Land fliehen, in dem Du lebst. Ich habe in meiner Garnison einen Offizier im Duell erstochen, der sich Deiner Begünstigung rühmte. Man verfolgt mich; ich bin hier in verstellter Kleidung. Morgen

ist Dein Geburtstag, ich muß Dich sehen, zum letzten Mal sehen. Heute Abend vor dem Thor findest Du mich in dem kleinen Wäldchen unter den Nußbäumen, etwa hundert Schritte vom Wege, bei der kleinen Kapelle rechts. Wenn Du mir einiges Geld zu meiner Hilfe mitbringen kannst, so wird Dir es Gott vergelten. Ich Thor habe es nicht unterlassen können, die letzten wenigen Louisd'or meines Vermögens an das kleine Geburtstags-Geschenk zu verwenden, das du vor Dir siehst. Wie Du es erhalten und was ich dabei gelitten, sollst Du selbst von mir hören. Schweigen mußt Du, kommen mußt Du, oder meine Leiche wird morgen in Deine Wohnung gebracht. Dein unglücklicher Ludwig."

Ich las diese Zeilen mit der heftigsten Trauer; ich mußte ihn sehen, ich mußte ihn trösten, ich mußte ihm Alles bringen, was ich hatte, denn ich liebte ihn unaussprechlich und sollte ihn auf ewig verlieren.

Hier schüttelte der Bürgermeister lächelnd den Kopf und sprach: „So haben Sie also doch, meine Dame, für einen fremden Mann Zärtlichkeit empfunden?"

Die Fremde erwiederte mit einem ruhigen Selbstgefühl: „Ja, mein Herr; aber verdammen Sie mich nicht zu früh, und hören Sie meine Erzählung ruhig aus. Ich raffte den ganzen Tag Alles, was ich an Geld und Geschmeide hatte, zusammen, und packte es in ein Bündel, das ich mir gegen Abend von unserer Magd nach einem Badehause in der Gegend jenes Thores, vor welchem Ludwig mich erwarten sollte, tragen ließ. Dieser Weg hatte nichts Auffallendes, ich war ihn oft gegangen. Als wir dort angekommen waren, sendete ich meine Magd mit dem Auftrage zurück: mir um neun Uhr einen Wagen an das Badehaus zu senden, der mich nach Hause bringen solle. Sie verließ mich, ich aber ging nicht in das Badehaus, sondern begab mich mit meinem Bündelchen unter dem Arm vor das Thor nach

dem Walde, wo ich erwartet wurde. Ich eilte nach dem bestimmten Orte, ich trat in die Kapelle, er flog in meine Arme, wir bedeckten uns mit Küssen, wir zerflossen in Thränen. Auf den Stufen des Altares der kleinen Kapelle, die von Nußbäumen beschattet waren, saßen wir mit verschlungenen Armen und erzählten uns unter den zärtlichsten Liebkosungen unsre bisherigen Schicksale. Er verzweifelte schier, daß er mich nun nie, nie wiedersehen sollte. Der Abschied nahte; es war halb neun Uhr geworden, der bestellte Wagen erwartete mich. Ich gab ihm das Geld und die Juwelen, und er sagte zu mir: „O Amelie! hätte ich mich mir heute Nacht vor deinem Bette erschossen, aber der Anblick deiner Schönheit im Schlafe entwaffnete mich. An dem Rebengeländer deines offenen Fensters bin ich in deine Stube geklettert und habe die Johanniskäfer fliegen lassen, an denen ich auf meiner ganzen Reise gesammelt, weil ich mich erinnerte, daß du sie liebtest; dann legte ich dir die neuen Schuhe und Strümpfe hin, und nahm mir die mit, welche du am Abend abgelegt hattest. Dein trockner, ehrlicher Mann schien mir über seinen tollen Gedanken zu träumen. Ich habe ihn gestern schon gesprochen, er begegnete mir hier im Walde botanisirend; es war schon düster, und da ich selbst Waldblumen dir zum Strauße suchte, hielt er mich für seines Gleichen und wir geriethen in ein langes alchymistisches Gespräch. Ich theilte ihm die Anweisung eines Mönches mit, der mich auf meiner letzten Reise in der Provence, als ich in einem Kloster übernachtete, lange von dem Geheimniß unterhielt, einen lebendigen Menschen auf chemischem Wege in einem Glase heraus zu destilliren. Dein guter Mann nahm Alles für baare Münze, umarmte mich herzlich und bat mich, ihn bald zu besuchen, worauf er mich verließ. Ach, er wußte nicht, daß ich ihn in derselben Nacht wirklich auf halsbrechendem Wege besuchen sollte. Wie muß ich dich bedauern, daß du kinderlos und eines solchen Thoren Gattin bist!“

Ich war noch unwillig auf meinen Mann wegen seiner nächtlichen Eifersucht, und sagte: „Ja, ich habe ihn als einen Thoren kennen gelernt.“ Aber da die Zeit der Trennung fast verflossen war und ich meine Arme um ihn schlang und ausrief: „Lebe wohl, lieber, lieber Ludwig! Sieh, wie diese heilige Stunde des Wiedersehens verflossen ist, so geht auch bald das ganze elende Leben dahin: habe ein wenig Geduld, Alles ist bald zu Ende.“ Da brach er drei Nüsse von einem Baume bei der Kapelle, und sprach: „Diese Nüsse wollen wir zu ewigem Angedenken noch zusammen essen, und so oft wir Nüsse sehen, wollen wir aneinander gedenken.“ Er biß die erste Nuß auf, theilte sie mit mir und küßte mich zärtlich. „Ach,“ sagte er, „da fällt mir ein alter Reim von den Nüssen ein, er fängt an: unica nux prodest, eine einzige Nuß ist nützlich; aber es ist nicht wahr, denn wir müssen bald scheiden. Die folgenden Worte sind wahrer: nocet altera, die zweite schadet; ja wohl, ja wohl, denn wir müssen bald scheiden!“ Da umarmte er mich unter heftigen Thränen, und theilte die dritte Nuß mit mir und sagte: „Bei dieser sagt der Spruch wahr; o Amelie, vergiß mich nicht, bete für mich! tertia mors est, die dritte Nuß ist der Tod!“ — Da fiel ein Schuß, Ludwig stürzte zu meinen Füßen. „Tertia mors est!“ schrie eine Stimme durch das Fenster der Kapelle; ich schrie: „O Jesus, mein Bruder, mein armer Bruder Ludwig erschossen!“

„Allmächtiger Gott! Ihr Bruder war es?“ rief der Bürgermeister aus.

„Ja, es war mein Bruder,“ erwiederte sie ernst. „Und nun erwägen Sie mein Leid, da mein Mann, als der Mörder, mit einer Pistole vor mich trat; er hatte noch einen Schuß in dem Gewehr, er wollte sich selbst tödten. Ich aber entriß ihm die Waffe und warf sie in das Gebüsch: „Flieh, flieh!“ rief ich aus, „die Gerechtigkeit verfolgt dich, du bist ein Mörder geworden!“

Er war in Schmerzen versteinert, er wollte nicht von der Stelle, wir hörten Leute, die sich auf den Schuß von der Landstraße nahten, ich gab ihm das Geld und die Geschmeide, die ich meinem Bruder bestimmt hatte und stieß ihn aus der Kapelle hinaus.

Nun ließ ich meinem Wehgeschrei vollen Lauf, und die Ankommenden, unter welchen Männer waren, die mich kannten, brachten mich, wie eine halb Wahnsinnige, nach Hause. Der Leichnam meines Bruders ward auf das Rathhaus gebracht; es begann eine gräßliche Untersuchung. Glücklicherweise fiel ich in ein hitziges Fieber und war lange genug ohne den Gebrauch meiner Sinne, um meinen Gemahl nicht eher verrathen zu können, als bis er bereits in völliger Sicherheit über der Grenze war. Kein Mensch zweifelte, daß er der Mörder sei, weil er an demselben Abend verschwunden war. Die Verläumbdung fiel nun mit ihren greulichsten Zungen über mich her. — Alles, was andere Frauen von mir sagten, die mich meines Elendes, meiner Schönheit wegen beneideten, alle Schandreden der Männer, welche nichts an mir ärgern konnte, als meine Tugend, will ich hier nicht wiederholen; genug, wenn ich sage, daß man mir den Beweis: der Ermordete sei mein Bruder, durch den schändlichsten Verdacht zu erschweren suchte. Alles wollte mich in den Staub treten, um über meine gehässige Tugend zu triumphiren. Dabei genoß ich der ekelhaftesten Theilnahme aller jungen Advokaten, und war im Begriff, vor Bedrängniß und Jammer wirklich den Verstand zu verlieren. Auf ein Testament meines Mannes, zu Gunsten meiner, ließ ich die Apotheke unter Administration setzen und zog mich auf mehrere Jahre in ein Kloster zurück. So verstummte endlich das Gespräch und ich beschäftigte mich während dieser Zeit mit der Zubereitung der Arzeneien für die Armen, welche die Klosterfrauen verpflegten."

„Ihr Unglück rührt mich ungemein," entgegnete der Bürgermeister, „aber die Art, wie Sie von dem Betragen Ihres

Bruders sprachen, machte auch mir eher den Eindruck eines Geliebten, als eines Bruders.“

„O, mein Herr,“ erwiederte die Fremde, „dies eben war eine Haupt-Ursache meines Leides; er liebte mich mit größerer Leidenschaft als er sollte, und mit der kräftigsten Seele arbeitete er dieser bösen Gewalt meiner Schönheit entgegen. Er sah mich manchmal in mehreren Jahren nicht, ja, er durfte mir selbst nicht mehr schreiben; nur die Noth hatte ihn bei dem letzten Vorfall zu mir getrieben, und so konnte ich ihm meinen Anblick doch nicht versagen. Mein Mann kannte ihn nicht, und ich hatte ihn deßhalb geheirathet, um die Leidenschaft meines Bruders entschieden zu brechen. Ach, er hat sie selbst gebrochen mit seinem Leben! Mein Mann, von seiner Eifersucht beunruhigt, hatte sein Laboratorium früh verlassen; die Magd sagte ihm, daß ich nach dem Badehause sei; es fuhr ihm der Gedanke an Verrath durch die Seele, er steckte eine doppelte Pistole zu sich und suchte mich in dem Badehause auf. Er fand mich nicht, aber hörte die Aussage der Bademeisterin: sie habe mich zum nahegelegenen Thore hinausgehen sehen. Da erinnerte er sich des Fremden, der gestern mit ihm in dem Wäldchen geredet und ihn auch nach seiner Frau gefragt hatte; er erinnerte sich, daß derselbe Johanniswürmer gefangen, sein Verdacht erhielt Gewißheit; er eilte nach dem Wäldchen, nahte der Kapelle, hörte das Ende unserer Unterredung: tertia mors est, — er beging die schreckliche That.“

„O, der unglückliche, arme Mann!“ rief der Bürgermeister aus. „Aber wo ist er, was macht er, was führt Sie hierher, konnten Sie ihm verzeihen, werden wir ihn hier wiedersehen?“

„Wir werden ihn nicht wiedersehen, ich habe ihm verziehen, Gott hat ihm verziehen!“ entgegnete die Fremde. „Aber Blut will Blut, er konnte sich nicht selbst verzeihen! Acht Jahre lebte er in Kopenhagen an dem Hofe des Königs von Dänemark,

Christian des Vierten, als Hof=Laborant; denn dieser Fürst war den geheimen Künsten sehr zugethan. Nach dem Tode desselben zog er an manchen norddeutschen Höfen herum. Er war immer unstät und von seinem Gewissen gepeinigt, und wenn er Nüsse sah und von Nüssen hörte, fiel er oft plötzlich in die heftigste Trauer. So kam er endlich zu Ihnen, und als er hier den unglücklichen Vers hörte, floh er nach Basel. Dort lebte er, bis die Nüsse wieder reiften. Da ward seine Unruhe unaufhaltsam; seine Zeit war abgelaufen. Er reiste ab nach Lyon und lieferte sich selbst den Gerichten aus. Er hatte vor drei Wochen ein rührendes Gespräch mit mir, er war gut wie ein Kind, er bat mich um Vergebung. Ach! ich hatte ihm längst vergeben. Er sagte mir, ich solle nach seiner schimpflichen Todesstrafe Frankreich verlassen und nach Colmar reisen, dort sei der Bürgermeister ein sehr redlicher Mann. Zwei Tage hierauf ward er unter unzähligem Volkszulaufe bei der Kapelle, wo der Mord geschehen, enthauptet. Er kniete nieder in dem Kreise, brach drei Nüsse desselbigen Baumes, welcher meinem Bruder die Todesnuß getragen hatte, theilte sie alle drei mit mir und umarmte mich nochmals zärtlich; dann brachte man mich in die Kapelle, wo ich betend an den Altar niedersank. Er aber sprach draußen: „Unica nux prodest, altera nocet, tertia mors est," und bei diesem letzten Worte machte der Schwerdtstreich seinem elenden Leben ein Ende. — Dieses ist meine Geschichte, Herr Bürgermeister."

Mit diesen Worten endete die Dame ihre Erzählung, der Bürgermeister reichte ihr gerührt die Hand und sagte: „Unglückliche Frau! nehmen Sie die Versicherung, daß ich von ihrem Unglücke tief gerührt bin und das Vertrauen ihres armen Mannes auf meine Redlichkeit auf alle Weise zu ihrer Beruhigung wahr machen will."

Indem er dies sprach und seine Thränen unterdrückend

auf ihre Hand niedersah, bemerkte er einen Siegelring an ihrem Finger, der einen lebhaften Eindruck auf ihn machte; er erkannte auf ihm ein Wappen, das ihn ungemein interessirte. Die Dame sagte ihm, es sei der Siegelring ihres Bruders. — „Und sein Familienname heißt?“ fragte der Bürgermeister lebhaft. — „Piautaz,“ erwiederte die Fremde, „unser Vater war ein Savoyarde und hatte einen Kram in Montpellier.“

Da wurde der Bürgermeister sehr unruhig, er lief nach seinem Pult, er holte mehrere Papiere hervor, er las, er fragte sie um das Alter ihres Bruders, und da sie zu ihm sagte: „Heute würde er 46 Jahre alt sein, wenn er noch lebte,“ sagte er mit freudigem Ungestüm: „Recht, ganz recht, heute ist er so alt, denn er lebt noch. Amelie, ich bin dein Bruder! Ich bin von der Amme deiner Mutter gegen das Söhnlein des Mechanikus Maggi ausgewechselt worden; dein Bruder hat dich nicht geliebt: es war Maggi's Sohn, der deines Bruders Namen trug und eines so unglücklichen Todes starb. Wohl mir, daß ich dich fand!“

Die gute Dame konnte sich in diese Rede gar nicht finden; aber der Bürgermeister überzeugte sie durch ein über diesen Austausch von der Amme auf ihrem Todesbett aufgenommenes Protokoll, und sie sank ihrem neugefundenen Bruder in die Arme.

Sie soll nachher dem Bürgermeister drei Jahre die Haushaltung geführt haben, und als er gestorben, in das Kloster zu St. Clara in Colmar gegangen sein, und demselben ihr ganzes Vermögen vermacht haben.

Lebensumriß

der

Anna Katharina Emmerich.

Anna Katharina Emmerich, die Tochter des Bernard Emmerich und der Anna Hillers, armer und frommer Bauersleute, ward im Bisthume Münster in der Bauerschaft Flamske, eine halbe Stunde von dem Städtchen Coesfeld, am 8. September 1774 geboren und in der Jacobi Pfarrei zu Coesfeld getauft. Ihr Jugendleben hatte eine reiche Aehnlichkeit mit der Kindheit der ehrwürdigen Anna Garzias a St. Bartholomäo, und Dominica del Paradiso und ähnlicher contemplativen Seelen aus dem Bauernstande, welche die Herablassung Gottes zu den Menschenkindern an sich als wahr erfunden haben.

Sie genoß, so weit sie zurückdenken konnte, stets einer höheren, ihr jedoch sehr vertraulichen Führung bis zu ihrem Ende. Ihr Schutzengel war ihr sichtbar; der Bräutigam ihrer Seele spielte mit ihr in Gestalt seiner Kindheit auf der Wiese und im Garten, — der gute Hirt half als ein himmlischer Hirtenknabe dem frommen Hirtenmädchen hüten. Sie genoß des Unterrichtes der heiligen Geschichte von Kindheit an in Anschauungen das ganze Jahr hindurch, und zwar auf verschiedene Weise, in historischen Ebenbildern und in symbolischen Festbildern. Die Mutter Gottes, die Königin des Himmels, war ihr eine heiligste, schönste, majestätische, gütigste Frau, welche zu ihr auf Feld und Wiese kam, ihr Liebe, Huld, Lehre und Weisung erwies, und ihr ihr göttliches Kind als Gespielen zuführte. Die lieben Heiligen thaten ebenso, und holten freundlich die Kränze ab, welche sie ihnen an ihren Festtagen flocht. Das Kind wunderte sich weniger darüber, als wenn ihm dieses Alles von einer herablassenden Fürstin und deren Hofhaltung geschehen wäre.

Auch später verwunderte sie sich nicht hierüber, denn die Unschuld hatte für sie ein viel innigeres Verhältniß zu Jesu Christo, seiner Mutter und den Heiligen, als zu den herablassendsten Personen des Weltadels. Vater, Mutter, Bruder, Bräutigam erschienen ihr so wesentliche Beziehungen zwischen Gott und dem Menschen, daß sich das ewige Wort, um unser Bruder zu werden, selbst seine Mutter auf Erden erwählte, und jene Würden waren ihr daher zwischen Gott und Mensch keine leeren Titel. Weil sie als Kind manchmal von solchen Erfahrungen ganz unbefangen sprach, und auch ihre Erzählungen von der heiligen Geschichte ihre einfältige Umgebung in große Verwunderung setzten, und sie sich durch Fragen und Zurechtweisungen in ihrem Wege gestört fühlte, begann sie zu schweigen, und glaubte einfältig, es schicke sich nicht, von so etwas zu reden, die anderen Leute schwiegen ja auch stille davon, man müsse nichts aus dem Hause und von sich und Anderen reden, ja und nein, gelobt sei Jesus Christus u. s. w., das rede man; denn Alles, was ihr geschah, war so klar und wahr, und führte so zum Heile, daß sie nicht anders glaubte, als das geschehe allen Christenkindern so; die Anderen aber, welche nicht davon erzählten, seien nur bescheidener und besser gesittet, als sie, und daher strebte sie ihnen zu gleichen und schwieg.

Eine Gabe, welche uns in den Geschichten der St. Sybillina von Pavia, Ida von Löwen, Ursula Benincasa und mehrerer anderen frommen und heiligen Seelen einzeln begegnet, war bei ihr von früher Jugend an beinahe permanent, nämlich die Gabe, das Gute und Böse, Heilige und Unheilige, Geweihte und Ungesegnete im Geistigen und Körperlichen zu unterscheiden. Sie trug als Kind nur ihr bekannte Heilkräuter weit aus dem Feld, und pflanzte sie in die Nähe ihrer Wohnung oder ihrer Aufenthalts-, Arbeits- und Gebetsorte im Garten und Feld; im Gegentheile vertilgte sie weit umher die Giftpflanzen, und vorzüglich jene,

welche in dem Gebrauche des Aberglaubens und der Magie offizinell sind. Sie floh oder fühlte sich zu sühnendem Gebet an Orten hingezogen, wo sie vor langen Zeiten schwere Schuld geschehen sah, die sie erkannte und dafür büßte; ebenso dankte sie Gott und fühlte sie sich beseligt an Orten des Segens.

Wenn in bedeutender Entfernung von ihrer einsamen Hütte oder der Gegend, wo sie das Vieh hütete, ein Priester zur Kinderlehre, oder mit dem heiligen Sakramente zu einem Kranken vorüberkam, fühlte sie sich fortgerissen, eilte zur Stelle, wo er vorüberging, und kniete schon am Weg, ehe er kam, und flehte um den Segen oder betete das hochwürdigste Gut an. Sie unterschied geweihte und ungeweihte Gegenstände, fühlte sich an Orten, wo Heidengräber waren, unheimlich und zurückgestoßen, und zu den Gebeinen der Seligen auf eine wunderbare Weise, wie das Eisen zum Magnete, hingezogen. Sie erkannte die Reliquien der Heiligen in dem Maaße, daß sie nicht nur viele einzelne ganz unbekannte Züge aus dem Leben der Heiligen erzählte, sondern auch öfters die ganze Ueberlieferungsgeschichte dieses oder jenes heiligen Gebeins, und alle Verwechslungen derselben bestimmte.

Den innigsten, mitleidigsten Verkehr hatte sie ihr ganzes Leben hindurch mit den armen Seelen; sie that und opferte Alles für dieselben, fühlte sich von ihnen zur Hilfe angefleht, und so sie es vergaß, auf die rührendste Weise ermahnt. Oft fühlte sie als junges Mädchen sich von Schaaren von Seelen aus dem Schlaf erweckt, und ging mit ihnen in strenger Winternacht barfuß durch den Schnee den wohl ein paar Stunden langen Kreuzweg bei Coesfeld. — Sie tröstete, versöhnte, pflegte, heilte und saugte Wunden und Geschwüre aus, gab Alles den Armen hin von Kind auf bis zu ihrem Ende. — Sie war von großer Gewissenszartheit, die kleinste Verschuldung betrübte sie bis zur

Krankheit. Sie schien zu sterben durch Sünde und erstand durch die Absolution gleichsam vom Tode.

Alle diese Gaben, Eigenschaften, Richtungen und Tugenden hinderten sie nicht, an allen, selbst den schwersten Feldarbeiten eines Bauernmädchens ihrer Gegend Theil zu nehmen, ohne besonders aufzufallen. Hiezu mochte wohl beitragen, daß in ihrem Vaterland ein gewisser Grad prophetischer Sehergabe nicht selten ist. Es gibt dort hin und wieder sogenannte Gicker, das heißt Seher (Gucker, plattdeutsch Gicker), die Sterbfälle, Hochzeiten, Truppenzüge und dergl. in Bildern, sogenannten Vorgeschichten, voraussehen, für deren Richtigkeit manches Eintreffen zeugt. —

Ihre eigentliche innere Schule war Abtödtung und Abbruch. Sie erlaubte sich von frühester Jugend nur das Allernothwendigste an Schlaf und Nahrung, sie wachte viele Stunden der Nacht im Gebet und selbst im Winter auf freiem Feld im Schnee kniend. Sie lag auf hartem, unbequemem Lager auf der Erde, auf kreuzweis gelegtem Holz. Sie aß und trank, was die Anderen nicht mochten, weil es ungenießbar schien, und gab die besseren Bissen den Armen und Kranken, und wenn sie Niemand wußte, dem sie es geben sollte, so schenkte sie es mit kindlichem Glauben Gott, mit der Bitte, es Jemand zu schenken, der es nöthiger habe als sie. War irgend wo etwas zu sehen oder zu hören, was nicht Gott und Religion betraf, so vermied sie den Ort, wo Alle hinliefen, unter einem bescheidenen Vorwand, oder wendete, so es in ihrer Nähe war, ihre Augen und Ohren ab. Sie pflegte zu sagen: Das Ueberflüssige sei die Sünde, und was man von dergleichen den äußeren Sinnen abbreche, erhalte man tausendfältig im Innern wieder. Das Schneiden der Reben und Fruchtbäume mache sie fruchtbarer, und ohne dieses würden sie wild ins Holz schießen.

Besonders merkwürdig ist in der Geschichte ihrer inneren

Führung ein fortwährendes zusammenhängendes Traumbild, welches sie von Jugend auf begleitete. Es wurden ihr alle Ziele ihres Lebens, alle Wege dazu, alle Mühen und Gefahren und Kämpfe auf der Bahn sinnbildlich, wie in einer höchst sinnreichen allegorischen Parabel, vorwarnend und anleitend vor den Ereignissen selbst vorgebildet.

Als sie in ihrem sechzehnten Jahre mit ihren Eltern und Geschwistern auf dem Feld arbeitete, erwachte durch den Klang des Glöckchens des Annunziaten-Klosters in Coesfeld ihre geheime Sehnsucht, ins Kloster zu gehen, so heftig, daß sie ohnmächtig ward, und, nach Hause gebracht, längere Zeit in ein heimwehartiges, verschmachtendes Siechthum fiel. Im achtzehnten Jahre kam sie nach Coesfeld zu einer frommen Näherin, um Nähen zu lernen, war ein paar Jahre dort, und hierauf wieder einige Jahre in Flamske bei den Eltern. Sie bemühte sich bei den Augustinerinnen in Borken, bei den Trappistinnen in Darfeld, bei den Klarissen in Münster um Aufnahme, aber theils ihre, theils der Klöster Armuth ließ es nicht zu. Um ihr zwanzigstes Lebensjahr hatte sie sich durch ihren großen Fleiß etwa zwanzig Thaler mit ihrer Näharbeit erspart, und zog mit diesem für ein armes Bauernmädchen großen Vermögen wieder nach Coesfeld zu einem dortigen frommen Organisten, dessen Tochter sie von ihrem früheren Aufenthalte her kannte. Sie hoffte durch Erlernen des Orgelspielens Aufnahme in irgend einem Kloster zu finden. Jedoch ihre unabweisliche Begierde, den Armen zu dienen und Alles hinzugeben, ließ ihr keine Muße, die Musik zu erlernen, und sie war bald so sehr von Allem entblößt, daß ihre sehr barmherzige Mutter sich ihrer erbarmte und ihr und denen sie mittheilte, Brod, Butter, Milch und Eier zutrug.

Da sprach die Mutter: „Du hast zwar dem Vater und mir ein großes Herzeleid angethan, daß du von uns mit aller Gewalt ins Kloster willst, aber du bist doch noch mein liebes

Kind, und wenn ich den Platz zu Hause ansehe, wo du gesessen hast, so bricht mir das Herz, daß du all dein Erspartes ausgetheilt und nun selbst große Noth hast; ach, du bist doch mein liebes Kind, siehe, da bringe ich einige Lebensmittel!" Und Anna Katharina antwortete dann: „Gott vergelt's, liebe Mutter, ja, ich habe selbst nichts mehr, es ist der heilige Wille Gottes gewesen Andere durch mich zu erhalten, er muß nun sorgen, ich habe ihm Alles gegeben, er wird wohl wissen, wie er uns Allen hilft." Sie blieb einige Jahre in Coesfeld in Arbeit, guten Werken und Gebet, ihre innere Führung währte ununterbrochen fort. Sie war ein folgsames, verschwiegenes Kind an der Hand ihres Schutzengels.

Indem wir in diesem Umrisse ihres Lebens viele Gnaden, Arbeiten und Erlebnisse übergehen, und nur die bedeutendsten Hauptzüge zusammenstellen, müssen wir erwähnen, daß sie in dieser Periode ihres Lebens, etwa in ihrem vier und zwanzigsten Jahre, einer Gnade theilhaftig ward, welche der Herr mehreren mitleidigen Verehrern seines bittern Leidens auf ihrer irdischen Laufbahn verliehen hat, nämlich das sinnliche, körperliche und sichtbare Mitleiden der Schmerzen seines heiligen Hauptes in der Dornkrönung. Wir führen hier ihre Worte an: „Etwa vier Jahre, ehe ich ins Kloster ging, welches am 18. December 1802 geschah, also etwa 1798 in meinem vier und zwanzigsten Jahre, war ich einmal um Mittagszeit in der Jesuitenkirche zu Coesfeld und kniete auf der Orgelbühne vor einem Kruzifix in lebhaftem Gebet. Ich war ganz in Betrachtung versunken, da wurde mir so sachte und so heiß, und ich sah von dem Altare der Kirche her, aus dem Tabernakel, wo das heilige Sakrament stand, meinen himmlischen Bräutigam in Gestalt eines leuchtenden Jünglings vor mich hintreten. Seine Linke hielt einen Blumenkranz, seine Rechte eine Dornenkrone, er bot sie mir zur Wahl dar. Ich griff nach der Dornenkrone, er setzte sie mir auf, und ich drückte

sie mir mit beiden Händen auf den Kopf, worauf er verschwand und ich mit einem heftigen Schmerze rings um das Haupt wieder zur Besinnung kam. Ich mußte gleich darauf die Kirche verlassen, der Meßdiener rasselte schon lange mit den Schlüsseln. Eine Freundin von mir, welche mit mir auf der Orgel gekniet, muß etwas von meinem Zustande gemerkt haben. Ich fragte sie zu Hause, ob sie keine Verwundung an meiner Stirne bemerke, und sprach mit ihr im Allgemeinen von meinem Traum und dem heftigen Schmerze seitdem. Sie bemerkte damals äußerlich nichts, wurde auch nicht weiter durch meine Mittheilung verwundert, denn sie kannte schon dergleichen Zustände an mir, ohne daß ihr jedoch ihre innere Bedeutung ganz klar gewesen wäre. Am folgenden Tage war mir der Kopf über den Augen und an den Schläfen bis zu den Wangen nieder stark geschwollen und ich hatte furchtbare Schmerzen. Diese Schmerzen und die Geschwulst kehrten oft wieder, und währten oft ganze Nächte und Tage. Das Bluten um meinen Kopf merkte ich nicht eher, als da mich meine Gefährtinnen mahnten, eine andere Kopfbinde anzulegen, die ich aufhabe, sei voller Rostflecken. Ich ließ sie auf ihren Gedanken, und richtete meine Kopfbinde so ein, daß ich das Kopfbluten glücklich bis im Kloster verbarg, wo es auch nur eine Person entdeckt und redlich verschwiegen hat."

Von mehreren contemplativen Verehrern des bittern Leidens, welchen die Gnade der Schmerzen-Theilnahme der Dornkrönung unter derselben Vision zweier zur Wahl dargebotenen Kronen geworden ist, nennen wir allein die heilige Katharina von Siena und Pasithea de Crogis, Clarissin desselben Ortes, gestorben 1617. In allen solchen Erfahrungen kehren mit angemessenen Abweichungen dieselben Formen wieder. Der Schreiber dieses hat übrigens diese Affection ihres Hauptes und das Niederströmen des Blutes über die Stirn und das Antlitz bei hellem Tag und in vollkommener Nähe vor seinen Augen mehrmals in solchem Maße

gesehen, daß das Blut ihr Halstuch reichlich überrann. Ja er ist desselben nicht weniger gewiß, als daß ihm selbst der Schweiß je über die Stirne niedergeronnen ist.

Endlich ward ihre Sehnsucht nach dem Kloster erfüllt. Die Eltern einer Jungfrau, welche die Augustinerinnen zu Dülmen gern aufgenommen hätten, erklärten, ihre Tochter nur hingeben zu wollen, wenn Anna Katharina zugleich aufgenommen werde, und das arme Kloster gestand dieses, wiewohl ungern, zu, da Anna Katharina ohne Mittel war.

Am 13. November 1802, acht Tage vor Mariä Opferung, ward sie als Novizin eingekleidet. Was den Klöstern in unseren Tagen an alter Strenge und Ordnung fehlte, um den Beruf der Novizen durch mancherlei Abtödtungen zu prüfen, ersetzte ihr die Vorsehung durch andere Prüfungen, für deren Strenge sie nie genug danken konnte. Mühe, Entsagung und Pein, die man einsam oder mit Andern im Einverständniß sich zur Ehre Gottes auflegt, sind leicht zu ertragen; aber es ist das dem Kreuze Christi ähnlichste Kreuz, ungerechte Beschuldigung, Verschmähung und Strafe ohne Murren und in steter Liebe hinzunehmen. Auf diese Weise hat Gott gefügt, daß alle jene Zucht im Jahr ihres Noviziats unwillkürlich über sie erging, welche eine weise Novizenmeisterin in früherer strengerer Ordenszeit über sie verhängt haben würde, und sie lernte ihren Genossinnen, als Werkzeugen Gottes zu ihrem Heile, auch noch später Vieles in dieser Hinsicht zu verdanken. Weil aber ihrer lebhaften Gemüthsart keine Kreuzschule nöthiger sein konnte als diese, so hat sie Gott ihr ganzes Leben lang fleißig in dieselbe geschickt, ja sie endlich, damit sie nie neben diese Schule laufen möge, mit den Zeichen seiner heiligen fünf Wunden in derselben festgenagelt, und mit ihrer Unfähigkeit natürliche Nahrungsmittel zu nehmen, wie ein fastendes Schulkind darin sitzen lassen, damit sie, so bezeichnet, Vielen ein Aergerniß, von Vielen beschuldigt, verdächtigt und verhöhnt

sei bis an ihr Ende und vielleicht noch bis über ihr Grab. Gott sei für Alles gedankt!

Ihre Lage im Kloster war mannigfach mühselig. Keine ihrer Mitschwestern, kein Priester, kein Arzt hatte einen Begriff von ihrem Zustande; denn, hatte sie zwar ihre wunderbaren Gaben und Seelenzustände früher unter einfältigen Landleuten zu verhüllen gelernt, so ward dieses doch in abgeschlossener Berührung mit einer Schaar zwar frommer und gutmüthiger, aber doch immer neugieriger und wohl auch geistlich eifersüchtiger Mitschwestern unmöglich, und bei dem damals höchst beschränkten Klostergeiste in ihrer Umgebung mußte die große Unbekanntschaft mit den Erscheinungsformen des innern geistlichen Lebens um so bedrängender für sie werden, als alle jene Erscheinungen in ihren seltsamsten Formen in größter Fülle an ihr hervortraten. Alle Reden, allen Verdacht gegen sie sah und empfand sie wie scharfe Pfeile in ihr Herz fliegen, wenn auch diese Aeußerungen am andern Ende des Klosters geschahen. Ihr Herz fühlte sich tausendfältig durchbohrt. Sie ertrug Alles, ohne ihr Mitwissen merken zu lassen, mit Geduld und Liebe. Aber manchmal trieb sie in einem erhöhten Zustande die Liebe, sich vor einer gegen sie Mißwilligen niederzuwerfen und sie unter Thränen um Verzeihung zu bitten. Daraus entstand Verdacht des Behorchens, irgend ein versteckter Groll sah sich veroffenbart, man konnte sich das nicht erklären, und fühlte sich durch das unwillkürliche Offenliegen seines versteckten Innern vor ihr unheimlich.

Da die Ordensregel ihr ein heiliges Gesetz, im Kloster aber in manchen kleinen Beobachtungen vernachlässigt war, so sah sie im Geist alle diese Uebertretungen, und erschien wohl manchmal vom innern Geiste getrieben da oder dort plötzlich, wo durch Plauderei oder Fehler gegen die Armuth die Regel verletzt wurde, und sprach unvorsätzlich die verletzten Stellen der Regel aus. Solche Ereignisse aber mußten ihr in den Augen der Sorgloseren

einen geisterhaften, unheimlichen Charakter geben. Gott schenkte ihr die Gabe der Thränen in hohem Maße, sie mußte vor ihm reichlich alle Sünden und Undankbarkeiten der Menschen, alle Mängel und Leiden der Kirche, alle Unvollkommenheiten ihrer Umgebung und ihre eigene Armuth an Tugend oft mehrere Stunden lang in der Kirche beweinen. Diese Thränen des höheren Mitleides, wer hätte sie verstanden, als der, vor dem sie geweint wurden. Den Menschen erschienen sie Eigensinn, Unzufriedenheit u. s. w. Sie mußte auf Befehl ihres Beichtvaters öfter als die Anderen das heilige Sakrament empfangen, weil sie häufig aus Sehnsucht nach dieser Seelenspeise zu sterben drohte. Diese Seelenstimmung erregte Eifersucht und wohl auch Vorwurf der Heuchelei.

So mußte sie vielen Kummer und auch wohl den Vorwurf ertragen, daß man sie als ein ungeschicktes blutarmes Bauernmädchen aufgenommen habe. Der Gedanke, daß auf diese Weise ihretwegen Sünde geschehe, war ihr am schmerzhaftesten, und sie hörte nicht auf, zu Gott zu beten, er möge doch sie die Strafe für diese Verletzung der Nächstenliebe tragen lassen. Bald hierauf fiel sie in eine schwere Krankheit, welche um Weihnachten 1802 mit heftigem Schmerz um das Herz begann. Dieser Schmerz verließ sie auch nach der Genesung nicht, und sie erduldete ihn schweigend mehrere Jahre, bis sie im Jahr 1812 in einer Ekstase an dieser Stelle die äußere Signatur eines Kreuzes empfing, wie weiter unten bemerkt werden wird. Die Ansicht, daß sie als schwach und krank dem Kloster mehr lästig als nützlich sein werde, konnte den guten Willen zu ihr nicht mehren, aber sie arbeitete und diente unermüdet und liebte Alle, und war nie in ihrem Leben so selig, als hier in Armuth und Mühseligkeit aller Art.

Am 13. November 1803 legte sie in ihrem acht und zwanzigsten Jahre ihre feierlichen Gelübde ab, und war nun eine verlobte Braut Christi im Kloster Agnetenberg der Augustinerinnen

zu Dülmen. „Nach meiner Gelübdeablegung sind mir auch meine liebe Eltern wieder gut geworden. Mein Vater und mein ältester Bruder brachten mir zwei Stück Linnen zum Geschenke. Mein frommer aber strenger Vater, der mit meiner ganzen Familie mich ungern ins Kloster ließ, hatte mir beim Abschied gesagt, mein Begräbniß wolle er gern bezahlen, aber zum Kloster gebe er mir nichts. Er hielt Wort, das Linnentuch war das Leichentuch zu meinem Begräbniß ins Kloster."

So sehr sie auch den vollen Strom der Gnade, den Gott über ihr Inneres ergoß, zu verhüllen strebte, gab dennoch die Freudenseligkeit einer von heiliger Liebe trunkenen geweihten Braut Jesu Christi ihrem ganzen Wesen einen Adel, welchen keine Demüthigung ihr rauben konnte. Sie selbst sagt: „Ich wußte nichts von mir, ich dachte nur an Jesum und meine heiligen Gelübde, meine Mitschwestern verstanden mich nicht. Ich konnte ihnen meine Zustände nicht erklären. Ich war mitten darin. Jedoch hat Gott noch viele Gnaden, die er mir erwies, vor ihnen verborgen, sonst würden sie ganz irr an mir geworden sein. Bei allen Schmerzen und Leiden war ich nie in meinem Innern so reich, ich war überglückselig. Ich hatte einen Stuhl ohne Sitz, und einen Stuhl ohne Lehne in meiner Zelle, und sie war doch so voll und prächtig, daß mir oft der ganze Himmel darin zu sein schien. Wenn ich aber manchmal Nachts in meiner Zelle von der Liebe und Barmherzigkeit des Herrn hingerissen in trunkener vertraulicher Rede gegen ihn ausbrach, wie ich es von Kind auf gethan habe, und ich wohl belauert ward, ward ich großer Keckheit und Vermessenheit gegen Gott beschuldigt, und da ich einmal unwillkürlich erwiederte, es scheine mir eine größere Vermessenheit, den Leib des Herrn zu empfangen, ohne so vertraut mit ihm gesprochen zu haben, ach, da wurde ich sehr ausgeschmält. Bei allem dem lebte ich mit Gott und allen seinen Geschöpfen in seligem Frieden. Wenn ich im Garten arbeitete

kamen die Vögel zu mir, setzten sich mir auf den Kopf und die Schultern, und wir lobsangen Gott zusammen. Ich sah meinen Schutzengel immer an meiner Seite, und so viel auch der böse Feind gegen mich hetzte, ja mich selbst mit Poltern, Schlagen und Werfen mißhandelte, konnte er mir doch keinen großen Schaden thun, ich hatte immer Schutz und Hülfe und Vorwarnung. Meine Sehnsucht nach dem heiligen Sakramente war so unwiderstehlich, daß ich oft Nachts im Schlafe zu ihm hingezogen meine Zelle verließ, und in der Kirche, so sie offen war, oder an der verschlossenen Kirchenthür, oder an der Kirchenmauer selbst im strengen Winter mit ausgebreiteten Armen in Erstarrung kniete oder lag, und so von dem Priester des Klosters, der barmherzig früher kam mir die heilige Kommunion zu reichen, gefunden wurde. Wie er aber nahte und die Kirche öffnete, erwachte ich und eilte an die Kommunionbank, und fand meinen Herrn und Gott. In meinen Verrichtungen als Küsterin wurde meine Seele oft plötzlich wie weggerissen, und ich kletterte, stieg und stand in der Kirche auf hohen Stellen, an Fensterblenden, Vorsprüngen und Bildwerk, wo es menschlicher Weise hinzugelangen unmöglich schien. Da reinigte und zierte ich dann Alles. Immer war mir, als seien gütige Geister und Wesen um mich, die mich hoben, hielten und mir halfen. Ich hatte kein Arg darüber, ich war es von Kind auf gewohnt, ich war nie lang allein, wir thaten Alles so schön und lieblich mitsammen. Nur unter manchen Menschen war ich so allein, daß ich weinen mußte, wie ein Kind, das heim will."

Viele merkwürdige Erscheinungen des extatischen Lebens an dieser Jungfrau übergehend, verweisen wir den Leser auf das Leben der St. Magdalena a Pazzis, mit deren Zuständen die ihrigen in dieser Zeit viele Aehnlichkeit darboten, und sprechen von ihren Krankheiten.

Von zartem, behendem, keineswegs robustem Körperbaue

hatte sie sich von Kind auf trotz steter Kasteiungen, Fasten, Wachen, nächtlichem Gebet im Freien, dennoch in jeder Jahreszeit den schwersten, angestrengtesten Feldarbeiten hingegeben, und dabei alle Last ihrer ununterbrochenen Seelenzustände ertragen. Kein Wunder daher, daß sie unter fortgesetzter schwerer Garten- und Hausarbeit und der Steigerung aller ihrer seelischen Arbeiten und Leiden mehrmals im Kloster erkrankte. Aber ihre Krankheiten hatten zugleich eine andere Veranlassung. Wir wissen nämlich durch vierjährige, tägliche, angestrengte Beobachtung neben ihr, und selbst aus eigener Erfahrung, wie auch durch ihr schüchternes Eingeständniß, daß ein großer Theil ihrer Krankheiten und Schmerzen ihr ganzes Leben hindurch, und vorzüglich im Kloster, als dem reichsten Mittelpunkte ihres Lebens, aus übernommenem Leide für Andere entsprang. Entweder, daß sie die Krankheit eines Andern, der nicht mit Geduld zu leiden vermochte, mitleidig auf sich herüberflehte, und, ihn zu erleichtern, ganz oder theilweis auslitt, oder daß sie sich, irgend eine Schuld oder Noth zu tilgen, Gott hingab, und daß der Herr, ihr Opfer annehmend, sie jene Schuld in irgend einer entsprechenden Krankheitsform, als Sühnung derselben, in Vereinigung mit den Verdiensten seines bittern Leidens tilgen ließ.

Es waren also in ihr eigene Krankheiten, übernommene Krankheiten Anderer, und in Krankheitsformen auf sie übertragene Verschuldungen und Mängel Anderer, ja Gebrechen und Versäumnisse ganzer Theile der christlichen Gemeinde und sehr häufig die mannigfaltigsten Genugthuungsleiden für die armen Seelen. Alle diese Leiden stellten sich, unter dem schnellsten Wechsel sich entgegengesetzter Krankheitssymptome, an ihr als ihre Krankheit dar, und waren als diese dem Arzt und dessen zeitlicher Wissenschaft Preis gegeben, der das zu heilen strebte, was sie zu leiden lebte. Sie selbst sagte hierüber: „Ruhig leiden zu können ist mir immer als der beneidenswertheste Zustand des

Menschen erscheinen, ja, wäre der Neid keine Unvollkommenheit, die Engel würden uns um das Leidensvermögen beneiden. Das ersprießliche Leiden muß aber auch den verkehrten Trost und die verkehrten Heilmittel und alle andere Gewichte auf das zu tragende Kreuz geduldig und dankbar hinzunehmen. Ich kannte meine Zustände selbst nicht in ihrer ganzen Bedeutung und Verbindung. Von Jenseits erhielt ich die Aufgabe im Geist, und mußte sie Diesseits leiblich ausfechten. Ich hatte mich meinem himmlischen Bräutigam ganz als ein Opfer hingegeben, er ließ an mir seinen heiligsten Willen geschehen, übrigens war ich in der Welt, und mußte der Welt Ordnung und Weisheit über mich ohne Murren ergehen lassen. Hätte ich meine Zustände ganz überschaut, und Zeit und Gabe gehabt, sie zu erklären, so wäre doch Niemand da gewesen, der mich verstanden haben würde. Vor Allem aber würde ein Arzt mich wohl gar für wahnsinnig gehalten und darum seine theuren und peinlichen Arzneien noch vermehrt haben. So habe ich denn durch Arzneimittel zur Unzeit mein ganzes Leben hindurch, und besonders im Kloster, unendlich gelitten. Oft, wenn ich dadurch dem Tode nahe war, erbarmte sich Gott meiner auf übernatürliche Weise und sendete mir wunderbare Heilmittel, die mich herstellten."

Vier Jahre vor der Aufhebung des Klosters besuchte sie ihre Eltern auf ein paar Tage in Flamske. Zu dieser Zeit kniete sie einmal während mehrerer Stunden vor dem wunderthätigen Kreuze hinter dem Altare der Lambertus-Kirche zu Coesfeld in Gebet und Betrachtung. Sie bat Gott um den Frieden und die Einigkeit ihres Klosters, opferte ihm das bittere Leiden Jesu Christi, ihres himmlischen Bräutigams, zu diesem Zweck auf, und flehete in zärtlichem Mitleiden mit den Schmerzen Jesu am Kreuz, einen Theil seiner Marter mitfühlen zu können. Seit diesem Gebete fühlte sie ein stetes Brennen und Schmerzen in den Händen und Füßen, und war wie in einem ununter-

brochenen Fieber, für dessen Folgen sie jene Schmerzen hielt; an die Erhörung ihres Gebetes wagte sie nicht zu glauben. Oft vermochte sie wegen der Schmerzen in den Füßen nicht zu gehen, und der Schmerz in den Händen erlaubte ihr manche Arbeit, z. B. das Graben im Garten, nicht mehr. Sie sagte: „Als ich in diesen Schmerzen kurz vor der Aufhebung des Klosters mehrmals um Erkenntniß unserer Fehler und Linderung meiner inneren Leiden flehte, erhielt ich verschiedenemal die deutliche Antwort vor dem heiligen Sakramente: „Meine Gnade sei dir genug, ach, bin ich dir denn nicht genug?““

Am 3. December 1811 ward das Kloster aufgehoben und die Kirche geschlossen. Die Klosterfrauen zogen nach und nach aus. Anna Katharina blieb krank und arm zurück. Eine mitleidige Magd des Klosters diente ihr aus Barmherzigkeit. Auch ein alter frommer emigrirter Priester, der im Kloster die Messe las, blieb noch in seiner Wohnung. Er, sie und die Magd, als die Aermsten, verließen das Kloster erst im Frühjahre 1812. Sie war noch so krank, daß sie sich mühselig mußte herausführen lassen. Der Priester bezog eine kleine Wohnung bei einer armen Wittwe des Ortes; sie ein armes Kämmerchen ebener Erde desselben Hauses, ihre Fenster sahen auf die Straße. Hier lebte sie bis gegen Herbst dieses Jahres (1812) in fortwährender Kränklichkeit ein Gott innigvertrautes, der Welt unbekanntes Leben. Ihre Gebetsentzückungen und der stete Verkehr ihrer Seele mit einer andern Welt hatten sich verdoppelt. Sie nahte einem schweren Berufe, den sie wohl selbst nicht kannte, und zu welchem sie nichts beitrug, als sich, wie eine Magd des Herrn, dem Willen Gottes gehorsam hinzugeben, dem es um diese Zeit gefallen hat, ihren kranken jungfräulichen Leib mit dem Zeichen seines Kreuzes und seiner Kreuzigung — den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit, und manchen sogenannten Christen beides — zu bezeichnen.

Sie hatte von Jugend auf gebetet, der Herr möge ihr sein heiliges Kreuz fest in die Brust eindrücken, damit sie doch keinen Augenblick seiner unendlichen Liebe vergesse. Sie hatte hiebei aber nie an ein äußeres Zeichen gedacht. Sie betete nun, wieder in die Welt zurückgestoßen, eifriger als je in diesem Sinn, und als sie den 28. August, am Feste ihres heiligen Ordenspatrons Augustinus, krank zu Bette liegend, in solchem Gebet in Entzückung mit ausgebreiteten Armen erstarrt war, sah sie, als nahe ihr, aus der Höhe von der rechten Seite kommend, ein leuchtender Jüngling, wie sie immer die Erscheinung ihres himmlischen Bräutigams zu sehen pflegte, und es machte ihr derselbe mit seiner Rechten das Zeichen eines gewöhnlichen Kreuzes über ihren Leib. Wirklich empfing sie damals das einem Muttermal ähnliche Malzeichen eines Kreuzes auf der Magengegend. Es bestand aus zwei gekreuzten, etwa drei Zoll langen, einen halben Zoll breiten Streifen. Dieses Malzeichen bedeckte sich später öfters wie mit einer Brandblase, welche, sich öffnend, besonders Abends eine brennende farblose Feuchtigkeit in solchem Maaß ergoß, daß mehrfach gefaltete Tücher davon durchnäßt wurden. Sie wußte längere Zeit nichts davon und glaubte heftig zu schwitzen. Die eigentliche Bedeutung dieses Zeichens ist nie erforscht worden.

Einige Wochen später kniete sie mit ausgebreiteten Armen in extatischer Erstarrung in ähnlichem Gebete, da sah sie dieselbe Erscheinung nahen, die ihr mit der rechten Hand ein kleines, etwa drei Zoll hohes Kreuz von der Gestalt eines Y, wie sie das Kreuz Christi im „bittern Leiden" beschreibt, darreichte, welches sie mit heftiger Inbrunst gegen die Mitte ihrer Brust an das Brustbein drückte und zurückgab. Dies Kreuz beschrieb sie weich und weiß gleich Wachs. — Sie wußte nicht, daß sie hiedurch ein äußeres Zeichen empfangen habe, und als sie bald hierauf, um sich zu erholen, mit dem Töchterchen ihrer Hausfrau den

Garten eines alten ehemaligen Eremiten bei Dülmen besuchte, sank sie daselbst plötzlich in exstatische Bewußtlosigkeit, und wurde, nachdem sie sich erholt, von einer Bäuerin nach Hause geführt. Da nun in diesen Tagen die heftige Gluth auf ihrer Brust immer zunahm, sah sie das Mal eines roth durch die Haut schimmernden drei Zoll hohen Gabelkreuzes auf ihrem Brustbeine. Durch ihre Mittheilung dieser Erscheinung an eine ihr vertraute Mitschwester wurde ihr seltsamer Zustand nach und nach ruchbar. Am Aller-Seelenfeste (2. November 1812) ging sie zum letzten Mal aus. Sie schleppte sich mühselig zur Kirche. Von nun an war sie bis Ende des Jahres scheinbar in steter Todesnähe und ward mit allen heiligen Sakramenten versehen. Um Weihnachten erschien an der Höhe des Kreuzmales auf ihrem Brustbein ein kleiner Fortsatz in gleicher Kreuzgestalt, so daß dieses Brustkreuz nun ein doppeltes Gabelkreuz bildete. Dieses Kreuz schwitzte anfangs alle Mittwoche, mit wenigen Abweichungen, Blut in dichter Reihe von Schweißpunkten über seiner ganzen Linie aus, so daß man vollkommene Abdrücke desselben auf aufgelegten Papierblättern empfangen konnte. Später versetzte sich diese Blutung auf den Freitag. 1814 ward diese Blutung seltener, und es zeigte sich das Kreuz an den normalen Tagen nur mit einer Feuerröthe. Jedoch schwitzte dieses Kreuz auch noch später und namentlich an den Charfreitagen. Man achtete jedoch nicht mehr darauf. Am 30. März 1821 beobachtete es der Schreiber in hoher Röthe und auf seiner ganzen Linie Blut ausschwitzend. Im gewöhnlichen Zustande war sein Umriß nur bei genauem Anschauen etwa zwei Linien breit, durch kleine Hautsprünge, wie sie bei starkem Froste das Bersten der Haut zu bilden pflegt, farblos bemerkbar. Der Blutung ging große Hitze in dieser Gegend der Brust voraus, es erschien unter der Haut ein rother, beinahe Zoll breiter Hof von andringendem Blut um seine ganze Gestalt, welcher mit dem Ausbluten erlosch.

Aehnliche Signaturen mit Kreuzen kommen bei mehreren Personen gleicher Richtung vor, unter Anderen bei Katharina de Raconisio, Marina de Escobar, Emilia Bichieri, Juliana Falconieri u. s. w.

In den letzten Tagen des Jahres 1812 trat ihre Stigmatisation ein. Drei Tage vor Neujahr (29. December 1812), ungefähr um 3 Uhr Nachmittags, lag sie sehr krank in ihrem Stübchen mit ausgebreiteten Armen in extatischer Erstarrung auf ihrem Bette. Sie betrachtete die Leiden des Herrn und flehte, von heftigem Mitleide bewegt, mit ihm zu leiden. Sie betete fünf Vater unser zu Ehren der heiligen fünf Wunden, kam in eine große Innigkeit und fühlte einen heißen Durst nach den Schmerzen des Herrn. Ihr Angesicht war von glühender Röthe übergossen. Da sah sie ein Leuchten von oben zu sich herabkommen, und in diesem die Lichtgestalt des gekreuzigten Herrn wie lebendig, seine Wunden leuchteten wie fünf helle Lichtkreise aus dem Bilde hervor. Ihr Herz fühlte sich von einem gewaltigen Schmerz und von Freude bewegt, ihre Begierde mitzuleiden, ward bei dem Anblicke der heiligen Wundmale so heftig, daß es ihr schien, als flehe ihr Mitleid aus ihren Händen, ihren Füßen und ihrer rechten Seite nach den Wundmalen der Erscheinung hin. Da schossen zuerst aus den Händen, dann aus den Füßen und endlich aus der Seitenwunde der Kreuzerscheinung, und zwar aus jeder einzelnen Wunde dreifache blutrothe Lichtstrahlen, die sich pfeilförmig endeten, nach ihren Händen und Füßen und ihrer rechten Seite. Die drei Strahlen, welche aus der Seite der Erscheinung kamen, erschienen weiter von einander getrennt und breiter, und endeten lanzenförmig. Im Augenblicke der Berührung drangen Blutstropfen an den Malstellen hervor. Sie lag noch lang in bewußtlosem Zustand, und wußte erwachend nicht, wer ihr die ausgespannten Arme wieder niedergebeugt hatte. Sie sah mit Staunen das Blut in der Mitte ihrer Hände, und empfand heftige Schmerzen an allen

Malstellen. Das Töchterchen ihrer Hausfrau war, nach ihr zu sehen, in die Stube getreten, hatte das Blut an ihren Händen bemerkt und es der Mutter erzählt, diese fragte besorgt, was ihr geschehen, sie bat um Stillschweigen. Sie fühlte nach der Stigmatisation eine Veränderung in ihrem Körper, es war, als wendete sich ihr Blutumlauf und dringe mit heftigem Ziehen nach den Malstellen hin. Sie sagte selbst: „Es ist dieses unaussprechlich."

Die obige Erzählung der Umstände, unter welchen sie alle diese Zeichen empfangen, verdankt der Schreiber einem eigenthümlichen Ereignisse. Sie hatte nämlich am 15. December 1819 eine umständliche Vision von Allem, was bis jetzt an ihr ergangen, und zwar der Art, daß sie glaubte, es sei dieses Alles einer andern Klosterfrau, die nicht weit von ihr wohnen müsse, gerade so wie ihr geschehen, und sie erzählte alle die Umstände mit großem Mitleiden und Theilnahme und einer tiefen Demüthigung, ohne es zu wissen, gegen sich selbst.

Es war höchst rührend, sie sprechen zu hören: „Ich darf nicht mehr klagen, ich habe die Leiden dieser armen Klosterfrau gesehen, ihr Herz ist von einem Kranze stechender Dornen umgeben, sie trägt so stille und lächelt noch. Ich muß mich schämen zu klagen, sie hat eine viel größere Last als ich" u. s. w. Aus solchen Selbstgesichten, die sich mehrmals übereinstimmend wiederholten, und die später von ihr als ihre eigene Geschichte anerkannt wurden, sind die Umstände ihrer Stigmatisationen mitgetheilt, welche man nur auf diese Weise so detaillirt erhalten konnte; denn sie selbst sprach aus Demuth nie von diesen Ereignissen, und von ihrer geistlichen Obrigkeit gefragt, woher diese Wunden rührten, sagte sie höchstens: „Ich hoffe, daß sie von Gott herrühren." Der Raum verbietet hier von der Stigmatisation überhaupt zu reden. Die Anzahl der bekannt gewordenen frommen Personen, welche in der katholischen Kirche, seit Franz

von Assisi, diesen den Theologen unter dem Namen Vulnus divinum, Plaga amoris viva bekannten Grad der betrachtenden Jesusliebe, als die höchste Signatur des mit Jesu leidenden Mitleidens, erlangt haben, ist keineswegs gering. Es sind ihrer wenigstens an fünfzig bekannt geworden, wovon an anderem Orte. Die Kapuzinerin Veronica Giuliani, gestorben 1727 in Citta di Castello, ist die letzte Heiliggesprochene (26. Mai 1831) aus dieser Zahl. Ihre 1810 bei Schmitz in Köln erschienene Biographie bietet ein Bild des Zustandes solcher Personen und auch in vieler Hinsicht unserer Anna Katharina dar. Die bekannteren Zeitgenossen, welche vor der Letzteren so bezeichnet waren, sind die Dominikanerinnen Columba Schanolt zu Bamberg, gestorben 1787, und Magdalena Lorger zu Hadamar, gestorben 1806, die Kapuzinerin Rosa Serra zu Ozieri in Sardinien, stigmatisirt 8. Mai 1801 (gestorben?). Josepha Kümi aus Wollrau im Kloster Wesen am Wallenstädtersee, welche 1815 noch lebte, seitdem aber gestorben ist, gehörte auch in diesen Kreis, wir entsinnen uns jedoch jetzt nicht genau, ob sie stigmatisirt war.

Seit Anna Katharina nicht mehr zu gehen vermochte und bettlägerig ward, begann auch ihre Nahrungslosigkeit, sie konnte bald nichts mehr als Wasser mit wenig Wein vermischt, dann allein Wasser und selten etwas aus einer Kirsche oder Pflaume ausgesaugten Saft zu sich nehmen, alle andere consistente Nahrung, auch im kleinsten Maaße, brach sie mit Würgen von sich. Diese Unfähigkeit Nahrung zu nehmen, oder auch diese Fähigkeit, ohne andere Nahrung als Wasser während längerer Zeit zu leben, ist gelehrten Aerzten als merkwürdiger Krankheitsfall keineswegs unerhört, und umsichtige Theologen werden im Leben contemplativer Asceten, und namentlich der Extatischen und Stigmatisirten, der Erscheinung, daß mehrere außer dem heiligen Sakramente lange keine Speise zu sich nahmen, häufig begegnen. Wir erwähnen unter vielen Anderen Nicolaus

von der Flüe, Lidwina von Schiedam, Katharina von Siena, Angela von Fuligno, Ludovica de Ascensione u. s. w.

Alle diese Erscheinungen an Anna Katharina blieben bis zum 25. Februar 1813 in ihrer nächsten Umgebung verschwiegen, wurden dann durch Zufall einer ehemaligen Klostergenossin der Kranken bekannt und Ende März Stadtgespräch. Am 23. März unterwarf sie der Physikus des Orts einer Untersuchung, ward gegen alle seine Erwartung von der Wahrheit überzeugt, nahm ein Protokoll über sie auf, ward und blieb ihr Arzt und Freund bis zu ihrem Tod (1824). Am 28. März sendete die geistliche Obrigkeit zu Münster eine Untersuchungs-Commission zu ihr. Die Kranke erwarb sich dabei das Wohlwollen ihrer Obrigkeit und die Freundschaft des gottseligen Dechants Overberg, der fortan jährlich auf mehrere Tage zu ihr reiste, und ihr Gewissensrath und Tröster blieb. Die Achtung des Arztes bei dieser Untersuchung, Obermedizinalraths von Druffel, ward ihr, so viel bekannt, nie wieder entzogen. Er gab in der medizinischen Zeitung, Salzburg 1814. 1r Band Seite 145 und 2r Band Seite 17 über alle Erscheinungen an der Kranken in ärztlicher Hinsicht eine ausführliche Nachricht, worauf wir hier hinweisen. Am 4. April 1813 kam der kaiserlich französische General-Polizei-Commissär Garnier von Münster zu ihr, beobachtete und ließ sich berichten, und belehrt, sie prophezeihe nicht, noch rede sie von politischen Dingen, erklärte er sie außer dem Bereiche der Polizei. Er sprach 1826 noch mit großer Achtung und Rührung in Paris von ihr.

Am 22. Juli 1813 kam Overberg mit Graf von Stollberg und dessen Familie von Münster zu ihr. Sie blieben bis 24. Juli. Stollberg bezeugte in einem mehrfach abgedruckten Brief an die Gräfin Stollberg die Wahrheit aller Erscheinungen an der Kranken und seine herzliche Verehrung für sie. Er blieb ihr Freund bis zu seinem Tod, und seine Familie hörte nicht auf, sich bis zu ihrem Ende in ihr Gebet zu empfehlen.

Am 9. September 1813 kam Overberg mit der Tochter der 1806 verstorbenen Fürstin Gallitzin zu ihr, sie blieben bis zum 11. September und waren Augenzeugen der reichlichen Blutung aller ihrer Wundmale. Diese ausgezeichnete Frau wiederholte ihre Besuche, und blieb als vermählte Fürstin Salm nebst ihrer Familie in stetem Gebetsvereine mit Anna Katharina; ebenso fanden andere edle Familien und Trostsuchende jedes Standes Erbauung an ihrem Krankenlager. — Am 23. October 1813 brachte man sie in eine andere Wohnung, die auf einen Garten sah. Man stieg nun eine Wendeltreppe zu ihr, und die arme Klosterfrau ging von Tag zu Tag in ein mühseligeres Dasein über. Die Zeichen, welche sie durch Gottes Willen trug, wurden für sie bis zum Tod eine Quelle unsäglicher Leiden; ohne daran zu denken, wie sehr sie unaustilgbare Gnadenzeugnisse der heiligsten Weihestunden ihres Lebens seien, trug sie dieselben zu ihrer Demüthigung als ein ihr für ihre Sünden aufgelegtes schweres Kreuz. Ihr armer Leib selbst mußte Christum den Gekreuzigten predigen. Es war ein schwerer Beruf, Allen ein Räthsel, den Meisten eine Verdächtige, Vielen ein Gegenstand scheuer Verehrung zu sein, ohne in Ungeduld, Haß oder Stolz zu fallen.

So gern sie sich vor der Welt verschlossen hätte, nöthigte sie bald der Gehorsam, unzähligen Neugierigen ein Gegenstand der verschiedenartigsten Beurtheilung zu werden. Die heftigsten Schmerzen leidend, hatte sie gewissermaßen auch noch ihr Eigenthumsrecht an sich selbst verloren, und war ohne irgend einen Vortheil zum Nachtheil ihres Leibes und ihrer Seele durch Mangel an Ruhe und Sammlung gleichsam zu einer Sache geworden, welche zu beschauen und zu beurtheilen Jedermann das Recht zu haben glaubte. Die Anmaßung ging weit, ein stark beleibter Fremder, dem die enge Wendeltreppe beschwerlich ward, klagte, daß diese Person, welche eigentlich an der Heerstraße liegen müßte, so unbequem hoch gelegt sei.

Aehnlich Bezeichnete in früherer Zeit bestanden in Abgeschlossenheit die Prüfung der geistlichen Obrigkeit und vollendeten ihre schwere Aufgabe von heiligen Mauern geschützt; unsere arme Freundin aber aus einer Klostergemeinde, welcher sie selbst ein Räthsel war, in einer übermüthigen, seichten und ungläubigen Zeit in die eitle Welt gestoßen und mit den Ordenszeichen der Passion Christi belehnt, mußte das blutige Gewand des Keltertreters am lichten Tage vor vielen Menschen tragen, welche kaum an Jesu eigene Wunden, viel weniger an deren Ebenbild glaubten. So war sie, die so viele Stunden ihrer Jugend bei Tag und Nacht vor den Stationsbildern des Leidensweges Christi und vor den Kreuzen am Wege gebetet hatte, nun selbst wie ein Kreuz am Wege geworden, von dem Einen mißhandelt, von dem Andern mit Thränen der Buße begrüßt, von dem Dritten als Gegenstand der Kunst und Wissenschaft betrachtet, und von den Unschuldigen mit Blumen geschmückt.

Im Jahre 1817 zog ihre fromme alte Mutter vom Land auf ihre Stube, um bei ihr zu sterben. Sie erwies ihr Kindesliebe durch Trost und Gebet, und drückte ihr am 13. März mit ihren so ehrwürdig bezeichneten Händen die Augen dankbar zu, welche ihre Jugend so treu bewacht und so viele Thränen der Mutterliebe ihrethalben geweint hatten. Mit dem reichen Erbschatze, den ihr die Mutter hinterließ, reichte Anna Katharina überflüssig bis zum Tod aus und hinterließ ihn ungemindert allen Freunden zu ewiger Nutznießung. Es bestand dieses Erbe in den drei Sprichworten: Herr! wie du willst, und nicht, wie ich will. — Herr! gib Geduld und dann schlage tüchtig zu! — Taugt es nicht in den Topf, so taugt es doch darunter. Dieses letzte Sprichwort aber hatte den Sinn: Kann dieses nicht zur Speise dienen, so kann man doch es verbrennen und die Speise dabei kochen; erquickt dieses Leid mein Herz nicht, so kann ich doch, es geduldig ertragend, das Feuer der Liebe damit mehren,

durch welches dieses Leben allein genießbar wird. Sie gebrauchte diese Sprichworte oft und gedachte immer der Mutter mit Dank dabei. Der Vater war früher gestorben.

Der Schreiber dieser Blätter erhielt zuerst durch eine Abschrift des obenerwähnten Briefes Stollberg's und später durch einen Freund, der mehrere Wochen bei der Kranken gelebt, eine umfassendere Kenntniß ihres Zustandes. Im September 1818 eingeladen, mit J. M. Sailer nach langer Trennung auf dessen Reise zu dem Grafen Fr. L. von Stollberg in Westphalen zusammen zu treffen, begab er sich nach Sondermühlen zu Letzterem, der ihn nach Münster an Overberg empfahl, und dieser führte ihn durch einen Brief an den Arzt der A. K. Emmerich bei derselben ein. Gütig aufgenommen, besuchte er sie am 17. September 1818 zum ersten Mal. Sie erlaubte ihm, bis zu Sailer's Ankunft, täglich mehrere Stunden bei ihr zuzubringen, und bewies ihm mit rührender Arglosigkeit ein so kindliches Vertrauen, als er es nie von irgend einem Menschen genossen. Sie mochte wohl erkennen, daß sie in hohem Grad ein geistliches Almosen an ihm übte, indem sie alle ihre Führungen, Erfahrungen, Freuden und Leiden von Kind auf bis heute ohne irgend eine Scheu vor ihm aussprach, und sie that dies bis zur freudigen Gastfreiheit, ohne alle Sorge, da sie sich von ihm nicht durch übertriebene Bewunderung in ihrer Demuth gestört fühlte. Sie gab alles ihr Inneres mit der freudigsten Barmherzigkeit hin, mit welcher ein gottseliger Einsiedler jeden Morgen die Blumen und Früchte seines Gartens, die ihm über Nacht wieder wachsen, einem mühseligen Wanderer zur Erquickung reicht, der in der Wüste der Welt verirrt, sich bei seiner Klause zurecht gefunden hat. Gott auf Leben und Tod hingegeben, that sie Alles, wie ein Kind Gottes, arglos und absichtslos so hin. Gott vergelte es! Der Schreiber schrieb täglich Alles nieder, was er an ihr bemerkte, oder was sie ihm aus ihrem innern

und äußern Leben erzählte. Alles, bald durch die kindlichste Naivität, bald durch die eigenthümlichste Tiefsinnigkeit überraschend, ließ den großartigen Zusammenhang ahnen, der später hervortrat, da es sich entdeckte, daß die heiligende Vorwelt, die entheiligende Mitwelt und die richtende Nachwelt sich fortwährend als ein historisches und zugleich allegorisches Drama nach den Motiven und der Scenenfolge des Kirchenjahres vor, in und mit ihr abspielten, denn alles dieses war der Leitfaden ihrer Gebets- und Leidensopfer für die streitende Kirche in zeitlicher Bedrängniß.

Am 22. October 1818 kam Sailer zu ihr, als er unten im Hause durchwandelnd bemerkte, daß sie im Hinterhaus einer Schenke wohnte und unter ihrem Fenster eine Kegelbahn rasselte, sagte er in seiner scherzhaften und doch tiefen Weise: „Schau, schau, so ist es gerade recht, so muß es sein: die kranke Nonne, die Braut unseres Herrn, wohnt in einer Schenke über der Kegelbahn, gerade wie die Seele des Menschen in seinem Leibe.“ Sein Zusammenkommen mit der Kranken war sehr rührend und innig, zwei von Jesu Liebe brennende Herzen, auf den verschiedensten Wegen von der Gnade geführt, begegneten sich bei dem Kreuze, mit welchem das Eine sichtbar bezeichnet war. Freitag den 23. October war Sailer den ganzen Tag meist allein bei ihr, er überzeugte sich von den Blutungen ihres Hauptes, ihrer Hände und Füße, und sie fand den mannigfachsten Trost in Bezug auf ihre inneren Erfahrungen bei ihm. Auf ihre Anfrage empfahl er ihr dringend die unbefangenste Mittheilung an den Schreiber, worüber er sich auch mit diesem und ihrem gewöhnlichen Seelsorger aussprach. Mit großer Rührung überzeugte er sich von ihren ekstatischen Zuständen, ihrem Gehorsame gegen geistlichen Befehl und ihrer überraschenden Anregung durch Segen, Geweihtes und Reliquien. Sie beichtete ihm, wozu er die Erlaubniß von der geistlichen Behörde als Fremder begehrt und empfangen hatte. Samstag den 24sten reichte er ihr das heilige Sakrament und

reiste weiter zu Stollberg. Auf der Heimreise blieb er im Anfange des Novembers abermals einen Tag bei ihr. Er war ihr bis zu ihrem Tod ein Freund, hat für sie gebetet und in ernsten Angelegenheiten ihr Gebet verlangt. Der Schreiber blieb bis zum Januar, und kehrte im Mai 1819 zu ihr zurück, wo er mit weniger Unterbrechung bis zu ihrem Tode seine Beobachtungen fortsetzte. Ihr stetes Gebet, Gott möge ihr die äußerlichen Wundmale nehmen, damit sie der Beunruhigung nicht erliege, ward nach sieben Jahren erhört.

Gegen Ende von 1819 wurden die wöchentlichen Blutungen seltner und blieben endlich ganz aus, am 25. December fielen auch die Wundrinden an den Händen und Füßen ab, und es erschienen durch die Hauterneuerung weißschimmernde Narben, welche jedoch an allen bezüglichen Tagen sich rötheten, wie denn überhaupt die Schmerzen dieselben blieben. Auch die Kreuzmale und die Wunde der rechten Seite äußerten sich noch oft wie früher, doch an abweichenden Tagen. Die Empfindung, unter furchtbarer Peinigung eine breite Dornkrone um das Haupt zu tragen, trat an den normalen Tagen fortwährend mehr oder weniger heftig ein. Sie konnte dann das Haupt nirgends an- oder auflehnen, ja ihm nicht mit der Hand nahen, und saß viele Stunden, ja ganze Nächte, wie ein erschütterndes bleiches Jammerbild, mit schwankendem Haupt, um den Leib durch stützende Kissen aufrecht gehalten, wimmernd im Bette. Dieser Zustand löste sich immer mit minderen oder stärkeren Blutergüssen rund um das Haupt, die manchmal nur die Kopfbedeckung durchdrangen, manchmal auch über das Antlitz nieder auf ihr Halstuch rannen. Am 19. April, Charfreitag 1819, brachen von Neuem alle ihre Wunden blutend auf, und schlossen sich wieder an den folgenden Tagen.

Eine strenge Untersuchung ihres Zustandes durch Aerzte und Naturforscher, welcher sie abgesondert in fremdem Hause vom

7. bis 29. August 1819 unterworfen wurde, scheint auf ihrem Werthe beruhen geblieben zu sein. Man brachte sie am 29. August in ihre Wohnung unter alle ihre früheren Verhältnisse zurück. Außer einigen Privatquälereien und öffentlichen Schmähungen ließ man sie bis zu ihrem Tode fortan in Ruhe. Overberg schrieb ihr in diesen Leiden folgende Worte: „Was ist Ihnen denn auch, Ihnen persönlich, Uebels geschehen, worüber Sie zu klagen hätten? Ich thue diese Frage an eine Seele, die nichts so sehr wünschet, als ihrem himmlischen Bräutigam immer ähnlicher zu werden. Hat man Sie nicht viel sanfter behandelt, als es Ihrem Bräutigame geschehen? Muß es Ihnen, dem Geiste nach, nicht Freude sein, daß man Ihnen behilflich gewesen ist, Ihrem Bräutigam ähnlicher und also auch wohlgefälliger zu werden? Schmerzen hatten Sie vorhin schon viele mit Christo gelitten, aber der Schmach noch, vergleichungsweise, wenig. Bei der Dornkrone fehlte noch immer der Purpurmantel und das Spottkleid. Noch immer fehlte das Geschrei: „Weg mit dieser, weg zum Kreuz!“ Ich zweifle nicht, daß diese Gesinnungen die Ihrigen sind. Gelobt sei Jesus Christus!“

Charfreitag, 30. März 1820, ergossen ihr Haupt, ihre Hände und Füße, ihre Brust und Seite Blut zur gewöhnlichen Zeit. Jemand aus ihrer Umgebung, welcher wußte, daß die Annäherung von Reliquien ihr erquicklich war, hatte ihr während ihrer Ohnmacht ein Tuch, worin Reliquien, an die Fußsohlen gelegt, und es war Blut von den Wundmalen an dies Tuch gekommen. Als man ihr dieses Tuch sammt den Reliquien Abends auf die Schulter, welche sie besonders schmerzte, und auf die Brust legte, sagte sie plötzlich im extatischen Zustande: „Wie wunderbar, dort sehe ich meinen himmlischen Bräutigam im irdischen Jerusalem todt im Grabe ruhen, hier sehe ich ihn im himmlischen Jerusalem unter vielen Heiligen lebend angebetet, und unter den vielen Heiligen sehe ich eine unheilige Person, eine

Klosterfrau, das Blut rinnt ihr vom Haupte, der Seite, den Händen und Füßen, und die Heiligen stehen über diesen Gliedern ihres Leibes.“ Am 9. Februar 1821 ward sie unter dem Begräbniß eines frommen Priesters extatisch, das Blut rann ihr von der Stirne und auch das Brustkreuz blutete. So fand sie Jemand und fragte: „Was geschah Ihnen?“ Da sprach sie halb im Traume lächelnd: „Wir waren zur Leiche, ich bin das Singen nicht mehr gewohnt, das de profundis hat mich so angestrengt.“ — Drei Jahre nachher starb sie an selbem Tage.

Sie sagte 1821 mehrere Wochen vorher, es sei im Gebete zu ihr gesprochen worden: „Achte darauf, du wirst am historischen und nicht am kirchlichen Tage blutend mitleiden.“ Wirklich war sie Freitags den 30. März, Morgens um zehn Uhr, bewußtlos, aber doch in freudiger Rede. Antlitz und Brust waren von Blut überronnen und ihr Körper voll Streifen, gleich Geißelmalen. Um Mittag war sie in Kreuzform ausgestreckt, ihre zitternden Arme dehnten sich auf eine entsetzliche Weise. Einige Minuten nach zwei Uhr drangen Blutstropfen aus ihren Händen und Füßen. Am Charfreitage den 20. April selbst war sie nur in stiller Betrachtung, welche auffallende Abweichung sich als der Schutz Gottes zeigte, indem sie zur gewöhnlichen Stunde der Blutung von mißwilligen Laurern bedrängt ward, welche durch Veröffentlichung ihr neue Störung zuziehen wollten, jetzt aber durch die Aussage, sie blute nicht mehr, zu ihrer Ruhe gegen ihre Absicht beitrugen.

Am 19. Februar 1822 hatte sie dieselbe Mahnung des Mitleidens, am letzten Freitag im März und nicht am Charfreitag, wenn sie leben bleibe, denn sie war in schwerer Gebetsarbeit dem Tode nahe. Sie hatte häufig ein Stechen und Ziehen nach den Wundmalen, und ergoß Freitag den 15ten und 22sten Blut aus dem Brustkreuz und der Seitenwunde, alle Male rötheten sich stark. Sie fühlte öfter vor dem 29sten, als stürze ihr ein heißer

Strom vom Herzen zur Seite, und durch Arme und Beine zu den Malstellen hin, wo sich Stechen, Röthe, Gluth und mit dem Gefühle des Ausströmens Schweißtropfen einstellten. Am Donnerstag den 28sten Abends sank sie in die Betrachtung der Passion bis Freitag den 29sten am Abend. Sie ergoß in den betreffenden Stunden Blut an der Brust, dem Haupt und der Seite, alle Adern zu den Händen hin waren geschwollen, die Male geröthet, und in denselben ward der Mittelpunkt wund und feuchtete, doch ohne wirklichen Erguß. Sie erhielt die Weisung der Blutung für den 3. März auf Kreuzerfindung. Sie hatte auch an diesem Tage von der Entdeckung des Kreuzes durch St. Helena eine Betrachtung, der ihre Blutung eingeflochten war. Sie glaubte neben dem Kreuz in der Grube zu liegen, blutete Morgens stark am Kopf und der Seite, und nach Mittag mäßig an Händen und Füßen, und hatte ein Gesicht, als werde die Aechtheit des Kreuzes Christi an ihr probirt, und ihr Bluten gebe ein Zeugniß.

Im Jahre 1823 begleitete ihre Betrachtung die Passion vom Vorabend den 27. bis Charfreitag den 28. März am Abend abermals, sie blutete mäßig an allen Wunden unter großen Leiden. Ein anwesender Freund bedauerte ihre ungehütete Lage; ganz in Geistesabwesenheit, zum Sterben gepeinigt, mußte sie in ihrer kleinen Haushaltung über Alles Rede und Antwort geben, als sei sie frisch und gesund, und that es schier sterbend, halb bewußtlos, ohne Murren. Es war das letzte Mal, daß sie mitleidend Zeugniß gab mit ihrem Blute für den, der das Seine für uns Alle gegeben.

Die meisten Formen des geistlich extatischen Lebens in Gebet, Erkenntniß, Leiden und Wirken, welche uns in den Geschichten und Schriften der Brigitta, Gertrudis, Mechtildis, Hildegardis, Katharina von Siena, von Genua, von Bologna, Columba von Rieti, Lidwina von Schiedam, Katharina Vanini, Theresia a Jesu,

Anna a St. Bartholomäo, Maria Magdalena von Pazzis, Maria Villana, Maria Bonhomi, Marina von Escopar, Crescentia von Kaufbenern und vieler anderen contemplativen Klosterfrauen begegnen, erschienen auch in der Geschichte des innern Lebens der A. K. Emmerich. Womit jedoch allein gesagt sein soll: Es war ihr derselbe Weg von Gott angewiesen, ob sie unter schwierigen Umständen gleich Jenen das Ziel erreicht, steht in Gottes Barmherzigkeit, uns geziemt, darum zu bitten, und ist erlaubt, es zu hoffen. Jene Leser, welche das Wesen solcher Personen nicht aus ihren Schriften kennen, finden sich in Bezug auf deren Stellung in der Einleitung zu Suso's Leben und Schriften (Regensburg 1819) durch Görres verständiget.

Da eifrige Christen, um in ihrem Leben einen steten Gottesdienst darzustellen, in jedem Tagewerke das Sinnbild irgend einer Gottesverehrung suchen, welche sie in treuer Verrichtung der Werke Gott im Vereine mit den Verdiensten Jesu Christi aufopfern, so scheint es nicht befremdlich, daß jenen aus ihnen, welche aus einem werkthätigen in einen leidenden, betrachtenden Zustand kommen, ihre Gebetsarbeiten unter der Form ihres früheren Geschäftskreises entgegentreten. Ihr früheres äußeres Werk, nach dessen Sinnbildlichkeit sie ihr inneres Gebet wirkten, wird jetzt die Form ihrer Gebetsarbeit, in der sie nun ihr äußeres Werk wirken. Sonst wirkten sie ihr Gebet, jetzt beten sie ihr Wirken, die Form blieb dieselbe. In solcher Weise erklärt es sich, daß Anna Katharina in ihrem ekstatischen Leben alle ihre Gebetsaufgaben für die Kirche und mancherlei Noth in Traumparabeln von Hauswirthschaft, Viehzucht, Feld- und Gartenbau, Linnenbereitung, Näharbeit und Wäsche verrichten mußte. Alle diese Arbeiten schlossen sich nach ihrer Bedeutung der natürlichen und kirchlichen Zeit an, und wurden durch Anrufen, Eintreten und Hilfe der Heiligen jedes Tages unter fleißiger Anwendung der speziellen Gnade der einfallenden Kirchenfeste vollzogen.

Die Bedeutsamkeit dieses sinnbildlichen Geschäftskreises reichte überflüssig für alle Aufgaben der werkthätigen Seite ihres innern Lebens zu. Ein Beispiel diene hier statt vieler. Wenn Anna Katharina als Bauernmädchen Unkraut aus dem Felde jätete, flehte sie, das Unkraut möge aus dem Kirchenfelde ausgereutet werden; brannten ihr die Hände vom Nesselraufen, mußte sie nachlässigen Arbeitern nacharbeiten, so opferte sie Schmerz und Mühe Gott auf, und flehte um Jesu willen, daß doch kein Seelenhirt ermüden möge, bei schweren Hindernissen muthig fort zu arbeiten u. s. w. Auf diese Weise ward ihre Handarbeit zu einem Gebete.

Nun folgt ein paralleler Fall aus ihrem ekstatischen betrachtenden Leben. Als Anna Katharina einst mehrere Tage krank und mühselig seufzend in fast steter Ekstase gelegen, wobei ihre Finger häufig, wie pflückend, zuckten, klagte sie eines Morgens über Brennen und Jucken an Händen und Armen, welche sich auch bei näherm Anschauen mit Nesselbrandblasen bedeckt fanden. Sie bat hierauf mehrere Bekannte, ihr Gebet in einer gewissen Angelegenheit mit dem ihrigen zu vereinigen. Am folgenden Morgen schmerzten ihre Finger, und schienen wie von Arbeit entzündet; um die Ursache gefragt, erwiederte sie: „Ach, ich hatte so viele Nesseln im Weinberge auszuraufen und die bestellten Gehilfen rissen nur das Kraut ab, da mußte ich die Wurzeln mühselig mit den Fingern aus dem steinigten Grunde herausbohren" u. s. w. Als der Fragende solche nachlässige Arbeiter tadelte, fühlte er sich durch ihre Antwort beschämt: „Sie waren auch darunter, es sind die nachlässigen Gebetsgenossen, welche nur das Kraut von den Nesseln rissen und die Wurzeln stecken ließen!" Es fand sich aber später, daß ihr, welche für mehrere Bisthümer betete, diese unter den Sinnbildern von verwilderten Weinbergen zur Bearbeitung angewiesen worden waren. Gab nun der wirkliche Nesselbrand an ihren Händen ein Zeugniß von ihrem sinnbildlichen Ausraufen der Nesseln, so liegt es nicht ferne, zu

hoffen, daß auch den Kirchengemeinden, welche durch diese sinnbildlichen Weinberge bedeutet wurden, eine Wirkung ihrer Gebetsarbeit zugekommen sein wird; denn, wenn den Anpochenden aufgethan wird, so wird wohl auch Jenen geöffnet werden, welche so herzhaft anpochen, daß ihnen die Fingerknöchel wehe thun.

Aehnliche Rückwirkungen auf den Körper begegnen uns häufig in den Geschichten von Personen gleicher Richtung und sind dem Glauben nicht fremd.

Die heilige Paula besuchte, nach der Erzählung des heiligen Hieronymus, die heiligen Orte in ihren Gesichten gerade wie persönlich; eben dieses geschah an Columba von Rieti, und Lidwina von Schiedam, welche von diesen Reisen im Geist alle Spuren am Leib erlitt, als sei sie körperlich gereist, sie ward wegemüd, verwundete sich die Füße, hatte Spuren von Anstoßen, Dornverletzung, verrenkte in der Traumreise ausgleitend den Fußknöchel, und litt körperlich lange an dieser Verletzuug. Auf diesen Reisen von ihrem Engel geführt, hörte sie von diesem, die körperliche Verletzung sei ein Zeichen, daß sie mit Leib und Seele entzückt gewesen. Solches Hervortreten von Verletzungen am Körper wenige Augenblicke, nachdem sie im Traume geschehen, ward auch bei Anna Katharina beobachtet.

Wie Lidwina's extatische Reise damit begann, daß sie im Geist ihrem Engel in die Mariakapelle vor Schiedam folgte, so eröffneten die extatischen Reisen der Anna Katharina sich auch damit, daß sie im Geist ihrem Engel in die nahe Kapelle vor ihrem Wohnorte, oder zum Kreuzwege vor Coesfeld, oder zu dem Gnadenkreuze daselbst folgte. Sie erzählte ihre Reisen nach dem heiligen Land auf den entgegengesetztesten Wegen, öfters selbst rund um die Erde, nachdem die Aufgabe ihrer Gebetsarbeit es erforderte, und öfters auch den entgegengesetzten Rückweg bis zu ihrer Kammer. Diese Wege waren von ihrer Heimath an bis zu den entferntesten Völkern von den abwechselndsten Hilfs-

thätigkeiten erfüllt, welche, alle aus dem Kreise der leiblichen oder geistlichen Werke der Barmherzigkeit, häufig in Form von Parabeln geübt wurden. Nach einem Jahr auf gleichem Wege, berührte sie dieselben Persönlichkeiten wieder und erzählte ihr Gedeihen oder ihren Rückfall. Alle diese Arbeit aber bezog sich auf die Kirche, das Reich Gottes auf Erden. Das Ziel dieser täglichen Pilgerträume war immer das gelobte Land, welches sie nach seinem jetzigen, wie nach seinem Zustand in allen Zeiten der heiligen Geschichte in großem Detail betrachtete. Denn vor allen Personen ihrer Richtung zeichnete sie die Gnade einer bis jetzt unerhörten objektiven Anschauung der Geschichte des alten und neuen Testamentes, der heiligen Familie und aller Heiligen, auf welche sich das Auge ihres Geistes richtete, aus. Sie sah das Wesen aller Festtage des Kirchenjahrs in festlicher und in historischer Hinsicht. Sie betrachtete und erzählte die Jahre des Lehrwandels Jesu bis zur Himmelfahrt, und die Apostelgeschichte bis mehrere Wochen nach der Sendung des heiligen Geistes, Tag für Tag mit detaillirter Beschreibung und Benennung der Orte, Personen, Feste, Sitten, Lehren und Wunder, oft mit einer Bestimmtheit, welche jede Erwartung übertraf. Alle diese Anschauungen hielt sie keineswegs für geistliche Belustigungen ihrer Seele, sondern sie nahm sie als Fruchtfelder von Verdiensten Jesu an, welche noch nicht eingetragen seien, und war oft seelisch beschäftigt, diese und jene Mühe des Herrn für die Kirche in ihrer Bedrängniß in Anspruch zu nehmen, indem sie Gott bei den Verdiensten Jesu Christi, welche sie als ein Erbgut seiner Kirche auf eine kindliche Weise für diese in Besitz nahm, um Hilfe beschwor.

Alle diese ihre Anschauungen übertrug sie niemals auf das äußere Christenleben, und erkannte ihnen nie einen wirklichen historischen Werth zu. Aeußerlich wußte und glaubte sie nichts, als den Katechismus, die gewöhnliche biblische Geschichte, die sonn- und festtäglichen Evangelien und den Kalender, der ihr,

als einer Schauenden, als das tiefsinnigste Buch erschien, welches ihr auf wenigen Blättern den Leitfaden darbot, Zeit und Natur von einem Mysterium der Erlösung zum andern mit allen Heiligen feiernd zu durchwandern, um in dieser Wallfahrt mit dem Kirchenjahr alle Gnadenfrüchte der Ewigkeit in der Zeit zu erndten, zu bewahren und wieder auszutheilen, auf daß: „dein Wille geschehe auf Erden, sowie im Himmel!“

Das alte oder neue Testament war nie von ihr gelesen worden, daher, wenn sie ermüdet ungern erzählte, sagte sie wohl: „Lesen Sie es doch in der Bibel,“ und wunderte sich sehr, zu hören, daß dieses nicht darin stehe, man höre ja jetzt immer sagen, man solle nur die Bibel lesen, darin stehe ja Alles u. s. w. — Die eigentliche Aufgabe ihres Lebens war Leiden für die Kirche oder einzelne Glieder derselben, deren Noth ihr im Geiste gezeigt wurde, oder die sie um Gebet anflehten, ohne eben zu wissen, daß diese arme kranke Klosterfrau mehr für sie zu thun hatte, als einige Paternoster zu beten, ja daß sich ihr ganzes Leiden an Leib und Seele auf sie übertrug, und daß sie geduldig unter sehr schwierigen Umständen auskämpfen mußte, denn ihr kam nicht, gleich ähnlichen Personen einer früheren Zeit, Verständniß und Gebet einer klösterlichen Genossenschaft zu Hilfe, sondern in ihrer Zeit und Welt war ihr Leiden allein an den Arzt gewiesen. In der Arbeit, solche übernommene Leiden auszukämpfen, machte sie, wie in der Feldarbeit ihrer Jugend, eine stete Gebetsanwendung auf entsprechende Beschwerden der Kirche, und opferte, für einen Kranken leidend, ihre Mühseligkeit für die ganze Kirche auf.

Ein allgemeines Beispiel ihres Mitleidens ist folgendes: Mehrere Wochen lang stellten sich alle Leiden der äußersten Schwindsucht bei ihr ein. Die höchste Reizbarkeit der Lunge, alle Betten durchdringende Schweiße, erstickender Husten, steter Auswurf, ununterbrochenes heftiges Fieber, man erwartete täglich

ihr Ende, ja man hoffte es, so entsetzlich war ihr Leiden. Befremdend erschien ihr Kampf gegen große Reizbarkeit des Gemüthes. Fiel sie augenblicklich in Unwillen, so zerfloß sie in Thränen, ihr Leiden verdoppelte sich, sie konnte nicht leben, bis sie sich durch das Sakrament der Buße ausgesöhnt hatte. Immer hatte sie mit dem Unwillen gegen eine Person zu kämpfen, welche seit Jahren ihr fern stand. Sie jammerte, immer diese Person, die sie doch gar nicht angehe, mit allerlei Verkehrtheiten vor sich zu sehen, und weinte wohl in großer Gewissensangst bitterlich, sie wolle sich nicht versündigen, an jenem Tage solle man ihr Leiden sehen u. s. w. Ihre Krankheit nahm zu, man erwartete ihr Ende. In dieser Zeit erschrack ein Freund nicht wenig, als sie sich plötzlich aufrichtend sprach: „Beten Sie die Sterbe-Gebete mit mir.“ Er that dieses, und sie antwortete ganz rüstig in der Litanei. Nach einer Weile ertönte die Sterbeglocke, und es kam Jemand zu ihr, um Gebet für seine eben gestorbene Schwester bittend. Anna Katharina fragte unbefangen mit Theilnahme an ihrem Leiden und Tode, da hörte der Anwesende die umständlichste Beschreibung jener Schwindsuchtskrankheit, in welcher Anna Katharina bis heute gelegen, und wie die Verstorbene aus Elend und Beängstigung sich gar nicht zum Tode habe bereiten können, aber seit ein paar Wochen sei ihr viel leichter gewesen, und sie habe, den Unwillen gegen eine Person besiegend, sich mit dieser und dann auch mit Gott versöhnt, und sei unter dem Beistand derselben Person mit allen Sakramenten versehen in Frieden gestorben.

Anna Katharina reichte ein Almosen zur Beerdigung und Todtenfeier. Sie schwitzte, hustete, fieberte nicht mehr, sie glich einem abgehetzten Menschen, der mit frischer Wäsche auf ein kühles Lager gebracht und erquickt worden ist. Ihr Freund sagte zu ihr: „Als Sie in diese Todeskrankheit fielen, ward die Frau besser, und nur durch den Unwillen gegen jene Person abgehalten,

sich mit Gott auszusöhnen; auf einmal erhalten Sie den Unwillen, und die Frau stirbt versöhnt, und nun ist Ihnen wieder ziemlich wohl. Aergert Sie jene Person noch?" — „Ei behüte Gott, das kommt mir jetzt sehr unvernünftig vor, aber wie ist es möglich, nicht zu leiden, wenn ein Glied meines Fingers leidet, wir sind Alle ein Leib in Jesu Christo." — „Gott sei Dank," sagte der Freund, „nun haben Sie doch wieder Ruhe." Sie aber lächelte und sprach: „Es wird nicht lange währen, es warten schon Andere auf mich." Hiermit wendete sie sich auf dem Lager um und ruhte.

Wenige Tage nachher fiel sie in heftige Gliederschmerzen und alle Leiden der Brustwassersucht. Wir entdeckten die Kranke, mit welcher sie litt, und stündlich sahen wir deren Leiden plötzlich erleichtert oder zum höchsten Grade gesteigert, nach dem Anna Katharina heftiger litt oder eine Pause des Mitleidens hatte. Jeder wird die Schwierigkeit solcher Zustände einsehen, sie mußte aus Liebe fremde Krankheit tragen, ja fremde Versuchung auf sich nehmen, auf daß Jene Muße zur Todesbereitung finde. Sie mußte schweigend leiden, um fremde Noth zu verbergen und selbst nicht für eine Thörin gehalten zu werden, ja sie mußte auch noch die Arzneimittel für die Krankheit und die Verweise für die fremde Versuchung geduldig hinnehmen, und mußte es tragen, Andern verkehrt zu erscheinen, damit Jene, für die sie litt, vor Gott bekehrt erscheine.

Einst saß ein schwer betrübter Freund in ihrer Nähe, sie lag in Entzückung und flehte plötzlich laut: „O mein lieber Jesus, laß mich den schweren Stein ein wenig tragen." Der Traurige fragte verwundert, was ihr fehle; sie erwiederte: „Ich bin auf der Reise nach Jerusalem, da liegt ein armer Mensch an meinem Wege, der schleppt einen Stein auf der Brust mit sich, der ihn schier todt drücket." Dann flehte sie wieder: „Gib mir den Stein, du kannst nicht mehr, gib ihn mir!" und plötzlich sank sie, wie

von großer Last erdrückt, ohnmächtig in sich zusammen. Der Anwesende hatte nicht die Zeit über ihren Zustand zu erschrecken, denn in selbem Augenblicke war all sein drückender Kummer wie von seiner Brust hinweggeblasen, er fühlte sich so freudig als nie in seinem Leben. Als er sie aber so elend sah und fragte, was ihr fehle, blickte sie ihn lächelnd an mit den Worten: „Ich kann mich nicht länger hier aufhalten, armer Mann, du mußt deinen Stein wieder selbst aufpacken,“ und sogleich kam alle Betrübniß wieder auf das Herz dieses Menschen, sie aber setzte in ihrem früheren Zustand ihren geistigen Weg nach Jerusalem fort.

War in ihren furchtbaren Leiden durch das sie umgebende Nichtverstehen oder störende Besuche ihre Geduld sehr gefährdet, so erhielt sie den Trost einer lieben Gespielin, deren wir in den Betrachtungen über das bittere Leiden Erwähnung gethan. Rührend war es zu sehen, wie die unschuldigen Vögel den Frieden der Nähe der mit den Zeichen der Sühnung Bezeichneten anerkannten. Wir sahen einen Vogel, den sie aufgefüttert hatte, in ihrer Stube, er trauerte oder lobsang nach der Art ihres Gebetes. Ward sie ohnmächtig, so fiel er von der Stange; erholte sie sich, so flog er auf und zwitscherte. Man trennte ihn von ihr, um sie abzutödten. Die Abtödtung aber traf ihn. Eine noch innigere Theilnahme bezeigte eine zahme Lerche; sie saß, ohne die Kranke je zu stören, häufig auf ihrem Kopfkissen und begrüßte neben ihrem Haupte den erwachenden Tag. Gegen manche Menschen, deren Besuch ihr störend sein konnte, führte dieser wehrlose, schüchterne Vogel eine Art Krieg, lief hinter ihnen her, biß sie in die Füße oder flatterte ihnen unwillig ins Gesicht. Solcher Eifer brachte ihm den Tod im Küchenfeuer.

Da wir uns hier gerade eines merkwürdigen Falles ihrer Seelenthätigkeit erinnern, führen wir ihn an. Eines Morgens gab sie einem Freund ein Säckchen, worin Roggenmehl und einige Eier, und beschrieb ihm ein Häuschen des Ortes, worin eine

hungernde schwindsüchtige Frau nebst zwei kleinen Kindern und ihrem Manne wohne. Dieser Frau möge er sagen, sich Brei davon zu kochen, das sei gut für die Brust. Der Freund fand Alles nach ihrer Beschreibung. Als er eintretend das Säckchen unter dem Mantel hervorzog, reckte die arme Mutter — welche, zwischen ihren halbnackten Kindern von Fieber glühend, mit glänzenden Augen von ihrem Strohlager gegen ihn hinschaute — ihm die bleichen Hände entgegen und sprach mit zitternder Stimme: „O Herr! Sie schicket der liebe Gott oder die Jungfer Emmerich! Sie bringen mir Roggenmehl und Eier!" Die erschütterte Frau weinte und hustete, und winkte ihrem Mann, auf die Frage, woher sie dieses wisse, zu antworten. Dieser aber sagte, während sie nebst den hungernden Kindern die Gabe ansah: „Gertraud schlief heute Nacht unruhig und stieß mich redend öfters an, als ich sie erweckte, sagte sie: „Ich träumte, ich stand mit dir an der Hausthüre, da kam das fromme Nönnchen den Weg vom nahen Thore her, ich stieß dich an und sagte: Schau her, Mann, wenn du das fromme arme Nönnchen sehen willst. Indem stand sie vor mir und sprach: „Ach Gertraud! wie krank siehst du aus, ich will dir Roggenmehl und Eier schicken, das ist gut für die Brust." Da erwachte ich."

So erzählte der Mann einfältig, sie dankten tausendmal, der Ueberbringer der Gabe verließ gerührt das Haus. Er sagte der Anna Katharina nichts hievon, als sie ihn aber nach einigen Tagen wieder mit gleicher Gabe zu der Armen sendete, weil sie nichts mehr habe, fragte er, woher sie diese Arme kenne, und sie sagte lächelnd: „Sie wissen ja, wenn ich Abends für alle Nothleidende bete, und so gerne zu ihnen ginge, ihnen zu helfen, so träume ich, als ging ich von einem Hause der Noth zum andern und helfe, wie ich kann. So kam ich auch im Traume von der Pforte her zu der armen Frau, sie stand mit ihrem Mann an der Thür, und ich sagte zu ihr: „Ach Gertraud! wie krank siehst

du aus, ich will dir Roggenmehl und Eier schicken, das ist gut für die Brust. Das that ich denn auch durch Sie am folgenden Morgen." — Beide hatten aber in ihren Betten gelegen und dasselbe geträumt, und die Aufgabe des Traumes war wahr geworden.

(Augustinus de civitate Dei. Lib. 18. Cap. 18 erzählt einen ähnlichen Fall zwischen zwei träumenden Philosophen, welche sich besuchen und Platonische Sätze erklären, während sie Beide zu Hause schlafen).

Solches Leiden und Wirken war nur ein einzelner Strahl, der durch die Bildersphäre ihres Lebens ununterbrochen fortlief. Unzählig waren die verschiedenen Gebetsarbeiten und Mitleiden, welche von der umgebenden Welt zu ihrem in Jesu Mitleid entzündeten Herzen drangen. Auch sie hatte gleich Katharina von Siena und Anderen oft das Gefühl bis zur Ueberzeugung, Jesus nehme ihr das Herz aus der Brust und setze ihr das seine auf eine Zeit lang hinein.

Als ein Beispiel der tiefen Sinnbildlichkeit ihrer inneren Führung diene folgendes Bruchstück. Eine Gebetsarbeit für Kirchengemeinden beschäftigte sie einen Theil des Jahres 1820 unter den Sinnbildern der mühseligsten Winzerarbeiten nach Bedürfniß und Jahreszeit. Das oben erwähnte Nesselraufen gehört auch dahin. Am 6. September sagte ihr geistiger Führer: „Du hast gehackt, gedüngt, gejätet, aufgebunden, geschnitten u. s. w., du hast das Unkraut in der Mühle zu Staub mahlen lassen, daß es nie mehr aufgehen könne, dann aber bist du froh, wieder gesund zu sein, fortgelaufen und hast dein Gebet liegen lassen, rüste dich von Maria Geburt bis Michaelis tüchtig zu arbeiten, der Wein reift und muß gehütet werden;" dann führte er mich in den Weinberg des heiligen Liborius und zeigte mir alle Weingärten, wo ich gearbeitet. Die Arbeit war gediehen, die Trauben rötheten und drückten sich, und hie und da floß der rothe Saft

an die Erde. Mein Führer sagte: „Das ist, wenn in den Frommgewordenen sich das Leben regt, da kämpfen sie, werden gedrückt, leiden Versuchung, werden verfolgt. Zäune ein, damit die reifen Trauben nicht durch Thiere, Diebe, Versuchung oder Verfolgung Schaden leiden.“ Dann lehrte er mich, rings von Schutt und Gestein einen Wall aufzuwerfen und einen dichten Zaun von Disteln und Dornen umher zu flechten.

Als mir bei der schweren Arbeit die Hände bluteten, ward mir durch die Barmherzigkeit Gottes zur Erheiterung Wesen und Bedeutung des Weinstocks und auch anderer Früchte gezeigt. Ich sah gar Vieles vom Weinstock, unter Anderem: Der wahre Weinstock in uns ist Jesus Christus, der muß wachsen und gedeihen, alles andere überflüssige Holz muß geschnitten werden, damit es den Saft nicht verzehrt, der zu Wein und im heiligen Sakramente zum Blute Jesu Christi werden muß, welches unser sündiges Blut erlöset hat und fortan aus der Finsterniß in das Licht erheben will. Das Schneiden des Weinstockes geschieht nach gewissen Gesetzen, die mir alle gezeigt worden sind. Es ist geistlicher Weise Ablegung des Ueberflusses, Kasteiung und Abtödtung, damit der wahre Weinstock in uns aufgehe und Wein bringe, und nicht die verderbte Natur, die lauter Holz und Blätter bringt. Nach Gesetzen wird geschnitten, denn nur das viele Ueberflüssige, was im Menschen hervorbringend ist, muß vertilgt werden, ein Mehreres wäre Verstümmelung und sündhaft. Der Stamm selbst wird nie weggeschnitten, er ist in der heiligen Jungfrau der Menschheit eingepflanzt und bleibt ewig, denn er ist mit ihr im Himmel. Der wahre Weinstock verbindet Himmel und Erde, Gottheit und Menschheit; das Menschliche muß geschnitten werden, damit das Göttliche in ihm allein aufgehe u. s. w.

Ich sah noch so Vieles von allen Formen und Wirkungen des Weinstocks in natürlicher und geistlicher Beziehung, daß ein Buch so dick als die Bibel es nicht fassen könnte, denn ich sah

den Weinstock. Als ich in der Arbeit einmal vor Schmerzen in Brust und Wunden jammernd flehte, der Herr möge mich doch nicht mehr leiden lassen, als ich ertragen könne, erschien mein himmlischer Bräutigam in Gestalt eines leuchtenden Jünglings und sprach zu mir: „Ich habe dich auf mein Brautbett der Schmerzen gebettet, mit Gnaden der Leiden, mit Schätzen der Versöhnung und Kleinodien der Wirkung geschmückt, du mußt leiden, ich verlasse dich nicht, du bist an den Weinstock gebunden, du sollst nicht verloren gehen.“ Hierauf litt ich getröstet weiter. Mir ward auch erklärt, warum ich bei den Festbildern aus der Familie Jesu, z. B. der heiligen Anna, Joachim, Joseph, Maria Cleophä u. s. w. immer die Kirche des Festes auf einem Weinstock gewachsen sehe, und warum ich dasselbe bei dem Feste des heiligen Franz von Assisi, Katharina von Siena, Ossanna Andreassi und aller heiligen Stigmatisirten auch so sehe.

Die Bedeutung meiner Schmerzen in allen Gliedern und die Aufforderung zu mitleidender Fortarbeit lehrte mich folgendes Bild. Ich sah einen großen menschlichen Leib in schrecklicher Verstümmelung gegen Himmel aufgerichtet. Es waren an Händen und Füßen Glieder abgeschnitten, große Wunden in seinem Leibe, darunter noch neue, frisch blutende, andere mit wildem, faulendem Fleisch ausgefüllte, auch verwachsene und verknorpelte. Eine ganze Seite war schwarz, brandig, wie angefressen. Als ich entsetzt alle diese Leiden an mir selbst fühlte, sagte mein Führer: „Dieses ist der Leib der Kirche, der Leib aller Menschen und auch dein Leib,“ dann zeigte er bei jeder Wunde nach einer Weltgegend, und ich sah in einem Blicke jedesmal von der Kirche getrennte Menschen und Völker selbst in fernster Ferne nach ihrer Art und Unart, und fühlte ihre Trennung so schmerzlich, als seien sie von meinem Leibe geschnitten; da sagte mein Führer: „Verstehe deine Schmerzen und opfere sie mit Jesu Schmerzen Gott für die Getrennten auf. Soll ein Glied nicht nach dem andern schreien,

und Schmerzen um es leiden, daß es heile und sich dem Leibe verbinde? Die Nächsten, schmerzlich Getrennten, aber sind um das Herz aus der Brust geschnitten."

Da dachte ich in meiner Einfalt, das sind wohl die Geschwister, die nicht einig mit uns sind. Der Führer aber sprach: „Wer sind meine Brüder? Die, welche die Gebote meines Vaters halten, sind meine Brüder! Nicht unsere Blutsverwandten sind die Nächsten ums Herz, sondern die Christi-Blutsverwandten, die Kinder der Kirche, welche abgefallen," und er zeigte mir, die schwarze brandige Seite werde bald heilen, das wilde, faulende, die Wunden füllende Fleisch seien die Ketzer, welche in den Spaltungen wachsen, der kalte Brand seien die geistlich Todten, nicht mehr Mitfühlenden. Die verknorpelten Stellen seien die verhärteten eigensinnigen Irrgläubigen. So aber sah und fühlte ich jede Wunde und ihre Bedeutung. Der Leib reichte bis zum Himmel. Es war der Brautleib Christi. — Das war ein großes Elend, ich weinte bitterlich, aber zugleich zerrissen und geharnischt von Schmerz und Mitleid arbeite ich mit allen Kräften weiter.

Wie sich irdische Arbeiter in den Feierstunden durch Erzählungen erheitern, und sie selbst sonst in der Feldarbeit ihre Gesellinnen mit heiligen Geschichten erquickt hatte, ward sie in späteren Ruhepunkten ihrer Winzer-Arbeit noch in Bildern von der Bedeutung vieler Früchte unterrichtet, wovon hier einige Umrisse nach ihrer flüchtigen Mittheilung: „Ich sah in dem himmlischen Jerusalem einen geistigen Baum von farbigem Lichte, nicht unter, sondern vorwärts dem Throne Gottes in einem schwebenden Berg oder Felsen von farbigen Edelsteinen und Kristallformen wurzeln. Der Stamm war ein Strom von gelbem Lichte, die Zweige und Aestlein bis in die Adern der Blätter waren dickere und feinere Lichtfäden von verschiedener Farbe und Gestalt, die Blätter waren von grünem und gelbem

Licht, auch in Form und Farbe verschieden. Er hatte drei Chöre von Zweigen, die untere Breite, die mittlere Breite und den Gipfel. Sie waren von drei Engelchören umringt und über dem Wipfel stand ein Seraphim, rings mit Flügeln umgeben zeigte er mit einem Zepter umher, durch ihn empfing der oberste Engelchor Strahlen, Licht und Kraftergüsse aus Gott, wie Geist des Himmelsthaues, Geist des Gedeihens u. s. w. Der Chor um die mittlere Krone des Baumes, welche Blüthen aller Fruchtarten trug, stand diesen vor. Diese beiden Chöre wirkten und webten, ohne ihre Stelle zu verlassen, und befahlen dem untersten Engelchor, der die Fruchtkrone des Baums umgab. Dieser Chor war allein beweglich und brachte die geistigen Früchte nach unzähligen Gärten ihrer Art, denn jede Frucht hatte ihren Garten. Dieser Baum war der allgemeine Baum aus Gott, und die Gärten enthielten alle Gattungen der Früchte aus diesem Baum, und unten auf der Erde sah ich alle dieselben Früchte in der gefallenen Natur, mehr oder weniger verderbt, indem sie durch die Sünde den Einflüssen der planetarischen Geister unterworfen worden waren. In jedem einzelnen Garten sah ich wieder in der Mitte einen Baum, der die Früchte aller Gattungen seiner Art hervorbrachte, welche sich wieder in ihren einzelnen Stämmen umher verbreiteten. Um diese Gärten sah ich Bilder der Bedeutung und der Wesenheit dessen, was mit diesen Pflanzen ausgesprochen war, ich sah den Sinn ihres Namens in der allgemeinen Sprache. Wunderbar sah ich den Einfluß der Heiligen auf die Pflanzen; es war, als hätten manche einen bestimmten Bezug auf einzelne Heilige, unter deren Fürbitte sie zu segensreichen Heilmitteln erhoben werden könnten."

In die einzelnen himmlischen Gärten geführt, erzählte sie nun mancherlei wunderbare Dinge, z. B. mitten in dem Nußgarten stehe wieder ein Baum aller Nußarten, und alle einzelnen Arten um ihn her. Sie erkannte, die Nuß habe in der allge-

meinen Sprache einen Bezug auf Streit, darum sehe sie oft Nußhecken im Garten der streitenden Kirche. Das im himmlischen Garten gute Geheimniß des Streites in dieser Frucht sei in der gefallenen Natur unter bösen Einflüssen getrübt, und umfasse so den Kampf jedes Hasses selbst bis zum Morde. Sie sah neben jeder Gattung der Nüsse das Sinnbild andern Streites, z. B. bei den Haselnüssen kämpfte ein Kleiner gegen einen Großen und warf ihm Sand in die Augen, was lächerlich erschien. Sie erfuhr, warum der Schatten dieses Baumes für schädlich gehalten, auch von dem erhöhten Sinne dafür erkannt werde, warum der welsche Nußkern etwas von der Form eines Gehirnes habe, warum Brod in Nußöl gekocht dieses weniger schädlich mache. Sie sah alle Bedeutung der Nuß in Gestalt und Wirkung, ja bis in die Sprichworte von dieser Frucht: Kopfnüsse geben, eine Nuß mit einem zu knacken haben u. s. w., welche sich wie die Frucht selbst auf Streit beziehen, weßwegen diese auf Erden auch mit Prügeln vom Baume geschlagen werde, und noch viele historische und allegorische Bilder von dieser Frucht.

Krank geworden im Nußgarten, brachte der Führer sie in ein Gezelt und zeigte ihr, wie das verfinsterte Geheimniß mancher irdischen Frucht durch geistliche Beziehungen und Segnungen und durch Mischung mit Anderm in gewissem Maße hergestellt und zum Heilmittel erhoben werden könne. Hier sah sie einen Bezug der Nüsse auf Johannes den Täufer, und deren Bereitung in der Unreife an dessen Fest zu einem trefflichen Magenmittel. Sie sah die Bedeutung jeder Verrichtung dabei, auch von wem es zuerst bereitet sei. Von Allem, was nach menschlicher Erkenntniß unbegreiflich schien, ward ihr die geistliche Ursache klar.

Aehnliches sah sie in anderen Gärten von dem Apfel, dem Granatapfel, der Pfirsiche, der Feige, und namentlich von der indianischen einen Bezug auf den Baum der Erkenntniß, auch Vieles vom Oel- und Lorbeerbaum. In letzterm sah sie unter

Anderm eine Kraft gegen den Blitzstrahl, warum auch Tiberius beim Gewitter einen Lorbeerkranz getragen habe. Auch sah sie einen Bezug des Lorbeers auf die heilige Jungfrau u. s. w. In jedem Fruchtgarten befand sich ein Häuschen oder Zelt, und hatte seine Bedeutung. Auch die Bienen sah sie im hohen Range, sehr große und kleinere, alle ihre Glieder geistig, wie von Licht, die Füße wie Strahlen, die Flügel wie Silber. Sie bauten in den Frucht= und Baumgärten in Körbe, und Alles war durchsichtig. Sie ward über die Bedeutung der Biene und ihres Werkes in geistigem und leiblichem Sinn unterrichtet. Sie sah das Geheimniß der Pflanzen vor dem Falle des Menschen und der Natur mit ihm, und hierauf die Verfinsterung dieses Geheimnisses durch den Einfluß der Planeten=Geister auf beide, dem sie nach dem Fall unterworfen waren. Sie sah den Mißbrauch vieler Pflanzengeheimnisse unter dieser bösen Influenz im Heidenthume, welches bei unchristlichen Völkern noch wirklich da sei, und in zauberischen, abergläubischen Handlungen und geheimnißvollen Heilarten selbst in der Christenheit noch seine Spur habe. Sie sah auch, wie durch die Menschwerdung Gottes der Kirche die Macht gegeben sei, diese bösen Einflüsse aufzuheben.

Namentlich sah sie einzelne Pflanzen durch ihren Bezug auf Segnungen gewisser Heiligen dem Fluch und dem bösen Einfluß entzogen und so zu sagen erlöst. Es war, als gehörten sie in den Garten, in den Gnaden= und Wirkungsumfang dieser Heiligen, und seien durch sie geweihte Gefäße, bestimmtes Heil aus der Barmherzigkeit Gottes zu schöpfen, und würden, unter religiöser Beziehung auf die Segnungen jener Heiligen gebraucht, Heilmittel gegen bestimmte Krankheiten, welche sie von höherm Standpunkt aus als verkörperte Sünde sah, ebenso wie sie die Sünde aus diesem Gesichtspunkt als seelische Krankheit erkannte; auf beide aber hatten jene Früchte einen Bezug u. s. w. — Sie sagte: „Ich sah den Umgang des Menschen mit der Natur im

Heidenthume wie im Christenthume, nur waren im Christenthum alle Formen durch die Segnungen des wahren Gottesdienstes dem Einflusse des Bösen entzogen und zu Gefäßen der Wiederherstellung geheiligt. Ich sah unendliche erfreuliche Wunder Gottes, und wußte sie alle klar und deutlich, ehe ich gestört ward."

Wir theilten aber allein diesen Auszug eines ihrer Betrachtungskreise mit, um das schöne Sinnbild zu beleuchten, in welchem ihr diese Bilder wieder entzogen wurden. — Während diesen wunderbaren Erkenntnissen bedrängten Kummer, Kränkung und Störung vielfacher Art ihre schauende Seele. Als rühre der neidische Versucher manche gefallene Bedeutung des obenerwähnten Nußgartens um sie her auf, wuchs ihr täglich Mißverstehen und Verdruß zu Thür und Fenster in die stille Kammer herein. Sie lag weinend und duldend auf dem Kreuz und empfahl Alles dem Herrn.

Am 16. September Morgens fand sie der Schreiber still und ernst. Sie sprach: „Erschrecken Sie nicht, die schönen Gärten, in welche ich Sie geführt, sind verwelkt. Es ist Alles eine wüste dunkle Heide geworden. Heute Nacht geleitete mich mein Führer vor einen leuchtenden Tisch, hinter welchem ein Gerüst voll der herrlichsten Blumen und Früchte aufgerichtet war. Auf dem Tische lag eine Reihe von Münzen, in deren Mitte eine Lücke war, wo keine Münzen lagen. Vor dieser Lücke stand ich, die Blumen waren mein, der Tisch war mein, der Schatz, die Münzen waren mein, aber weil sie fehlten, wo ich jetzt stand, konnte ich nicht zu meinem Tische, meinem Schatze, meinen Blumen. Mein Führer aber trat vor mich, er hatte eine sterbende Nachtigall in der Hand und sagte: „Gott gibt alles Nützliche der Kirche zu angemessener Zeit nach ihrem Verdienste, du sollst aber diese Blumen, diese Bilder, diesen Schatz jetzt nicht mehr haben, weil man dir die Schonung, die Ruhe, die Mittel nicht läßt, sie auszusprechen, wozu sie dir gegeben sind. Damit

sie dir nun genommen seien, so gib der sterbenden Nachtigall das Leben deiner Mundes zurück." Dann hielt er mir den Vogel an die Lippen und ich flößte ihm etwas aus meinem Mund in den Schnabel; da ward die Nachtigall gesund und lebendig, und sang von ganzem Herzen wunderschön, und der Führer ging mit ihr von dannen. Mir aber verschwand Alles, war Alles todt und stumm, ich sah nichts mehr."

Der Schreiber mußte sich damit trösten, daß die Nachtigall das Verlorne nun sang, welche mehr Ruhe und Frieden und einen schönern Vortrag als sie hatte, und von welcher sie in ihrer Jugend wohl Vieles gelernt.

Wie rührend erscheint in diesem Sinnbilde die Nachtigall als die Verkündung, als die Stimme des höhern Naturliedes, welches entsiegelt auf den Lippen der Begnadigten lag, während die Nachtigall seiner beraubt, starb. Sie aber mußte es in die Kehle des Vogels zurückgeben, wo es nun wieder in begriffslosen Tönen als Geheimniß versiegelt ist, um in dem Menschen eine allgemeine Rührung und Sehnsucht nach der Lösung aller Räthsel zu erwecken u. s. w.

Der Last ihrer Lebensaufgabe erliegend, flehte sie oft dringend zu Gott, aufgelöst zu werden, und eben so oft sah man sie hoffnungslos am Rande des Grabes. Jedesmal aber sprach sie: „Herr! nicht wie ich will, sondern wie du willst; kann ich etwas mit Leiden und Beten erringen, so lasse mich tausend Jahre leben, aber lasse mich sterben, ehe ich dich wieder beleidigen sollte!" Und so sie die Weisung des Fortlebens erhielt, raffte sie sich abermals mit ihrem Kreuz auf, und trug es dem Herrn mühselig weiter nach. Von Zeit zu Zeit wurde ihr ihr Lebensweg den Berg hinauf nach einer schönen leuchtenden Stadt, dem himmlischen Jerusalem, gezeigt; oft jubelte sie dem Orte des Friedens, der nahe vor ihr lag, schon entgegen, aber plötzlich sah sie sich durch ein Thal noch von ihm getrennt, und sie mußte

niedersteigen und viele Nebenwege wandern, und überall war zu helfen, zu arbeiten und zu leiden, Irrenden der Weg zu zeigen, Versunkenen herauszuhelfen, ja sie mußte Lahme tragen und selbst Widerwillige mit Gewalt schleppen, und immer hängten sich neue Gewichte an das Kreuz, sank sie öfter zu Boden, ging sie gebeugter und mühseliger.

Im Jahre 1823 sagte sie öfter als sonst: „sie könne ihre Aufgabe in ihrer Lage nicht lösen, ihre Kräfte reichten nicht zu, ach! wenn sie doch in einem stillen Kloster hätte leben und sterben können. Gott werde sie bald hinweg nehmen, sie habe ihn gebeten, er möge sie dort erflehen lassen, was sie hier zu thun erliege.“ (Aehnliches hatte auch Katharina von Siena, als ihr Ende nahte, sich von Gott erbeten.) Unsere Anna Katharina hatte selbst einst ein Gesicht von ihren Gebetsaufgaben nach dem Tod unter Beziehungen, welche zu ihren Lebzeiten nicht bestanden. Das Jahr 1823, als das letzte volle Kirchenjahr, das sie erlebte, brachte ihr unendliche Arbeit. Sie schien alle ihre vollendeten Aufgaben erfüllen zu wollen, und so löste sie auch das Versprechen, die ganze Passion zu erzählen, mit ihrer Fastenbetrachtung in diesem Jahre, welche den Inhalt des Buches vom bittern Leiden ausmacht. Eben so lebhaft, als an dieser Betrachtung, nahm sie an dem kirchlichen Lebensgeheimnisse dieser Fastenzeit selbst, durch Entsagung und Kampf gegen Versuchung, wie am Geheimnisse jeder andern kirchlichen Festzeit Theil; wenn anders Theilnahme ihre Beziehung auf alles Kirchliche hinreichend bezeichnen kann, indem das Mysterium jedes Kirchenfestes in ihrem seelischen und körperlichen Leben ein sichtbares Zeugniß empfing. Alle kirchliche Handlung und Feier war ihr mehr als eine Erinnerungsanstalt. Die geschichtliche Grundlage jeder kirchlichen Handlung sah sie als einen Act Gottes in der Zeit zur Herstellung der gefallenen Menschheit, und da sie die Acte Gottes als ewige sah, so erkannte sie, daß dieselben, um dem Menschen in

der endlichen Zeit, die gezählt wird, zu Gute zu kommen, in fortgesetzten Momenten in Besitz genommen werden, und darum nach Anordnung Jesu Christi und des heiligen Geistes in seiner Kirche in Mysterien wiederholt und erneuert werden müssen. Alle heilige Handlungen und Feste waren ihr daher Gnaden der Ewigkeit, welche in jedem Kirchenjahre zu bestimmten Zeiten eben so wiederkehrten, wie die Früchte des Feldes und der Bäume in dem Naturjahre zu ihrer Zeit kommen, und sie war unermüdet, diese Gnadenfrüchte des Kirchenjahres mit treuem Fleiß und reinen Händen dankbar zu sammeln, zu bewahren, zu bereiten, zu opfern für Alle, welche arm an ihnen waren. Indem sie aber Jesu ihr Kreuz in Liebe nachtrug, war alles ihr Thun auch ein Leiden, und alles ihr Leiden vereinigt mit den Verdiensten seines Leidens ein Gott gefälliges Opfer. Eben so wie ihr Mitleid mit dem gekreuzigten Erlöser vor den Augen desselben solche Gnade gefunden, daß er sie mit den Siegeln der höchsten mitleidigen Liebe, mit den Malen seiner heiligen fünf Wunden bezeichnete, und mit der Dornkrone krönte, eben so prägten sich alle Leiden seiner Kirche und aller Nothleidenden in ihren körperlichen und seelischen Zuständen aus. Und alles dieses von ihrer Umgebung kaum geahnete und ihr selbst höchstens, wie der Biene ihr Werk, bewußte Thun und Leiden vermochte sie, während sie wie eine treue fleißige Gärtnerin den Fruchtgarten des Kirchenjahres baute und verwaltete. Sie lebte und spendete aus von seinen Früchten, sie erquickte sich und Andere mit seinen Blumen und Würzkräutern, ja sie war selbst eine Sensitiva, eine Sonnenwende, eine Wunderpflanze in demselben, an der alle Jahrs- und Tagszeiten, und alle Wetter sich ohne ihren Willen abbildeten.

Am Schlusse des Kirchenjahres 1823 vor dem Advente trat zum letzten Male das jährliche Bild einer Kirchenabrechnung vor ihre Seele. Es wurden ihr dann alle Versäumnisse der streitenden Kirche und ihrer Diener in diesem Jahre sinnbildlich gezeigt,

wie viele Gnaden nicht gebaut, nicht geerndtet, sondern verschleudert, oder verkommen seien. Es wurde ihr gezeigt, daß der Erlöser im Festgarten der Kirche für jedes Jahr einen vollkommenen Fruchtschatz seiner Verdienste niedergelegt habe, um allem Bedürfniß, aller Sühnung zu genügen; es wurde ihr gezeigt, daß die versäumten, vernachlässigten und verschleuderten Gnaden der ewigen Barmherzigkeit in der Zeit, und hätte auch nur der niedrigste Mensch, die vergessenste arme Seele durch sie erquickt werden können, bis auf den letzten Heller ersetzt werden müssen, und daß die streitende Kirche zur Strafe für solche Untreue und Versäumniß ihrer Diener der Bedrängniß ihrer Feinde hingegeben, zeitlich sinke. Bei solcher Erkenntniß wurde ihre Liebe zur Kirche, ihrer Mutter, auf die herzergreifendste Weise aufgeregt; Tage und Nächte lang rang sie im Gebete für die Kirche, laut jammernd stellte sie Gott die Verdienste Jesu vor, und flehte um Erbarmen. Endlich raffte sie allen ihren Muth zusammen, und bot sich dar, alle Schuld und Strafe auf sich zu nehmen. Wenn nun ihr liebendes Herz gleich einem treuen Kinde, das vor dem Throne des Königes sich selbst zur Auslösung seiner straffälligen verurtheilten Mutter hinbietet, sich so vordrängte, ein Unterpfand, ein Opfer für die Kirche zu werden, dann wurde ihr gesagt: „Sieh, wie elend du selbst bist, und doch willst du für Andere genug thun?“ und sie sah mit Schrecken und Demüthigung sich selbst mit unzähligen Mängeln in einem ekelhaften Jammerbilde, das für eine unermeßliche Schuld gut sagen wollte.

Aber das Ungestüm ihrer Liebe erhob sich noch dringender in den Worten: „Ja, ich bin elend, verworfen und voll Sünde, aber ich bin deine Braut, o mein Herr und Heiland! und mein Glaube an dich und deine Erlösung bedeckt alle meine Schuld mit dem königlichen Mantel deiner Genugthuung, Herr! ich lasse dich nicht, du mußt mein Opfer annehmen, denn deine überflüssigen Schätze verschließest du Keinem, der glaubend bittet

u. s. w.," und so ward ihr Flehen endlich stürmend, ja sie schien menschlichen Ohren manchmal in erschütternder Tollkühnheit der Liebe mit Gott zu zanken und zu ringen. Ward nun ihr Opfer angenommen, so entstand eine Pause ihrer Thätigkeit; sie ward dem Widerwillen der menschlichen Natur gegen das Leiden hingegeben, und hatte sie, auf den Erlöser am Oelberg blickend, diesen Kampf bestanden, so begann ihr Leiden, und sie ertrug furchtbare unbeschreibliche Schmerzen aller Art mit erschütternder Geduld und Heiterkeit.

Wir sahen sie oft in solchen Leiden mehrere Tage lang gleich einem sterbenden Opferlamme halb-bewußtlos liegen, und so wir sie fragten, wie es mit ihr stehe, blickte sie mit gebrochenen Augen lächelnd auf und sagte: „Dieß sind so gesunde Schmerzen!" So war es auch dieses letzte Mal. Solche Leiden mildernd traten mit dem Advente liebliche Bilder von der Vorbereitung Maria's zur Reise und später tägliche Bilder ihres Weges nach Bethlehem mit Joseph ein. Sie begleitete sie täglich mit lebhafter Theilnahme in ihre Herbergen, oder eilte voraus, diese zu bestellen; wobei sie alle Jahre mit großer Mühe und Geschicklichkeit Nachts ohne Licht im Schlafe viele Windeln, Wämser, Mützen und Binden für die Kinder armer Wöchnerinnen, deren Stunde nahte, aus vielen Läppchen zusammenflickte, welche sie dann Morgens hoch verwundert neben sich im Schränkchen zierlich aufbewahrt fand. Auch dieses Jahr geschah alles dieses, nur mühseliger mit wenigeren Pausen der Erquickung. Ja selbst in der ihr sonst freudetrunkenen Geburtsstunde des Erlösers schleppte sie sich heuer im Geiste mühselig zu dem Jesukind an die Krippe, gebeugt von fremder Last, und hatte keine Geschenke als Myrrhen, kein Opfer als ihr Kreuz, unter welchem sie gleichsam sterbend zu seinen Füßen sank. Es war als schließe sie ihre Rechnung zwischen Gott und dem Leben, sie gab sich zum letzten Male leidend für eine große Menge seelisch und leiblich

leidender Menschen hin. Der kleinste uns bekannte Theil dieser verschiedenartigsten Leidensübernahme grenzt schon an das Unbegreifliche. Mit Recht sagte sie: „Das Christkind brachte mir heuer nichts als Kreuz und Marterwerkzeuge.“

Täglich ernster und angestrengter im Leiden verstummte sie fast ganz, und vermochte von Jesu Lehrwandel, den sie fortwährend sah, höchstens noch die Richtung seines Weges mit einzelnen Worten anzugeben. Einst fragte sie plötzlich mit kaum hörbarer Stimme: „Wo sind wir an der Zeit?“ und fuhr auf die Antwort: „Am 14. Januar,“ fort: „Ach, daß ich sogar nichts mehr vermag, noch einige Tage, so hätte ich das Leben Jesu ganz erzählt!“ Diese Worte waren um so überraschender, da sie nie zu wissen schien, in welchem Lehrjahre des Herrn ihr Schauen begriffen war. Sie hatte aber 1820, mit dem 28. Juli des dritten Lehrjahres Jesu beginnend, Tag für Tag die Geschichte des Herrn bis zu der Himmelfahrt, und dann die Apostelgeschichte bis einige Wochen nach Pfingsten erzählt, worauf ihre Betrachtungen sich zu dem ersten Lebensjahre Jesu gewendet hatten und bis zum zehnten des Monats Januar des dritten Lehrjahres, am 27. April 1823 fortgeschritten waren, als durch eine Reise des Schreibers eine Unterbrechung bis zum 21. October eintrat, da sie den Faden, wo sie ihn fallen gelassen, wieder aufnahm und bis zu den letzten Wochen ihres Lebens fortführte. Als sie die obigen Worte „von wenigen fehlenden Tagen“ sprach, wußte der Schreiber selbst nicht, wie weit die Mittheilung gelangt war. Er hatte nie die Muße gehabt, das Niedergeschriebene durchzumustern. Nach ihrem Tod aber überzeugte er sich, daß, so sie die letzten vierzehn Tage ihres Lebens hätte sprechen können, die Erzählung, trotz der willkürlichen Unterbrechung von sechs Monaten gerade wieder bis zum 28. Juli des dritten Lehrjahres, an dem sie 1820 begonnen, hingelangt sein würde.

Ihr Zustand ward täglich furchtbarer, die sonst lautlos

Leidende wimmerte nun dumpf vor Schmerzen. Am 15. Januar sagte sie: „Weihnachten brachte mir das Jesuskind große Schmerzen, ich war heute wieder in Bethlehem an der Krippe bei ihm, es hatte ein Wundfieber, es zeigte mir all sein und seiner Mutter Leid, sie waren so arm, sie hatten heute nur ein Ränftchen Brod. Es gab mir noch größere Schmerzen und sagte: „„Du bist mein, du bist meine Braut, leide, wie ich gelitten, frage mich nicht warum, es geht auf Leben und Tod!““ Ich weiß auch nicht wie lange? nicht wie, noch wo? ich bin in schrecklicher Marter blind hingegeben, ob ich lebe, ob ich sterbe, wie im Gebete steht: „„ich bin hingegeben, Gottes verborgener Wille geschehe an mir;““ aber ich bin ruhig und habe auch Trost in der Pein. Heute früh noch war ich sehr glücklich. Gelobt sei der Name des Herrn!“

Ihr Leiden wurde, wo möglich, noch größer, sitzend, mit geschlossenen Augen, stöhnte sie mit ganz veränderter Stimme, und schwankte schlaflos hin und wieder; legte man sie hin, so drohte sie zu ersticken, ihr schneller Athem rasselte, alle ihre Nerven und Muskeln zuckten und hüpften vor Schmerz; durch die Anstrengung des Erbrechens im Unterleibe beschädigt, litt sie verzweifelte Eingeweide-Schmerzen, man fürchtete den Brand. Ihre Kehle glühte vor Durst, ihr Mund war geschwollen und ausgeschlagen, ihre Wangen brannten vor Fiebergluth, ihre Hände waren bleich wie Elfenbein, die Narben der Wundmale schimmerten wie Silber durch die gespannte Haut. Ihr Puls schlug 160 bis 180mal in der Minute. Von äußerster Marter sprachlos war alle Pflicht ihr doch gegenwärtig; am 26sten Abends stöhnte sie mit dumpfer Stimme zu dem Schreiber: „Es ist der neunte Tag, die Kerze und die Andacht an St. Anna Kapelle muß vergütet werden.“ Sie hatte, was er nicht wußte, eine neuntägige Andacht dort für sich halten lassen, und fürchtete, ihre Umgebung möchte aus Bestürzung darauf vergessen.

Am 27sten Nachmittags zwei Uhr empfing sie die heilige

letzte Oelung zu großer Erquickung ihres Leibes und ihrer Seele. Am Abend betete ihr Freund, der liebevolle Pfarrer von H. bei ihr. Sie saß schwankend und stöhnend aufrecht im Bett, und fand großen Trost. Einmal sagte sie: „Wie schön und gut ist Alles hier," und am Schlusse: „Tausendmal Gott Lohn und Dank!"

Ihr wunderbares Leben mit der Kirche konnte auch die Todeskrankheit nicht ganz unterbrechen. Ein Freund reichte ihr täglich gegen Abend drei Tropfen St. Walpurgisöl, auch im äußersten Elende war sie begierig, diese geistliche Erquickung zu empfangen, von welcher sie schon in früheren Krankheiten gesagt: „Es durchdringt jedesmal wie ein stärkender Thau alle meine Gebeine." Zu diesem Zwecke besuchte sie der Freund Abends am 1. Februar, und als er hinter der Kopfseite ihres Lagers unbemerkt mit großem Mitleiden ihr schmerzliches Wimmern, ihr dumpfröchelndes Athmen anhörte, ward sie plötzlich ganz stille, und erschreckt glaubte er, daß sie gestorben sei; als er aber nach ihr schauen wollte, ertönte die Abendglocke, es begann die kirchliche Feier des morgenden Festes Mariä Lichtmesse, zu welchem ihre Seele in Entzückung entrückt sich hingewendet hatte. Obschon ihr Zustand gleich furchtbar blieb, tönten in der Nacht doch einige liebliche Reden über die heilige Jungfrau von ihren Lippen, und sprach sie am zweiten, dem Festtage selbst, gegen Mittag, gerührt, aber mit fremden sterbendem Tone: „O, so gut war es lange nicht! ich bin wohl acht Tage krank, nicht wahr? Ich weiß nichts mehr von der trüben, schmutzigen Welt; o, welche Liebe hat die Mutter Gottes mir erwiesen, sie hat mich mitgenommen, ich wollte bei ihr bleiben!" — Hier besann sie sich und sagte, mit dem Finger vor dem Mund: „aber ich darf um Alles nicht davon reden." — Sie warnte jetzt immer vor Allem, was ihr rühmlich sein konnte, es verdopple ihr Leiden.

An den folgenden Tagen stieg ihr Leiden. Am 7ten Abends ruhiger, sprach sie: „Ach, Herr Jesu! tausend Dank für mein ganzes Leben lang; Herr, nicht wie ich will, sondern wie du

willst!“ und nach einigen Minuten mit einem unaussprechlich rührenden Flehen: „Ach, dort das schöne Blumenkörbchen, bewahrt es, und auch das junge Lorbeerbäumchen dort, bewahrt es, ich hab sie lang bewahrt, ich kann nicht mehr!“ Wahrscheinlich meinte sie zwei Pfleglinge ihres Gebets aus ihrer Familie.

Am 8. Februar Abends betete ein Priester bei ihrem Lager, sie küßte ihm dankend die Hand, bat ihn, bei ihrem Tode gegenwärtig zu sein und sprach: „Jesus, dir lebe ich, dir sterbe ich, Herr, dir sei gedankt, ich höre nicht mehr, ich sehe nicht mehr!“ Später kniete ein Freund betend an ihrem Lager, und da er sie so ganz dem Tode ähnlich sah, legte er ihr ein Reliquien-Amulet, das sie einen großen Theil ihres Lebens getragen und vor mehreren Jahren ihm geschenkt hatte, in ihre fieberheiße Hand, um zu sehen, ob die Empfindlichkeit für solche Gegenstände sie nicht verlassen habe; ihre Hand schloß sich mit sichtbarem Erkennen um dasselbe und öffnete sich nach einer Weile wieder. Der Freund nahm das Amulet zurück und verließ sie. Am andern Morgen, den 9ten, fand er die silberne Fassung des Amulets zersprungen und die beiden deckenden Gläser in seinem Bette liegen. Sie starb an diesem Tage.

Als man sie, die sich schmerzlich aufgelegen hatte, etwas erleichtern wollte, sprach sie: „Ich liege auf dem Kreuz, es ist ja bald aus, lasset mich!“ Sie hatte alle Sakramente bereits empfangen, aber sie wollte sich nochmals einer ungemeinen Kleinigkeit wegen anklagen, die sie schon sehr oft gebeichtet hatte, wahrscheinlich der Art, wie jener Jugendfehler, dessen sie sich oft anklagte, daß sie nämlich als Kind durch den Zaun eines fremden Gartens gekrochen sei, und mit Lüsternheit nach vom Baume gefallenen Aepfeln geschaut habe, genommen habe sie, Gott sei Dank! keinen. Dieser Fehler erschien ihr gegen das zehnte Gebot. Der Priester gab ihr die Generalabsolution. Sie streckte sich; man glaubte, sie vollende. Es trat Jemand an ihr Lager, der sie vielfach betrübt zu haben glaubte, und bat um Vergebung.

Sie schaute ihn staunend an, und sprach mit großem Ernst und dem Ausdrucke der Wahrheit: „Es ist kein Mensch auf Erden, gegen den ich etwas hätte."

Schon in den letzten Tagen, da man ihren Tod stündlich erwartete, waren mehrmals einzelne Freunde in ihrer Vorstube, und da diese leise Worte von ihrer Geduld, ihrem Glauben u. s. w. zu einander flüsterten, die sie unmöglich hören konnte, klang plötzlich ihre flehende sterbende Stimme aus ihrer Kammer heraus: „Ach! um Gotteswillen, sprecht kein Lob von mir, das hält mich auf, ich muß dann Alles doppelt leiden, o beklaget mich nicht, o Herr! da fallen viele neue schöne Blumen auf mich nieder." Die Blumen sah sie aber immer als das Vorbild der Schmerzen. Die Abweisung des Lobes ging aus ihrer Ueberzeugung hervor: „Gott allein ist gut. Alles muß bezahlt sein, bis auf den letzten Heller, ich bin arm und voll Schuld, ich kann Gott dieß Lob nicht zahlen, als mit Leiden in Vereinigung mit den Leiden Jesu Christi, lobt mich nicht, lasset mich sterben verschmäht mit Jesu am Kreuz." (Aehnlichen Widerstand einer bereits gehörlosen Sterbenden gegen Lob in ihrer Nähe erwähnt Boudon in dem Leben des Pater Surin. Theil 1. Kap. 2.)

Auch heute, wenige Stunden vor ihrem Ende, nach welchem sie mit den Worten: „Herr, hilf doch! komme doch, Jesu!" mehrmals flehte, schien sie das Lob Anderer zu hindern, und sie ermannte sich daher nochmals kräftig mit folgendem Acte der Demuth protestirend: „Ich kann nicht sterben, da so viele gute Leute aus Irrthum Gutes von mir denken, saget doch Allen, daß ich eine elende Sünderin bin. Ach! könnte ich doch so laut rufen, daß alle Menschen es hörten, wie ich eine elende Sünderin bin, tief unter dem frommen Mörder am Kreuze; denn dieser und Alle damals hatten nicht so viel zu verantworten, als wir, weil wir alle Gnaden der Kirche haben!"

Nach dieser Erklärung war sie sehr beruhigt und sagte dem sie tröstenden Priester: „Ich bin jetzt so ruhig und habe ein

solches Vertrauen, als hätte ich nie eine Sünde begangen." Ihr Blick war sehnsüchtig auf das Kreuz zu Füßen ihres Lagers gerichtet, ihr Athem flog heftig, sie trank oft, und so ihr das kleine Kreuz zum Kusse gereicht wurde, küßte sie immer demüthig nur die Füße des Gekreuzigten. Ein Freund, der weinend zu Füßen ihres Lagers kniete, hatte den Trost, ihr öfters Wasser zur Labung zu reichen; da legte sie plötzlich ihre rechte Hand auf die Bettdecke, die vernarbte Stelle des Wundmales schimmerte weißlich, er ergriff ihre Hand, sie war kalt, und da er sich innig nach einem Zeichen des Abschiedes sehnte, drückte sie seine Hand leise. Ihr Anblick war rein, ruhig und friedlich, aber von einem erhabenen Ernste, und hatte den Ausdruck eines mit höchster Anstrengung zum heiligen Ziele Rennenden, der den Kranz ergreifend niedersinkt und stirbt.

Jetzt betete der Priester noch die Sterbegebete bei ihr, und sie fühlte sich noch ermahnt, einer frommen jungen Freundin vor Gott in Liebe zu gedenken, deren Namensfest heute war. Es schlug acht Uhr, sie athmete einige Minuten heftiger und rief dann etwa dreimal mit lauterem Stöhnen: „O Herr, hilf! O Herr, o Herr, komm!" der Priester klingelte und sprach: „Sie stirbt!" Mehrere Verwandte und vertraute Personen traten aus der Vorstube in die Kammer und knieten betend nieder, sie hatte die brennende Sterbkerze in der Hand, die der Priester unterstützte; sie seufzte einigemal leiser, und nun eilte die reine bräutlich geschmückte Seele von den keuschen Kinderlippen ihres gekreuzigten Leibes ihrem himmlischen Bräutigam entgegen, voll der Hoffnung, statt des Liedes der Weissagung, das einst aus ihrem Munde die sterbende Nachtigall wieder belebte, das neue Lied im Chore der Jungfrauen zu empfangen, welche dem Lamme folgen, wohin immer es gehe. — Leise sank ihr entseelter Leib nach der Seite auf die Kissen nieder, um halb neun Uhr Abends den 9. Februar 1824.

Jemand, der Antheil an ihr genommen, schrieb: „Nach ihrem Tode nahte ich ihrem Lager. Sie war etwas zur linken Seite in die Kissen gesunken, über ihrem Haupte ragten ein paar Krücken hervor, die gekreuzt im Winkel standen, Freunde hatten sie ihr verfertiget, als sie auf eine Gebetserhörung im September einigemal in der Kammer herumgehen konnte. Neben ihrem Angesichte hing ein kleines Oelgemälde, den Tod Mariä vorstellend, das ihr die Fürstin Salm geschenkt. Der Ausdruck ihres gesenkten Angesichtes war von erhabenem Ernst, es lag gleichsam die letzte Fußstapfe des geduldigen, entsagenden Opfers bis zum Tode darauf, sie schien in liebender Arbeit für Andere um Jesu willen gestorben. Ihre rechte Hand ruhte auf der Decke, — diese wundervolle Hand, an welche Gott die unerhörte Gnade geknüpft hatte, alles Heilige, alles von der Kirche Geweihte durch das Gefühl zu erkennen. Eine Gnade, wie sie vielleicht noch nie in diesem Maße gegeben war, eine bei weiser Beobachtung in ihren Folgen unberechenbare Gnade, wahrhaftig nicht allein zu geistlicher Unterhaltung eines unwissenden Bauernmädchens gegeben, eine Gnade, so folgenreich, daß von ihr, wäre sie nicht erkannt, nicht gewürdiget, nicht angewendet worden, Rechenschaft gefordert werden würde.

„Ich ergriff diese mit der ehrwürdigsten Signatur des höchsten Mitleidens bezeichnete Hand zum letzten Male, sie war kalt und lebte nicht mehr, dieses geistliche Sinnwerkzeug, welches durch die ganze Natur hindurch alle geheiligte Substanz auch in einem Stäubchen verfolgte, erkannte und verehrte, sie war todt, diese demüthige, wohlthätige, fleißige Hand, die so viele Hungernde gespeist, so viele Nackte bekleidet hatte.

„Es war eine große Gnade von der Erde entflohen, der Wille Gottes hatte diese für die Wahrheit zeugende, betende, Schmerzen opfernde Hand seiner Braut von uns abgezogen, und sie schien diese Hand sterbend nicht ohne Bedeutung, gleich dem

Symbol einer ihr aus der Gnade Gottes übergebenen Kraft, entsagend auf die Decke niedergelegt zu haben.

„Da die unruhige Geschäftigkeit mancher weltlichen Vorsorge um sie her gleich nach ihrem Verscheiden mir den feierlichen Eindruck ihres Anblickes zu trüben drohte, verließ ich ihre Wohnung mit dem Gedanken: hätte sie gleich den Einsiedlerinnen in der Wüste einsam in der selbst gegrabenen Grube sterben können, hätten ihre Freunde, die Vögel, sie mit Blumen und Blättern zugedeckt, oder hätte sie gleich anderen Personen ihres Standes und Werthes unter gottgeweihten Jungfrauen sterben, und eine so rührend würdige Beachtung und Pflege bis zum Grabe empfangen können, wie wir dieses z. B. von Columba von Rieti lesen, es wäre dem Gefühl erbaulich und beruhigend gewesen; aber ich war zugleich überzeugt, daß alle Pflege und Beachtung, welche sie in und nach dem Tod empfangen, ihrer Liebe zu Jesus betrübend ward, dem sie auch sterbend ähnlicher zu werden sich sehnte.“

Später schrieb der nämliche Freund Folgendes: „Leider ward von dem Zustand ihres Leibes nach dem Tode, den man im Leben doch so sehr damit beunruhigt hatte, keine officielle Kenntniß genommen, selbst durch ihre Umgebung nicht. Wahrscheinlich war die Scheu vor irgend einer auffallenden Erscheinung, und daraus möglichen Störungen, allein Schuld an dieser Versäumniß. Mittwoch den 11ten ward ihre Leiche zu Grabe bereitet. Eine fromme sinnige Frau, welche sich diesen letzten Liebesdienst nicht nehmen ließ, sagte mir: „Ihre ausgestreckten Füße waren gekreuzt wie die Füße eines Kruzifixbildes. Ihre Wundmale waren gerötheter als gewöhnlich; da wir ihr Haupt erhoben, floß Blut aus Nase und Mund, alle ihre Glieder waren weich und biegsam bis in den Sarg.“

„Freitag den 13. Februar ward sie mit großer Theilnahme des ganzen Ortes zu Grabe begleitet. Sie ruht vom Eintritt in den Kirchhof zur linken Seite des Kreuzes gegen den Zaun zu. Im Grabe vor dem ihrigen ruht ein frommer alter Bauer

aus Welde, im folgenden eine brave Bäuerin aus Dernekamp. — An dem Begräbnißtage trat noch Folgendes ein: Am Abend kam ein reicher Mann, nicht zu Pilatus, sondern zu dem Pfarrer des Orts und bat um den Leichnam der Verstorbenen, nicht um ihn in ein neues Grab zu legen, sondern um ihn gegen eine bedeutende Summe in Auftrag eines holländischen Arztes zu kaufen. Er ward natürlicher Weise abgewiesen, aber in dem kleinen Ort entstand nun allerlei Gerede über den Text Matth. 28, 13. sie hielten die Leiche für gestohlen, auch höre ich, sie sollen auf dem Kirchhofe nachgeforscht haben, ob das Grab nicht verletzt sei."

So weit der obige Schreiber. Aus einem Bericht über ihren Tod im Decemberhefte der katholischen Lit. Zeitung von Kerz 1824, welcher, von einer uns unbekannten Hand herrührend, dennoch wohl begründet erscheint, setzen wir noch hieher: „Ungefähr sechs oder sieben Wochen nach ihrem Tode wurden wegen dem Gerüchte, der Leib sei entwendet, das Grab und die Lade auf geheimen höhern Befehl in Gegenwart von sieben Zeugen eröffnet. Mit frohem Erstaunen sahen diese, daß die Verwesung über den Leichnam der Frommen noch keine Macht erhalten hatte. Lieblich waren ihre Gesichtszüge, wie einer Schlafenden unter seligem Traume. Sie war wie eine vor wenigen Augenblicken Begrabene. Nicht der mindeste Leichengeruch ward bemerkt. — „Des Königs Geheimniß zu bewahren," sagt Jesus Sirach, „ist Pflicht; aber Pflicht ist es auch, die Herrlichkeit der Erbarmungen Gottes der Welt zu offenbaren.""

Wie wir vernommen, soll ein Stein auf ihrem Grabe ruhen. Wir legen diese Blätter dankbar auf denselben, mögen sie beitragen, daß die Wohlthäterin vieler Armen an Leib und Seele, und der Ort, wo sie der Auferstehung harret, nicht vergessen werde!

Bilder und Gespräche

aus

Paris.

Der Wegweiser durch Paris.

Ich hatte so Manches von Paris gehört, und was ich gehört, hatte mich mit Trauer und Abscheu vor dieser Stadt erfüllt. Ist es ja doch das Laster, welches sich überall und vor Allem in den Hauptstädten, den großen Residenzen des Weltgeistes, schamlos vordrängt und den Pfauenschweif der Welteitelkeit mit seinen tausend bunten Farben schillern läßt und mit gellender Stimme den Vorübergehenden seine Reize anpreist; während das Gute in stiller Verborgenheit, in den Hütten des Kummers und des Elendes, fern ab von dem Prunk und den geräuschvollen Festgelagen der Welt demüthig und geräuschlos sein Werk vollbringt.

So kam ich nach Paris. Und als ich dort die in allem Glanze berauschte Ausstellung von Lust und Laster sah, als die stete Variation desselben Lügenthumes mich in unzähligen Tageblättern überall anschrie, so daß Jeder den Sirenengesang der Verführung in seiner Lieblingsweise, seiner Mundart, ja im Tacte seines eigenen Pulsschlages hören kann, da erwachte in mir, in einzelnen Momenten, das Gefühl, als stehe dieser Ort auf dünner Decke, wie auf einem Resonanzboden, über dem Abgrunde der Hölle und könne jeden Augenblick in die Tiefe stürzen, wie ich als Kind in mancher schönen Sage von stolzen alten Schlössern und ihren gottlosen schwelgenden Herren gehört hatte.

Nachdem ich aber mit so manchen frommen und ernsten Männern bekannt geworden, da lernte ich an ihrer Hand auch Paris von einer andern Seite kennen, worauf der gewöhnliche Fremde freilich nicht durch die ungeheuren Anschlagzettel, die

die Häuser in seinen besuchten Straßen bedecken, aufmerksam gemacht wird, so daß er Jahre lang dort weilen kann, ohne hievon irgend etwas zu gewahren. Denn Gott und die Welt haben hier ihr eigenes Reich, es gibt ein weltliches und geistliches Paris, und nur dann, wenn die Welt im Elend und in der Verzweiflung ist, geht sie zu den Dienern des andern Reichs und läßt sich ihre Thränen trocknen, ihre Wunden heilen und ihren Hunger stillen, sonst aber gestattet sie ihnen kaum, sich mit dem Zeichen ihrer Würde, da, wo sie selbst in ihrem Glanze herrscht, offen zu zeigen.

Mit Staunen und Rührung gewahrte ich die große Anzahl der reichlichst ausgestatteten, und meist von geistlichen Händen in der höchsten Vollkommenheit verwalteten, milden Anstalten Ich sah die Schaaren dieser Gott zur Armen- und Krankenpflege geweihten Jungfrauen der verschiedensten Orden, wie sie ihre schweren Pflichten mit Freudigkeit verrichteten; ich ward Zeuge von so unzähligen Beispielen der Aufopferung, Ueberwindung, Entsagung, Barmherzigkeit, Geduld und Menschenliebe um Jesu willen, daß ein anderes, an Bewunderung grenzendes Gefühl von Sicherheit mich erfüllte.

Die Fülle geistlicher Barmherzigkeit, welche ich hier helfen und heilen sah, verhielt sich zu den Anstrengungen der Welt Unheil zu stiften, als schaue eine Sonne voll Himmelslicht und Lebenswärme in eine trübe, dampfende, schmutzige Illumination des Palais royal und seinen betäubenden Lärm hinab. Ich fühlte lebendiger als je, daß wenige Menschen, die sich selbst um Jesu willen überwinden und verbinden, durch die Kraft seiner Gnade stärker sind, als große Schaaren der Heroen irgend einer Zeitpartei, die, um die Gelüste ihres Ichs zu befriedigen, in des Teufels Namen eins zu werden scheinen, und es doch nie werden, noch werden können, weil nur Jeder sich selbst sucht und findet.

Es war mir, als sähe ich das arme, gehetzte Weltvolk

durch eine kleine Zahl helfender und betender Hände gegen die Räder aller Höllenmaschinen geschützt, die es fortwährend, selbst von ihnen getrieben, in wildem Rausch umtreibt. Ich fühlte die siegende Gegenarbeit des guten, auf Glauben, Hoffen und Lieben gegründeten Willens gegen alle unermüdet getriebenen Minen des bösen Willens, der wie die hohnlachende Verzweiflung arbeitete; und so kehrte ich, beruhigt in Frieden und Mitleid, durch den babylonischen Triumph, der alle Straßen füllte, nach meiner Wohnung zurück.

Hier nahm ich meinen Wegweiser durch Paris zur Hand, den mir ein Freund in Deutschland auf die Reise geschenkt hatte. Auch er hatte meine Abscheu und meine Furcht vor Paris getheilt, und so entdeckte ich zuerst folgende Mentors-Verse, welche er mir warnend hineingeschrieben hatte:

„Nimm hin den Faden durch das Labyrinth,
Das schrecklicher als jenes alte ist,
In dessen ausweglosem Pfadgewind
Ein scheußlich Ungeheu'r den Wandrer frißt,
Denn hier, mein Freund! schreckt dich kein greulich Thier,
Hier trägt der Drache menschliche Gestalt;
Hier ist die Schlange Weib, der Teufel Cavalier;
Hier thut dir Glanz und Tanz und Farb' und Duft Gewalt,
Hier ist die Sitte Kuppler, Freundschaft Seelverkäufer;
Die Treu' Falschmünzer und die Unschuld Werber;
Der Busenfreund Spion, die Ehre Ueberläufer;
Die Lilie trägt am Hut hier der Verderber,
Mit Rosen deckt sich hier schamlose Schande,
Von Veilchen duftet hier die feile Pest,
Der sichre Weg streift hier am Höllenrande,
Und über'm Abgrund schwebet hier der Tugend Nest.
Du wagst dich hin! Gott stärke dich zum Helden
Und mach' für Sünd' dich taub und blind und lahm;
Auf daß dies Blatt er möge Lügen schelten,
Wenn besser er hinwegzieht als er kam."

Ich war so tief gerührt und so gründlich erbaut durch alle die christlichen Liebeswerke, welche ich eben von so vielen gottgeweihten Jungfrauen in stiller Emsigkeit hatte ausüben sehen, daß ich nicht umhin konnte, es darauf zu wagen und das Blatt meines Freundes jetzt schon mit folgender Unterschrift Lügen zu schelten:

„Ich nahm das Kreuz und zog durch's Labyrinth,
Das wie ein Garten voll von Dornen war,
Drin saß das Mitleid, ein verschleiert Kind,
Und weihte sich als Opfer am Altar;
Erhob sich in jungfräulicher Gestalt,
Und war ein Engel und der Satan bebte,
Denn Huld und Treu' und Fleiß that ihm Gewalt,
Wo die geweihte Jungfrau helfend schwebte.
Den Kreuzweg baute sie am Höllenrande,
Trug dornbekränzt ihr Kreuz dem Herren nach;
Die Rose lehrt erröthen da die Schande,
Der Lilie Reinheit theilt der Sünder Schmach;
Da ward die Sitte Keuschheit, Freundschaft Jesusliebe,
Die Treue Christenthum, die Anmuth Himmelswerber,
Der Glaube Werk, Pflichtweihe ward zum Triebe,
Die Hand der Einfalt pfleget den Verderber
Und führt Verzweiflung in die Kinderlehre.
Der Unschuld Thränen heilten feile Pest;
Um Jesu Kreuz und Schmach war ihre Ehre,
In seiner Seite war der Taube Nest.
Ihr sah ich zu und nicht den Tageshelden,
Für deren Glorie ward ich taub und blind und lahm,
Und konnte Freundes Drohung Lügen schelten,
Weil besser ich hinwegging, als ich kam."

Das Tagebuch.

Nachdem ich die Verse in das Geschenk meines Freundes geschrieben, öffnete ich das Fenster und blickte hinab in die bewegte Straße. Wagen, Reiter und Fußgänger zogen an mir in geschäftiger Eile und im bunten Wechsel vorüber. Alle, die ich sah, gingen dieselbe Straße neben einander, und doch schien jeder seinen eigenen, einsamen Pfad zu gehen. Keiner kannte, Keiner grüßte den Andern, Jeder folgte seinem eigenen Interesse. Die Aufmerksamkeit, die sie einander schenkten, beschränkte sich vorzüglich darauf, einander auszuweichen, und in dem Gedränge, wenn sich die Straße sperrte, sich vor Taschendieben, vor den Hufen der Pferde und den Rädern der Wagen vorzusehen. Dazwischen kreischten die heiseren Stimmen der Colporteurs aller Art, der Savoyarden und der Ausrufer der Journale und Straßenliteratoren wirr durcheinander. Jeder pries seine Waaren an, suchte den Andern zu überschreien und die Aufmerksamkeit des vorübereilenden Publikums auf sich zu ziehen.

Mir erschien dies Treiben wie ein großes Bild des Egoismus, und es ward mir dadurch klar, wie der Geist eines Hauptstädters, der stets in diesem ruhelosen Meere gleich einer der tausend Wellen hin- und hergetrieben wird, so leicht den Charakter eines kalten in jedem Augenblicke sein Interesse verfolgenden Egoismus annehmen wird. Denn wie sie hier auf den Straßen, Einer unbekümmert um den Andern, an einander vorüber rennen, wie sie sich drängen und stoßen, Einer dem Andern zuvorzukommen sucht, und im Geschrei einander überbieten, so rennen sie, dachte ich, in den Büreaux der Administration nach Aemtern, so suchen sie in den Ministerien einander zu stürzen, so überschreien sie sich in den Kammern, so überbieten sie sich auf der

Börse, und so möchte Einer den Andern in den Salons überglänzen. Ueberall hat Jeder nur sein Interesse im Sinne, wie hier auf der Straße die Nummer des Hauses, dem er zueilt.

Der Abend senkte sich mehr und mehr hernieder, aber die Ruhe des Abends kam nicht mit ihm herab, ja mit der Nacht schien erst das Leben recht zu erwachen und immer geräuschvoller zu werden. Die Unruhe, die die Straße bewegte, theilte sich auch mir mit, und meine Gedanken drängten sich wirr durcheinander gleich den Vorübereilenden. Ich hätte gern nach den stillen Sternen hinaufgeschaut, aber die Häuser gegenüber waren so hoch, daß man den Himmel nur, wie durch die schmale Spalte eines Gefängnisses erblickte; und die Gaslichter in den Häusern warfen ein so blendendes Licht, daß das mildere der Sterne wie verschüchtert sich vor ihnen barg.

Ich schloß das Fenster und ging in dem Zimmer auf und ab, aber auch hier tönte der Lärm immer noch in mein Ohr, und bei jedem vorüberrollenden Wagen zitterte der Boden. Wie kann hier der Mensch, dachte ich, bei dieser Uebermacht der Aeußerlichkeit zu sich selbst kommen. Und manches, was mir früher ein Räthsel gewesen, schien mir nun natürlich, wenn ich bedachte, daß bei allem, was ein Pariser Geist denkt und sinnt, der Lärm der Straße zu ihm hinauftönt und seine Gedanken beherrscht. Wie Manchem muß es daher geschehen, daß er wähnt, er schreibe seine eignen Empfindungen nieder, während es nichts ist, als der Nachhall des Geschreies auf den Straßen und das Ohrengesummse dessen, was er in den Salons gehört.

Nach und nach ward ich indessen abgestumpft gegen den eintönigen Lärm, die Friedensbilder, die ich am Tage meiner Pilgerschaft gesehen, tauchten in meinem Innern wieder auf, und wie eine duftende Schattenlaube umrankten mich die Erinnerungen und wurden mächtiger und mächtiger. Kein Ton der Straße drang mehr zu meinem Ohre, der Friede theilte sich mir mit,

und ich schrieb ruhig folgende Betrachtung in mein Tagebuch: Wie viele jener Anstalten der Barmherzigkeit und Andacht, die Jahrhunderte ihren Segen über die christliche Welt verbreitet, hat nicht die neuere Zeit in ihrem nimmersatten Hunger verschlungen. Ist es aber nicht eine belehrende Erfahrung, daß ein großer Theil von Europa, nachdem er jenen Reichthum an zeitlichen Gütern, den er der Kirche zum Vorwurfe machte, längst verdaut hat, doch kein wahres Gedeihen davon empfinden will. Ja, daß selten Kräfte genug vorhanden scheinen, der herzzerreißenden Armuth, der großen Unwissenheit an frommendem Wissen, der vielfach beklagten Sittenlosigkeit der Jugend und niederen Stände abzuhelfen!

Sehen wir nicht öfters, daß trotz aller öffentlichen Unterrichts- und Armeninstitutionen, die Behörden großer Residenzen ihre Mittel als unzureichend erklären, und daß die Barmherzigkeit der Einzelnen sich selbst in Vereinen sammeln muß, um bei aller Anstrengung und Aufopferung doch nur die Sache leidlich von Tag zu Tag zu fristen, ohne für die Zukunft vorbauen zu können. Wohin ist dann der Esprit de miséricorde aller säcularisirten Abteien übergetrieben worden? Die Corda sind versteint und die Miseri haben alle Welt angefüllt.

Aber die Armuth glaube nur an die göttliche Barmherzigkeit. Er wird sie nicht verschmachten lassen; wenn die Quellen, Brunnen und Zisternen verschüttet oder vergiftet sind, sendet er das Mitleid, die Thautropfen von den Blättern der Bäume zu sammeln, um den Dürstenden zu erquicken. Hat er doch einstens einem sterbenden Indianer, der herzlich nach Belehrung flehte, mitten in der wasserlosen Wildniß in der letzten Lebensstunde einen reisenden Missionär, einen der vielgeschmähten Jesuiten, zugeführt, der ihn mit den abgestreiften Thautropfen erquickte und taufte. Dieser Bote des Glaubens meinte sich verirrt zu haben, und war doch recht auf dem Wege seiner Sendung.

Wohl ist es eine der tröstlichsten Wahrheiten, daß Elias in der allgemeinen Noth Israels eine Hand voll Mehl und ein wenig Oel bei der gläubigen, barmherzigen Wittwe fand, und daß er, von ihr gespeist, sagte: „Du und dein Sohn sollst auch davon essen; denn sieh, es spricht Gott, der Herr Israels, Oelkrug und Mehl sollen dir nicht ausgehen, bis der Herr die Erde erquicken wird!“

Wie oft schon hat das Centralisiren aller Hilfsquellen und Armenmittel den größten Theil der Oberfläche drückendem Mangel ausgesetzt und das geraubte Gut des Einzelnen ist segenslos wie ein verrückter Schatz verschwunden. Immer aber hat sich Eliä Verheißung am Oelkrüglein der Wittwe bewährt, und hat ihr den kranken Sohn geheilt, und hat mit seinem Gebet die Regenwolke über Israel segnend ausgeleert. Jenem Oelkrüglein der Wittwe, die dem von Ahab verfolgten Propheten glaubt und ihn ernährt, gleicht aber die vereinte geistliche Thätigkeit, aus der wir zu aller Zeit in großer geistlicher oder leiblicher Bedrängniß Hilfe hervorkommen sahen, die nach Maßgabe des ewigeren oder zeitlicheren Werths, oder nach dem mehr oder weniger geistigen Leben in der Liebe der ersten Anregung, vergänglich oder anhaltend war, bis Gott das Land mit Regen erquickte. Solche Thätigkeit im Verein aber ist die erste Geschichte aller so schnöde verschrienen geistlichen Orden, und namentlich auch der so segenbringenden und von Freund und Feind bewunderten Institute der barmherzigen Schwestern und Brüder aller Gattungen. Welchen Segen sah Frankreich und Lothringen und ein großer Theil der Welt nicht dem heiligen Vincentius a Paula und seinem Orden der Mission entströmen, und während die moderne Weisheit über die Missionäre in Frankreich, und erst neuerlich noch in Belgien, lästerte, bewundert sie die Töchter der Barmherzigkeit, welche doch aus den Missionen hervorgegangen; denn auf einer Mission nahte ein armes Hirtenmädchen dem

heiligen Vincentius, und fragte ihn demüthig, ob es wohl gut sei, daß sie arme Kinder lesen lehre, sie habe es von selbst bei der Heerde gelernt, nachdem ein guter Mensch ihr eine kleine Anweisung gegeben. Die demüthige, gehorsame, keusche Hirtin war die erste unter den Töchtern der christlichen Liebe dieser bewunderungswürdigen Anstalt, welche von der Revolution verfolgt und mißhandelt, nicht aufhörte zu heilen und zu segnen, und als die Bürgerwohlthäterinnen kurze Zeit in den Hôtels d'humanité Alles verderben und verwildern ließen, als demüthige, treue Bräute des Erlösers zum Heile der Armen und Kranken wieder gerufen wurden.

Alle diese Anstalten, von heiligen Priestern erweckt, gegründet, geregelt und in ihren Individuen geleitet und getröstet, haben den greulichsten Sturm gegen die Religion und Ordensvereine, die Revolution überlebt. Man sieht über sie hin und läßt sie thun; man hat keine andere Sorge für ihr geistliches Bestehen, als ihnen Kranke und Arme genug aufzubürden; aber wo irgend eine Anstalt gegründet wird, welche den Geist der Gottseligkeit, der Einfalt, der Demuth, des Gehorsams, der Keuschheit, der Buße, der unbedingt an den Erlöser hingegebenen Liebe verbreiten und jenen Geist wieder erwecken soll, aus dem die Glieder der Anstalten allein tüchtig hervorgehen, oder von dem sie veranlaßt werden; da ertönt ein Angstgeschrei über Obscurantismus, Priesterherrschaft, Mönchsdummheit, Zeloten, Proselytenmacher, und alle die Höhlen der Besessenen bei Gergeßa hallen wieder, als seien die Teufel aus den Schweinen wieder in ihr alten Quartiere gefahren.

Ist aber nicht die allgemeine Bewunderung dieser Anstalten bei Allen, die sie kennen, und die Sehnsucht aller hilfebegierigen Behörden nach solchen Instituten eines der tröstlichsten Zeichen der Zeit? Allerdings, aber nicht überall und in dem Grade, wie es scheinen möchte und sich Viele überreden wollen. Denn nur

zu oft fehlt dem Wunsche der Zeit nach solchen Instituten noch gar sehr ein in wirklicher Liebe wurzelndes Verdienst. Ehe die Zeit Buße gethan, hat ihre Sehnsucht keine Wahlverwandtschaft zu solchen Anstalten, deren Lebensprinzip ganz geistlich ist. Leider gleicht ihre Sehnsucht nach dergleichen oft nur dem Hunger eines Müßiggängers oder bankerotten Projectenmachers nach Brod, der das Feld nicht bauen und das Korn nicht erndten will, es gern aber hier mit Geld erkaufte, weil er schwerer Gewicht und besseres Gebäck um geringeren Preis erhält. Ein Zeichen, welches ich in der Zeit für versprechender halte, ist der sich an allen Orten regende Trieb zu den mannigfachsten Hilfsvereinen. Erklärt sie nicht dadurch ihr Unvermögen, und wird sie seiner nicht dadurch mehr und mehr bewußt werden? Während sie noch, wo sie nur hinreichen kann, das wenige Uebrige von geistlicher Association mit der rechten Hand zu zerstören strebt, muß ihre linke bereits wieder Subscriptionen und Beiträge für weltliche Vereine aller Art unterzeichnen. So wird vielleicht einmal die Zeit kommen, wo dies nicht mehr hinreicht, und sie nicht als eine speculirende Rechnerin, sondern als eine reuige Sünderin zum Altar ihre Zuflucht nimmt, um von dem geistige und leibliche Stärkung auf immer zu empfangen, der alle Müden und Gedrückten zu sich gerufen und ihrer mit ausgebreiteten Armen harret.

Orden.

Das Sprichwort: „Wie man in den Wald schreit, so ruft es auch wieder heraus," scheint sich auch an dem Einflusse zu bewähren, den Frankreich auf seine Nachbarn ausübt. Die meisten Reisenden finden dort was sie suchen, Zerstreuung, Thorheit, sinnliche und sündliche Belustigung, und während sie der Welt bis zum Ekel dort nachgehen, oder sich wenigstens allein von ihr führen lassen, legt diese ihnen neben der großen Rechnung noch das Trinkgeld auf, auf alles, was dort von der Religion und Geistlichkeit ausgeht, zu schmähen und zu schimpfen. Wie üble Wanderer, die von einer Schenke zur anderen ziehen, ihren allgemeinen Grimm gegen alles, was sie nicht durch die Kehle jagen können, an den schattenden Bäumen des Weges, an der Verzäunung der Gärten und an dem Kreuzbild und den Denksteinen christlicher Helden, den stummen Predigern des Pfades, zerstörend auslassen: so auch jene steten Schreier von Congregationen, Klöstern, Missionen, Nonnen, Predigten, Processionen u. s. w., die ihnen gar nichts in den Weg legen, und ohne deren stilles Segenbringen ihnen vielleicht der Reisekoffer mit sammt dem Tagebuche würde abgeschnitten werden. Aber es gleicht die Zeit dem steinigenden Saulus, für den Stephanus betete. Auch sie wird zur bestimmten Zeit zum Paulus werden.

Eine einzige geistliche Anstalt nur vermag diese Schreier nicht ganz zu ärgern. Ja sie sind oft mit einigem Achselzucken recht von ihr entzückt. Dieses aber ist die Kranken- Armen- Waisen- und Findelkinderpflege durch die sogenannten soeurs und filles de charité (Schwestern und Töchter der christlichen Liebe) von verschiedenen Genossenschaften, aber gleicher Voll-

kommenheit in christlichem Berufe. Man streift durch ein Hospital oder das Findelhaus von Paris, und kann sich einer eleganten Rührung über die Reinlichkeit und liebevolle Pflege, und die Entsagung der barmherzigen Schwestern nicht enthalten, deren christliche Aufopferung selbst diesen Häusern des Ekels und Schauders für die Weltleute den Beigeschmack von anmuthigem Ernste zu geben vermochte. In das Vaterland zurückgekehrt, hängt man dem Ende des babylonischen Reiseberichtes, nachdem man die weltlichen Herrlichkeiten mit geistlichen Greuelmährchen schattirt hat, als Norm an:

„Ja die Hospitalschwestern, die soeurs de charité, die filles de St. Vincent, die soeurs de St. Thomas de Villeneuve, die soeurs de Ste. Marthe, de St. Charles u. s. w., das sind Klosterfrauen, das sind christliche Anstalten, die ich mir gefallen lasse, das ist noch eine nützliche Anstalt der Kirche, die muß man einführen, die müßten wir hier haben, es ist unbegreiflich, was sie leisten, und sie kosten nicht die Hälfte von dem, was unsere Hospitäler kosten, es ist unbegreiflich, daß man sie nicht überall einführt."

So sprechen alle Jene, welche gern treue, fromme, unermüdete, christliche Dienstboten haben möchten, ohne selbst diesen eine christliche Herrschaft werden zu wollen. Man hält es für sehr möglich, alle diese Bequemlichkeiten der Religion zu erhalten, denn man hat Geld und will ja bezahlen, und zwar um so lieber, da es weniger kosten soll. Indem man nicht aufhört, die drei evangelischen Räthe des freiwilligen Gehorsams (Phil. 2, 8. Matth. 19, 27. und Matth. 16, 24), der freiwilligen Armuth (2. Kor. 8, 9. Matth. 19, 27. 2. Kor. 6, 10. Matth. 19, 21), und der freiwilligen Keuschheit (Matth. 19, 12. 1. Kor. 7, 25. u. s. w.) in den socialen Erscheinungen zu verhöhnen, in welchen sie nothwendig aus ihrer Natur in den Theilen der Gesellschaft hervorwachsen müssen, welche zu der Sonnenseite der ewigen Religionswahrheit gerichtet sind, indem

man den Baum entwurzelt, und abrindet, und anbohrt und verflucht, schaut man lüstern nach seinen Früchten, und scheint hochverwundert, daß man sie nicht für Geld kaufen kann.

Wer aber das Kreuz nicht will, wird auch seine Früchte nicht erndten. Sehr weltlich, d. h. sehr obenhin, bis es hinabgeht, schmäht man die geistlichen Genossenschaften, welche, außer dem Priesteramt überhaupt, sich hauptsächlich dem Gebete, der Betrachtung, dem Unterrichte, der Seelsorge weihen; man schimpft sie Müßiggänger und Finsterlinge, man will nur diese Hospitalschwestern, sie sind bequem und wohlfeil das zu thun, was doch einmal gethan werden muß, was man nicht gern selbst thut und mit aller Weltweisheit, allem Gelde nicht so dauernd, mehrend und vollkommen hervorbringen kann. Aber man nimmt sich nicht die Mühe nachzuforschen, durch wen diese herrlichen Genossenschaften hervorgegangen; sonst würde man finden, daß es gerade die Seelenführung jener betenden und betrachtenden und erleuchteten Priestergesellschaften, und das Beispiel, Rath und Gebet jener von der Welt abgezogenen Klosterfrauen ist, die man so frevelnd schmäht; man würde finden, daß Maria, die das beste Theil erwählte, es ist, welche diese Menschen zu einer mehr als weltlichen Sorge und Pflege begeisterte.

In der Kirche, als ein Leib betrachtet, der die vielsinnigen, getrennten, sich anfeindenden Menschen zu einem liebenden, harmonischen Ganzen verknüpfen soll, bilden sich absichtslos, weil aus ihrer lebendigen Natur nothwendig hervorwachsend, die verschiedensten Vereine geistlicher Thätigkeit. Wie in jedem beseelten Leibe verschiedene Gattungen von Kräften und Wirkungen zum Wohle des Ganzen in einzelnen Organen ihre Werkstätte haben, deren keine mangeln oder verletzt werden kann, ohne die Gesundheit des Ganzen zu stören, so in der Kirche die verschiedenen Aufgaben des geistlichen Lebens, die sich aus einzelnen Quelladern zu Brunnen sammelnd, die verschiedenen geistlichen

Genossenschaften hervorbrachten, und wir können, weil sich der Vergleich darbot, von Jenen, welche so sehr gegen die einzelnen geistlichen Orden schmähen, wohl sagen, sie sprechen: „Wir haben mit dem natürlichen Brunnen-, Quell- und Regenwasser genug, wir brauchen nicht die verschiedenen Mineral- und Heilbrunnen. Wozu diese?“

Fraget den Meister, der sie bereitet, der das Wasser des ewigen Lebens gibt, fraget die Kranken, die ihr Heil bei denselben gefunden; oder ist es die Wasserscheu selbst, die euren Unwillen hervorbringt?

Die Kirche, als eine gute Mutter betrachtet, muß nothwendig alle jene Thätigkeiten in sich entwickeln, welche den Begriff einer guten Mutter umfaßt. Jene aber, welche alle Genossenschaften geistlicher Thätigkeiten in ihr verleumden und verfolgen, außer die Kranken- und Armenpflegenden, gleichen verkehrten und thörichten Kindern, welche sprechen: „Jene dort, die sich meine Mutter nennt, soll nicht für sich und mich beten, soll nicht meine Untugend, wie Hiob seinen Aussatz, vor Gott beweinen, sie soll mir meine verkehrten Wege nicht vorrücken, sie soll nicht die Nächte im Gebete durchwachen, welche ich in Sünde durchschwärme, sie soll mir meine Lustgesellen nicht irre machen und bekehren, sie soll nicht sparen, um den Armen zu geben, ich will es schon durchbringen, sie soll mich nicht die ewige Wahrheit lehren wollen, ich muß mit dem Zeitgeiste voranschreiten. Was ich ihr erlaube, was mir ganz wohlgefällt und wirklich recht nützlich ist, soll sie an mir thun, nämlich: sie soll mir die ungestümen Bettler, die meinen Speculationen, Humanitäts- und Culturplänen nicht gewachsen, ja man sollte schier meinen, gar entwachsen sind, aus den Augen bringen und um ein Geringes anständig versorgen, damit ich gelegentlich davon sprechen kann. Sie soll mir die ekelhaften Kranken billig verpflegen, die meinem Gesundheitscomité den Raum zu seinen

Operationen nehmen und meinen Lustpartheien die Luft verpesten, und überhaupt unangenehme melancholische Gedanken, Ekel und viele Unkosten veranlassen, deren Betrag man zum Heile der Menschheit für schöne Künste und Wissenschaften verwenden könnte.

„Es soll ihr auch gestattet sein, Kinder der geringsten und ärmsten Klasse unentgeldlich schreiben und lesen zu lehren, und ihnen die christliche Moral beizubringen, jedoch in dem Maaße nur, daß sie nie zu Aberglauben oder Andächtelei verkrüpple, nämlich: daß sie sich wieder auf den Grad abtragen lasse, welcher dem Geiste der Zeit nicht ärgerlich ist. Ich werde jedoch diesen Unterricht meinen eignen, gebildeten, aufgeklärten und sogar sich selbst gefallenden Schullehrern allein zuweisen, wenn diese erst mit ihren Studien, ihren Methoden, Prüfungen und mit ihren Ausarbeitungen zur sittlichen Verbesserung der Schulen alle fertig sind und sich mit den Eltern und der weltlichen Obrigkeit vertragen haben; vor Allem aber wenn die Fonds ausgemittelt sind, sie anständig mit Frau und Kindern leben zu lassen.

„Ich mag auch von ihr leiden, denn ich will ihrer Barmherzigkeit keinen Abbruch thun, daß sie sich mit der Verpflegung der Blödsinnigen, Unsinnigen und Rasenden abgebe. Da sie geduldig und eine gute Haushälterin ist, wird sie zehn Narren gut verpflegen für das Geld, was auf meinen Wegen mich gewöhnlich einer kostet. Auch hier ist ihre Wohlfeilheit sehr lobenswerth, um so mehr, da sie heilbare und unheilbare annimmt.

„Endlich will ich ihr auch zugestehen, daß sie sich ganz unentgeldlich mit der Pflege und Erziehung der Findelkinder und Waisen beschäftige, da solche Creaturen ein nothwendiges Uebel im gebildeten Leben geworden, und es der Bevölkerung doch heilsam ist, daß sie nicht zu Grunde gehen. Und für alles dieses soll ihr mein Wohlgefallen werden mit Vorbehalt

der Inspection aller Ausgaben und Einnahmen, und meiner Rechte, sie fortzuschicken wann ich will, und über die Früchte ihrer Haushaltung anderweitig zu disponiren."

Höre ich recht? Wer spricht so seltsam? — Ja, du hörst recht, es sind die Worte der weltlichen Kinder gegen ihre Mutter, die Kirche, deren lehrende und betende Genossenschaften sie schmähen und deren Werke der Barmherzigkeit sie sich aus Trägheit und Geiz zum Genusse vorbehalten. Wahrhaftig, die Kirche muß eine gute Mutter sein, daß sie diesen verkehrten Schwätzern ihr Elend nicht am Wege liegen läßt, und ihnen die Thüre weist. Ja, sie ist eine gute Mutter und trägt das Kreuz Jesu Christi, und wird nicht aus den Dornen der Wüste gehen, bis sie das verlorene Schaf gerettet hat. Sie weiß wohl, daß diese Schwätzer nicht wissen, was sie schwätzen, indem sie, wie die Juden, gern von Jesus leiblich geheilt und genährt sein, aber nicht mit ihm beten, fasten und gehorchen wollen bis in den Tod. Sie kennt die Worte, Matth. 10, 22.: „Und ihr werdet von Allen gehaßt werden um meines Namens willen; wer aber ausharrt bis ans Ende, der wird selig;" und sie werden an ihr geübt werden bis zur Auferstehung und Himmelfahrt.

Die Mutter zürnt nicht einmal über diese stolzen Worte ihres weltlichen Sohnes, der nicht weiß, daß man sich von der Welt abziehen, daß man die Hilfe von Gott erflehen, daß man Fleisch und Blut überwinden, daß man sich selbst opfern muß, um seinem Nächsten aus Liebe zu Jesu unter den widrigsten Umständen und häufig mit Undank als Lohn die beschwerlichsten, erniedrigendsten Dienste der Liebe und Barmherzigkeit zu erweisen bis zu seinem Tode. Diese Schwätzer, die vor lauter Uebersichten gar nichts mehr einsehen, halten diese Barmherzigkeit und Liebe in der allein eminentesten Bedeutung des Wortes, etwa mit mitleidigem Lächeln, für eine ganz leibliche Laune einer gewissen Exaltation, die der Kirche nicht gerade übel zu nehmen oder zu

behindern ist, weil sie allzu augenscheinliche Vortheile bringt. Warum bringen aber sie, die immer auf die Kirche schmähen, eine solche nützliche Exaltation nicht bei sich selbst hervor? Sie haben ja alle Industrie der Begeisterung: Geld, Cultur, Wissenschaften, Künste, moderne Schulweisheit, klassisches Alterthum, Buchfabrik, Journalwesen, Censur, Zeitungen, Postwesen, Pauken und Trompeten, Trommeln und Pfeifen zu ihren Diensten, und die ganze große Congregation der Freimaurer, deren Aufgabe einzig die Wohlthätigkeit ist, müßte ihnen ja ein außerordentliches Mittel der lebendigen Verbreitung der Begeisterung werden.

Aber unter der großen Schaar der auf- und abtretenden Anstalten der Weltgesinnten sehen wir vergeblich Aehnlichem entgegen. Jedes Individuum hat zu viel für sich zu sorgen, um sich für die anderen zu vergessen, und nur allgemeine persönliche Noth ruft in den Weltleuten eine Aufopferung im Vereine hervor, welche diese persönliche Noth nicht überlebt, oder später in Verbindungen ausartet, die das Allgemeine gefährdend, mühsam gestört werden müssen und alle Kräfte auffordern, um in ihren Wurzeln zerstört zu werden. Es muß also wohl die Quelle dieser Anstalten, welche Jedem einleuchten und Alle erfreuen, aus einer Tiefe emporsteigen, die nicht Jedermann einleuchtet und die Meisten ärgert, deren man sich schämt, gegen die man ankämpft, ja die man für immer verschütten möchte. Wir finden sie aber wirklich in der sammelnden, corporativen, organisirenden, weil lebendigen, Natur der Kirche.

Als die Kirche, der Leib Christi, wuchs und ihre gleichartigen Theile sich gemehrt hatten, ordneten sich diese nothwendig zusammen und bildeten Ordnungen, Orden, die dem Ganzen nach ihrer innern Natur dienten. Sowie aber alle Ordnungen mit dem Einzelnen beginnen, so begannen auch die Orden mit den Einsiedlern, welche endlich selbst zur Menge geworden, sich wieder in größeren Schaaren individualisirten, und nach der

inneren Natur und den äußeren Aufgaben verschiedene Gattungen bildeten. Wir sahen auch in ihrer Geschichte nichts Anderes, als die Geschichte des Erlösers selbst. Wir sehen die Propheten und ihre Schüler, die Prophetenkinder, von ihrer weltlichen Zeit verfolgt und gemordet; oder verehrt und gesucht in der Noth, den Heiland verkünden. Wir sehen die Essener abgesondert, geordnet und jungfräulich leben, da die Ankunft des Gottessohnes im Fleisch sich nahte. Vorbildliche Orden des alten Bundes bei Annäherung des neuen.

Wir sehen Johannes, den Propheten, den Einsiedler, den Fastenden, Betenden, den Bußprediger in der Zeit des Erlösers erscheinen in der Fülle der Zeit, da das Heil in der Einheit in einem Namen hervortrat, in dem wir allein wieder eins unter uns und durch den Einen mit dem himmlischen Vater werden können; und dieser Vorbereiter trägt die Form der ersten Ordnung, der ersten Orden. Der Vorbereitende gleicht dem Ende des Winters, er bereitet die Wege und die Geräthe und die Gefäße, er beginnt die rohe Reinigung; die Eisrinde schmilzt, die Bäche strömen und erquicken das Land, es nahet der Frühling. Und selbst im Leben des neuen Adams, nicht des sündigenden, nein, des sühnenden, im Leben, das der Mensch-gewordene Gott, Gott und Mensch zugleich lebte, und in welchem wir nichts Zufälliges, sondern die gütige Absicht dessen erkennen, der uns so geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn für uns gab, selbst im Leben Jesu Christi sehen wir den Gang derselben Ordnung; als er die Taufe empfangen, als der heilige Geist über ihn herabgekommen, geht er zur Wüste, betet, fastet und besteht die Versuchung, und so stellt sich in ihm die Form der ersten Ordnung der Einsiedler dar; und die Worte des Versuchers: „Mache Brod aus diesen Steinen," gleichen ziemlich den Reden der Weltleute, das ihnen todt und unfruchtbar, gleich Stein, erscheinende Wesen des beschaulichen Lebens solle

Brod werden, weil sie vom Brod allein zu leben wissen und nicht von jedem Wort aus Gottes Mund.

Als aber der Versucher dem Herrn alle Reiche der Welt versprach, von ihm angebetet zu werden, that er nichts Anderes, als was jede klosterbrechende Zeit in ihren Aufklärungs-, Cultur- und Staatswohlprojecten thut. Die, welche seine Weltherrlichkeiten zu empfangen, ihn angebetet haben, fanden sich wahrlich betrogen. Der theuer erkaufte Heckthaler ist eine unfruchtbare Kohle in ihrem Kasten und eine glühende auf ihrem Gewissen geworden.

Später sehen wir den Heiland sich Gefährten sammeln, lehren, Buße predigen, heilen und pflegen. Wir sehen verschiedenen Beruf, verschiedene Gaben des heiligen Geistes von ihm ausgetheilt. Alle diese aber sind die verschiedenen Samenkörner der einzelnen Thätigkeiten, welche später bis zu unseren Tagen in den verschiedenen Ordnungen des geistlichen Lebens, wie einzelne Fruchtfelder, die Wüsten des Weltlebens unterbrachen und in Felder des Segens verwandelten. Schier alle aber hatte der Fürst der Welt durch seinen Diener, unter dem Vorwand einigen Unkrautes, mit teuflischem Grimme verwüstet, den Worten des Herrn zum Hohn in der Parabel Math. 13, 24: „Lasset beides, Unkraut und Waizen, mit einander wachsen bis zur Erndte.“

Gespräche in der Bude du préjugé vaincu und eine Parabel.

Als ich aus einem Hospital der barmherzigen Schwestern über die Boulevards ging, wurde ich durch einen Tromptenstoß und Paukenwirbel neben mir aus meiner Ruhe aufgeschreckt, und ich hörte eine Weiberstimme schreien: „Messieurs et Mesdames préjugé vaincu, préjugé vaincu!" Ich stellte mich zu der Schaar von Neugierigen, welche eine Frau umgaben, die, phantastisch in grün und blau gekleidet, vor einer Bude das aufgeklärte Publikum einlud, für wenige Sous das überwundene Vorurtheil anzusehen. Sie hatte eine Fackel in der Hand und fuhr damit dann und wann hinter ein transparentes Bild über dem Eingange der Bude, auf welchem man eine Art Minerva mit einer eleganten Ofengabel eine eben nicht sehr decente nackte Person aus einem Tempel hinaustreiben sah, und darunter stand: „Naturam expellas furca tamen usque recurret! Kommet, dieses Vorurtheil besiegt zu sehen!"

Die Ankündigung schien mir so originell, daß ich hineinging. Was sah ich dort? Einen Wolf und ein Lamm, die miteinander Milch aus einer Schüssel fraßen. Eine Katze, die still schnurrend eine Maus beleckte, sie zuletzt auf ihrem Rücken sitzen ließ und einen Buckel machend, miaute — préjugé vaincu — einen Windhund, der mit einem Hasen spielte und vor ihm davonlief; dazwischen allerlei Declamationen.

Leider hatte ich dasselbe Schauspiel schon an einem andern Platze, unter einem andern Titel gesehen, und so horchte ich dem Gespräche zweier Fremden zu, das mich um so mehr interessirte, als ich die Beiden zugleich mit mir in einigen der Hospitäler und anderen Wohlthätigkeitshäusern gesehen hatte.

Sie waren Beide voll Bewunderung der barmherzigen Schwestern, schienen aber hier erst nähere Bekanntschaft zu machen. Der Eine sagte: „Diese auffallenden Beispiele von bezwungener Naturfeindschaft machen keinen großen Eindruck auf mich, nachdem ich in allen den barmherzigen Schwestern den Ekel und alle selbstsüchtigen Regungen nicht sowohl gefesselt als ganz besiegt, ja in das Gegentheil, in die herzlichste Liebe verwandelt gesehen.“ Der Andere stimmte ein und sie ergossen sich in einen Strom der Bewunderung. Der Letzte sagte: „Meine Prüfung und Würdigung entscheidet noch mehr als die Ihrige, da sie mir als ein Römischgesinnter erscheinen; ich aber bin ein Anglikaner, und ich muß Ihnen sagen, daß wir dergleichen nicht besitzen, aber ich werde Alles anwenden, daß solche Anstalten auch bei uns gegründet werden. Ich finde, mein Herr, sagte der Erste lächelnd, diese Erklärung hier, in dem Theater des überwundenen Vorurtheiles, sehr an ihrem Platze.“ „Wie so?“ sprach der Andere.

Röm.: „In solchem Maße, daß das Gelingen Ihres Vorhabens mehr verdiente mit Pauken und Trompeten verkündet zu werden, als alles, was wir hier sehen.“

Angl.: „Ich verstehe Sie nicht; sollte es etwas so Widernatürliches sein, dort, wo das Evangelium die höchste Richtschnur ist, solche Institute der christlichen Liebe entstehen zu sehen?“

Röm.: „Das will ich nicht damit gesagt haben. Ich bin vom Gegentheile sogar überzeugt, was die Wirkung des Evangeliums angeht; ich würde aber, wenn Ihr Vorhaben gelingen sollte, zu der hier von uns gelesenen Inschrift vom besiegten Vorurtheile, noch hinzuschreiben: Man kennt den Baum an seinen Früchten nicht mehr!“

Angl.: „Ich will, mein Herr, das besiegte Vorurtheil in diesem Hause nicht Lügen strafen, indem ich Ihre Worte übel aufnehme, so bitter sie sind; allerdings, ein jeder Baum hat

seine Früchte! Können Sie denn unserer anglikanischen Kirche die Reinigung des Glaubens, die Herstellung der Wissenschaften, die Verbreitung der heiligen Schriften, die Zerstörung der Gewaltthat, Unwissenheit, Verfinsterung und Unnatur in den Mönchsklöstern . . . .“

Röm.: „Mit Erlaubniß, daß ich Sie unterbreche. — Nein, diese Frucht der Zerstörung der geistlichen Congregationen spreche ich dem Anglikanismus nicht ab, und eben darum spreche ich demselben die Frucht ab, der Erzeugung dieser Orden der christlichen Liebe.“

Angl.: „Das klingt seltsam! Sollte ich, weil ich unnützes, faules Gesinde aus meinem Hause jage, nicht treues und fleißiges in demselben einführen können? Antworten Sie hierauf!“

Röm.: „Sehr gern. Wer im Zorne mit dem Bade das einzige Kind ausschüttet, wird keine Nachkommen haben, wenn er auch noch so viele Badebütten aufstellte, wer bald hinter dem Reformationseifer her sagt: Ja, diese Klosterfrauen sind ganz lobenswerth; wir müssen auch solche machen, die Katholiken sollten sich alle Mühe geben sie zu verbreiten, die bringen ihrer Religion noch Ehre, dem könnte man wohl folgende Parabel erzählen:

„Ein Vater hatte seinen Kindern einen herrlichen Obst- und Blumengarten im Schweiße seines Angesichts erbaut. Alles brachte er jährlich, was Leib und Seele ernähren und erquicken konnte; aber er mußte mühsam gebaut und gepflegt und sorgsam in Zaun und Mauern gehalten werden, und es war von Vaters Zeiten her ein Vorsteher der Unterarbeiter gesetzt. Die ersten Nachfolger des Vaters, die ihn noch gekannt, hatten vieles von seinem Wandel, von seinen Worten und Lehren, und seiner Art den Garten zu bauen, in einem Büchlein aufgeschrieben, das über Alles hoch gehalten wurde. Es war aber Vieles im Garten von Anfang an, was nicht in dem Buche stand, oder mit geheim-

nißvollen Worten darin stand, und was die Nachfolger des Vaters den Arbeitern mündlich übergaben, und was treu fortgeübt wurde. So wuchs und erweiterte sich der Garten Jahrhunderte hindurch und die Wüste umher wurde immer kleiner, und seine Früchte und Zierden, seine Schatten und Quellen, seine Heilkräuter und Gewürze wurden immer herrlicher und mannigfaltiger, und wie in jedem Garten, der sich erweitert, wurden aus einzelnen Stämmchen ganze Wälder, aus Gräsern und Kräutern ganze Wiesen, aus Blumen ganze Fluren, aus Gewürzen ganze Arzneigärten; und der Garten, eine Welt geworden, bestand aus vielen Gärten, und jeglicher hatte von allem, was in seiner Lage gedieh; immer aber Wasser, Oel, Balsam, Salz, Weizen und Wein die Fülle, und alle Gärten waren ein Garten, und dem Nachfolger des Vaters gehorchten sie und fragten ihn um Rath, und er gab ihnen bei jeder neuen Pflanzung die Samenkörner mit dem Segen des Vaters, und er segnete die Arbeiter und sendete sie aus. Die Form der Beete und Wege und die Gestalt der Spaliere wechselte nach der Sitte der Länder und der Zeit, aber die Früchte waren überall. Der Garten war ein lebendiger, und die ganze Fülle der beseligenden Früchte war allein in ihm; aber dennoch war er hingegeben dem Wetter und der Jahrszeit, und der Treue der Arbeitenden, und der Wachsamkeit der Wächter. So bestand er viele Jahrhunderte und ging durch viele Mißjahre und Trübsal und Verfolgung.

Bald säete der Feind nächtlich Unkraut in den Weizen, bald bohrte er die Bäume an, bald verführte und verlockte er die Arbeiter, bald riß er die Zäune nieder und verwüstete die Saaten und Fruchthaine, verschüttete die Quellen und ermordete die Arbeiter; ja es waren Zeiten, wo schier der ganze Garten zerstört und von seinen Feinden eingenommen war und die Nachfolger des Vaters in Gefangenschaft seufzten. Aber der Gründer des Gartens hatte ein Wort gesprochen, das nie gefehlt. Er

hatte gesagt: „Ich will bei euch sein bis ans Ende der Welt, und die Pforten der Hölle sollen euch nicht überwältigen.“ Und sieh, noch nie ist der Garten ausgerottet worden, immer hat er sich hergestellt, und wenn viele Felder des gebauten Landes ihm entrissen wurden, wuchsen ihm andere in der Wüste wieder zu, und was nicht errungen werden konnte durch Arbeit, wurde herabgerissen vom Himmel durch Gebet und Opfer, und in Zeiten der Noth erweckte der Herr des Gartens einzelne Arbeiter, die Unermeßliches herstellten und aufrichteten; denn es waren Schulen solcher Liebe aufgerichtet, und in jeder dieser Schulen der verschiedensten Art war doch wieder alle Lehre, alle Weisheit und alles Heil des Ganzen enthalten, denn Alle hielten treu an der übergebenen Einheit des Ganzen. So nun stand der Garten, wie der Mensch selbst, mitten in der Welt, die ihn ankämpfte, die er überwinden sollte, und mit welcher er ringen mußte.

Unter den vielen Wunden, die ihm geschlagen wurden, ist eine nicht lange her, und ist dennoch immer dieselbe, die ihm geschlagen wurde seit dem Sturze der Engel, seit dem Sündenfalle, seitdem Kinder Gottes sich mit Kindern der Menschen vermischten, seit dem Thurmbaue zu Babel, seitdem die Hoffart, der Eigenwille, das Sichselbsthelfenwollen die Frucht vom verbotenen Baume bricht und sich, vom Stamme spaltend, eine Wurzel unendlicher Spaltung in den Privatgarten pflanzt; denn es ist nur eine Form in dem Heile: „Die Vielen sollen ein Leib werden,“ und nur eine Form in dem Unheile: „Die Einheit soll in unzähliger Spaltung sich auflösen.“ Und so wurden denn Knechte ungehorsam und unzufrieden, und wollten nicht ruhig bauen ihr Tagewerk, und wollten nicht thun wie Sem und Japhet, sondern höhnten wie Cham, und wollten nicht harren bis der Regen des Himmels erfleht und die Quellen der Hilfe gelenkt waren, und sie aßen vom Baume der Spaltung, schaarten sich mit den Weltklugen und Schwachen, und Fleisch

und Blut empörte sich in ihnen. So brachen sie den gelobten Dienst und rissen Stücke des Gartens an sich, und warfen viele Pflanzen und Bäume hinaus, deren Bau ihnen zu mühsam, zu uneinträglich schien und ihrem Geschmacke nicht zusagte. Diese empörten Arbeiter aber waren nicht allein; es verbanden sich mit ihnen Jäger und Viehhändler, die längst ihre Jagdlust und ihr Schlachtvieh gern in dem Garten geweidet hätten, und es entstand ein allgemeines Verwüsten und Zertrümmern.

Es wurde Alles gethan, den Schaden zu heilen, aber er konnte nicht geheilt werden ohne Demüthigung und Buße, denn dieser Garten ist eine geistliche Saat Gottes und die Abtrennung war eine Hoffart, wie die Wurzel alles Abfalles; dieser Garten war der Garten des ewigen Vaters und die zeitlichen Väter dürfen auch kein Blümchen in demselben hinauswerfen. Das Feldgeschrei aber der Abgefallenen war: Freiheit! und sie hatten jenes alte Büchlein vom Leben und Arbeiten des ersten Gründers des Gartens mit herausgenommen, das alle angestellten Gärtner besaßen, und sie schrien: Hier sei die einzige Wahrheit, hier allein stehe, wie der Garten gebaut werden müsse, und Jeder könne es auslegen und verstehen. Was da nicht stehe, sei unnütz, der zeitliche Vater im großen Garten lasse nach dem Kalender bauen, da stünden allerlei curiose Namen, Zeichen und Haken darin, und hintendran das Aderlaßmännchen sei offenbarer Aberglaube und Götzendienst. Es sei die Verfinsterung so groß, daß einige einfältige Diener sogar nach einem Kerbholz oder nach den Fingern bauten!

Und sie begannen nun statt des Gartens das Büchlein zu bearbeiten; ihre Erde war Papier und ihre Quellen Dintenfässer, und ihre Früchte waren verkehrte Auslegungen geworden, und sie predigten sich diese einander vor, und Einer las: „Kraut," der Andere: „Rüben," und das pflanzte Jeder als dieselbe Sache, und sie stritten darüber und ihr Name ward Legion. Die Erde

des Gartens aber, die sie abgerissen hatten, war fett, und was sie an Gewächsen hatten stehen lassen, das besamte sich von selbst, und sie lebten von der Beute des alten Gartens, gaben aber dem Gründer des Gartens kein Opfer und dem zeitlichen Vater keinen Zehnten, und waren Fruges consumere nati. Wenn man sie aber fragte, wie sie lebten, sagten sie: nach dem Büchlein des Vaters. Warum thut ihr denn dieses nicht und jenes nicht, was darinnen steht? so sagte der Eine: Das sind Vorurtheile aus alter Zeit, der Andere: Das ist eingeschwärzt, ein Anderer: Das ist falsche Auslegung, und so zerackerten, zerjäteten, zerhackten sie das Büchlein, und es ward einem Jeden, was er wollte; den Meisten eine Zwietracht, und so lebten sie nach der Natur. Nur in Einem waren sie einig: Der alte Garten sei der rechte nicht, und sie beschädigten ihn, wo sie konnten. Aber in je mehr Spaltung sie fielen, je näher kamen Manche dem Zaune des alten Gartens und schauten verwundert und sehnsüchtig hinüber nach den Früchten, und Mancher schlüpfte durch die Hecke zurück und fand den Frieden wieder, und seine Gesellen höhnten ihm nach. Andere hatten Frieden, und bereiteten Frieden, und Gott gebe ihnen Gnade.

So lebten die Abgetrennten in ihrem entrissenen Antheile hin und mehrten sich und kamen in irdisches Gedeihen, denn die Sonne scheint über Alle, und die Einen empfangen das Fett der Erde, die Anderen den heiligen Geist. Was aber vor Allem die Aussöhnung verhinderte, war ein Gesetz: die Pfleger des Gartens sollten Kinder Gottes sein, und der Garten sollte ihre Braut sein, und sie sollten nicht nach den Töchtern der Menschen schauen. Die draußen aben hatten sich beweibet und lebten und ließen leben; und es kamen Zeiten, wo bei ihnen, die so sehr auf die Tradition geschmähet, der Glaube an den ersten Gründer des Gartens nur noch eine Tradition war. Durch das häusliche Leben wurden viele Mobilien nöthig; um

das Büchlein zu bauen, brauchte man die Bäume nicht, an einem alten Baumstumpfe wollte man nicht mehr das Mahl verzehren, und man verarbeitete die Bäume nach und nach in Tische, Schränke, Bettladen, Wiegen und Büchergestelle, um die vielen Arbeiten über das Büchlein darauf zu stellen. Das war denn Alles glatt und gebeizt und polirt, und das häusliche Glück und Unglück spiegelte sich darin, und schnitt Gesichter, wenn der alte Garten draus vor dem Fenster darin sichtbar war.

Je feiner aber die Politur der Kunst und Wissenschaft ward auf diesen todten Mobilien, je heller spiegelten sich die wehenden Blüthenwipfel und goldenen Früchte darin und erregten manche Sehnsucht aus der literarischen Stubenwüste der Freiheit in den lebendigen Gottesgarten der Kindschaft des Vaters. Das Fatalste aber war, wenn draus der Saft in die Bäume trieb, da regte es sich auch im verwandten Holze der Mobilien; sie krachten und warfen sich, und man fuhr erschreckt auf und schrie: Umtriebe! Umtriebe aus dem alten Garten, und rückte die Kasten hin und her, um sie zu entdecken. Indem Einige den Harztropfen, der aus dem todten Holze gequollen, in Weingeist an der Sonne auflösten und die Geräthe damit polirten, anerkennend ein Geheimniß der Sehnsucht, Eins zu sein in allem Dasein, klagten die Anderen sie des Mystizismus, Supernaturalismus und der Hinneigung zum alten Garten an, indem man dort mit solchem ganz natürlichen Baumharz allerlei abergläubische Räucherei aus dem alten Heidenthum, angeblich um die bösen Insekten zu vertreiben, vornehme, eigentlich aber nichts thue, als die durchdringende Sonne der Aufklärung verfinstere, und dem armen Volke für den blauen Himmel einen blauen Dunst vormache und ihm mit Wohlgerüchen den Kopf berausche.

Andere aber spannen das Krummgewordene in Schrauben und hobeln das Gequollene ab, wenn der Kasten nicht schließen will, und spänen oder kitten die Risse aus. Wenn aber die

Sonne im alten Garten brennt, dann wird Alles wieder zu kurz und die Thüren klaffen am leeren Secretär des Mysteriums, so daß die Blöße nie zu decken ist, und die Sprachverwirrung am Thurme Babels höhnt sich unter einander. Dabei wird die Geschichte und der Geist des Gartens aus den Adern, Ringen und Astlöchern der Mobilien studirt, und die darüber geschriebenen, widersprechenden Abhandlungen unter die schwachen Arbeiter des Gartens vertheilt, oder auf die Repositur gestellt als Geschichte des Gartens.

Während dieser Anschauungen pickt es immer in irgend einem alten Kasten. Einige sagen: „Das ist eine Todtenuhr, wir werden bald sterben.“ Andere schreien: „Umtriebe des Ungeziefers, des alten Sauerteigs aus dem Garten! Ihr seid abergläubisch, wir wollen es euch beweisen.“ Und sie schneiden die alten Kasten in Fournüre und fahren fort in Erkenntniß der Adern und Astlöcher, bis sie zu den Hieroglyphen, der Keilschrift der Holzwürmer, kommen.

Da wird der Streit wieder allgemein; die Holzspalten, die vom Baume der Spaltung gegessen, spalten sich in viele Auslegungen. Der Eine findet Umtriebe des Ungeziefers, der Andere nothwendige, ewige Reformationen vom Anbeginne; denn was spaltet in feinere Theile als der Holzwurm? Der Dritte schaut sinnend in die Züge des Wurms, und vergleicht sie mit ähnlichen in einem alten Palaste der Indier, und spricht von der Einheit und Gleichartigkeit aller Holzarten der Welt. Ein Vierter findet, indem er in diese Idee eingeht, vielmehr die Gleichartigkeit alles Gartenbaus und aller Umtriebe des Ungeziefers darin, und gießt das Wurmmehl in den Spucknapf. Weil aber seine Frau das wunde Kind damit gestreut, und es geheilt worden ist, wird sie des Aberglaubens und der Neigung zum alten Garten beschuldigt. Während durch Untersuchen nun das Mobiliar beinahe ganz zerstört ist, und Wind und Wetter aus dem alten

Garten herwehend, die Arbeit immer stören, und die Bundesladen der verschiedenen Spaltungen gleich zerfallen sind, wird der Vorschlag gemacht, man solle alle Sägespäne in eine neue Lade thun von Eisen gegossen, und diese lackiren und den Jahrestag der Freiwerdung der Untersuchung, der Erlösung aus der Geistessclaverei und Finsterniß darauf schreiben und sich fortan mit dem Holze gar nicht befassen, sondern allein auf das Büchlein schauen, darin solle man einig sein.

Das thaten Viele, die seit lange sich gar nichts mehr um alle das Zeug bekümmerten. Das Eisen sagte ihnen zu. „Wir sind Kinder des Schwerdtes, wir graben, hacken, sägen, spalten und feilen, und was nicht zusammen wachsen will, das nageln und schrauben wir. Das Eisen hat den Garten gebaut, und hat ihn befreit, und wird ihn vertheidigen. Und so stehen die edlen Streiter und haben die Pflugschaar, die Sense, die Axt und das Baummesser zu einer Trophäe schön gruppirt um den eisernen Kasten voll Sägespäne und Wurmmehl, und protestiren gegen das, wovon sie heimlich und allein leben, gegen den Garten."

Viele aber wollen die Vereinigung bei der eisernen Bundeslade nicht, und leimen aus den Stücken ihrer Privatladen, was ihnen paßt, zusammen, und lackiren und firnissen sie alle frisch, und legen das Büchlein hinein, das sie nicht aufhören umzuwühlen, wie sonst den Garten, und es trägt keine Aepfel, als den Geschmack des Gallapfels in der Dinte und des Hanfes im Papier.

Andere zersägen die einzelnen Reste der Holzarten in Würfelstücke und verkohlen sie zur Untersuchung, und schreiben über den Kohlengehalt der einzelnen Holzarten des Gartens. Sie nennen dieses den eigentlichen, todten, unfruchtbaren und und unverweslichen Werth des ganzen Gartens, da sehe man ja, was es damit sei; und indem sie Register aller von Kohlen-

dampf erstickten Menschen zusammentragen, legen sie dieselben der Welt vor als höchstnöthige Warnung, sich vor dem Garten und seinem Inhalte zu hüten.

Andere haben die Kohle als Kohlensäure darstellend gezeigt, daß sie unfehlbar sei alle Fäulniß im Fleische zu verhüten, und weisen so (in dieser sublimirten Gestalt) die Quintessenz der im verlassenen Garten gerühmten Mysterien nach.

Eines steht noch in Arbeit: die Grundlage des Diamantes soll Kohlenstoff sein. Ist es ihnen erst gelungen, den Diamant wieder aus der Kohle herzustellen, so können sie die Auswanderungen nach Brasilien verhindern, oder wenigstens den Diamantfelsen herstellen, auf dem Adam nach alten Mythen vor dem Sündenfalle soll gestanden haben.

Indessen schliefen einige Damen um die eiserne Bundeslade ein, die als ein magnetisches Baquet auf sie wirkte, und fingen an zu prophezeihen und hell zu sehen. Da kam ganz Babylon in Bewegung, und da sie sagten, wo diese und jene Krankheit sitze und wo ihr Geliebter sich aufhalte, so war man nun dem ganzen Prophetenwesen des alten und den Wundern des neuen Testaments auf der Spur, besonders weil Unwahrheiten dazwischen unterliefen.

Um aber dem Galimathias ein Ende zu machen und die heilige Sache einigermaßen zu würdigen, suchte man die ächte Form des Ceremonienmantels, den man bei dem Auszug aus dem Garten aus Angewöhnung mitgenommen hatte, und der nach tausendfältigen Schneiderreformationen bald bis zum Feigenblatte, bald bis zum Kleide paradiesischer Unschuld zusammengeschrumpft war, aus alten Schneiderrechnungen wieder hervor, und führte ihn ein, die Sache wieder reputirlich zu machen, jedoch mit zeitgemäßen Eleganzen. Viele der fortschreitenden Untersucher aber wollten von dem alten Sauerteige nichts wissen, und hofften eine Schiffsladung der vermehrten kleinen Büchlein

vom Leben des ersten Gärtners und seiner Methode nach der andern in das große Meer des Unglaubens versenkend, es müsse doch endlich eine Insel, ein Felsen von papier mâché (sie wiederkäuen noch daran) entstehen, auf den eigentlich der Gründer des Gartens gedeutet habe, als er sprach: „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“ Da hoffen sie sich niederzulassen und mit ihrer Kritik den geläuterten Denkglauben bei seinem ersten Beginnen zu leiten und die Batterien gegen die Jesuiten zu bedienen, welche gewiß vorbeischleichen werden, um sich Paraguay's wieder zu bemächtigen.

Vom eigentlichen Baue des Gartens und der Gewinnung seiner angeblich himmlischen Frucht war man längst abgekommen, da man deren bloße Angeblichkeit längst durch zerlegende Säuren der Wissenschaft bewiesen. Man konnte eigentlich von der Göttlichkeit des ersten Gründers denken, was man wollte; man mußte nur darin einig sein, daß man mit dem alten Garten uneinig sei, daß man eigentlich selbst der alte ursprüngliche Garten sei, der aus der schändlichsten Verfälschung hergestellt worden, das man allein die rechte Wissenschaft, die rechte Kritik und Untersuchung habe, und daß das Porzellan, welches endlich erfunden worden, nachdem man das ererbte und geraubte Gold durch den Rauchfang getrieben, um den Stein der Weisen, den verworfenen Eckstein der Bauleute, zu finden, unleugbar die prima materia sei, woraus der angebliche erste Mensch geschaffen und worauf der erste Garten gebaut worden sei.

Mitten in diesem Triumphe zogen einige vernünftige Leute, des ewigen Laborirens müde, und sich nach lebendigen Früchten sehnend, in den alten Garten zurück und bauten aus Leibeskräften nach der alten Weise. Darüber freuten sich die alten Gärtner und die neuen schimpften über Proselytenmacherei. Sie fingen nun auch an den Rauch ihrer Laboratorien über die benachbarten Felder des Gartens hinüber zu treiben, und beschä-

digten die Gewächse, und sie ließen im Dampfe die Töchter der Menschen durch die Hecken gucken und verlockten manchen Arbeiter herüber zu sich, der zu spät zu Sinnen kommen wird, wenn Frau und Kinder und Amt und Schmeichelei ihn bereits angewurzelt haben.

Da an den Grenzen durch unwissende und ungläubige Zeit die Alten und die Neuen sich vermischt hatten, verschütteten die Gärtner der neuen Urmethode die Brunnen, welche ihre Quellen aus dem alten Segen des Gartens hatten, gaben der Jugend verderbtes, destillirtes, sogenanntes gereinigtes Wasser, und lösten sie auf alle Weise von dem alten Verband und machten sie zu Untersuchern. Darüber entstand nun Klage und Gegenarbeit von der andern Seite. Die neuen Gärtner aber führten immer das nämliche Wort, von alter Verfinsterung, Verblendung, Unterjochung, Sclaverei, Pfaffentrug auf der einen Seite, auf der andern ließen sie von nichts als von allgemeiner Duldung sprechen, und die Erbitterung ward verzweifelt; denn siehe da! auf einmal traten aus einem Eisfeld im Norden des Gartens einige alte redliche Arbeiter hervor, von einer Weihe, die einst den neuen Gärtnern bei ihrer ersten Trennung manches verführte Glied entrissen hatte, und sie fingen in dem sehr beschädigten Garten an still und ruhig zu arbeiten und den verwilderten Anflug aufzurichten und zu heilen.

Das war nun den Untersuchern ein Greuel, und sie schrien Zetermordio, Trug, Gift, Regentenmord und alle Greuel über sie. Warum? ist nicht auszumitteln, wahrscheinlich, weil sie sich nach und nach einander weiß gemacht hatten, sie regierten die Welt und wollten die alten Gärtner nur ruhig absterben lassen, um auch den übrigen Garten zu verkohlen. Hier ist etwas Carbonarismus wahrscheinlich im Spiel. Auch unterstanden sich einige sehr tüchtige und bedeutende Stimmen im alten Garten die Schmähungen und Beschädigungen abzuweisen. Das war

ganz impertinent roh und grob; und man war überein gekommen in dem alten Garten sei Alles todt, doch besann man sich schnell, daß man diese sonst gefeierten Stimmen doch eigentlich immer für verbrannte Gehirne gehalten.

Während allem diesem Getreibe brachte der alte Garten nach ewigen Gesetzen jährlich den verheißenen Segen der Früchte, die seine Bewohner nach Maßgabe ihres Glaubens und ihrer Werke mit verschiedenem Gedeihen genossen. Die draußen aber kritisirten alles dieses nach den ausgeworfenen Schalen und Stielen der Früchte, die der Wind oder der Abfluß zu ihnen brachte; und weil einige derselben wohlriechend waren, und ihre eigenen Kinder, die das Heimweh nach dem Garten hatten, diese sammelten, erkannte man auch hierin Mystizismus und Proselytenmacherei.

Mitten in dieser Erbitterung aber war es ihnen keineswegs um den Segen der Früchte zu thun, sie glaubten nicht an denselben, sie waren nur geärgert, daß der Garten lebte und bestand, den sie doch allein seines nothwendigen Absterbens wegen verlassen hatten. Alles, was sie bei ihrem Abfalle mit sich rissen an Geräthen, Körben, Vorrathhäusern, Keltern u. s. w., das ganze Inventarium war aufgezehrt und verschleudert, und sie mußten mit schwerem Gelde kaufen und bauen und miethen, was sie brauchten, und Alles gedieh wie unrechtes Gut.

Es war aber nach allen Stürmen eine große Armuth und viele Krankheit auf der Erde, und die Untersucher, die Gelehrten, die gereinigten Urgärtner außer dem alten Garten konnten mit allem Geld, und allen ihren Millionen Büchlein, und allen ihren Kohlen nicht helfen und nicht zureichen. Da schauten sie durch den Zaun hinüber in den alten Garten, wie diese es machten in der allgemeinen Noth, und sahen eine Schaar frommer Mägde, die sammelten und bewahrten, und richteten auf, und pflegten, und theilten aus, und heilten, und beteten, und all ihr

Thun war gleich und schlicht und wahr, in Sturm und Wetter und Sonnenschein, in Lob und Schmach, in Ueberfluß und Mangel und Gedeihen. Trost und Friede floß von ihren Händen, und das Wenige ward viel in denselben; und Alles segnete sie, und Alles ward ihnen zum Segen.

Da bissen die Untersucher aus dem neuen Garten sich auf die Lippen, und stießen sich an, und verstanden sich einander gleich, denn sie sagten unter einander hörbar, als einer aus dem alten Garten sich näherte: „Das ist endlich einmal etwas Löbliches, wir haben das Gute immer anerkannt, diese Hospitalschwestern sind unschätzbar. Seht, wir thun ihnen die Ehre an, sie sehr zu billigen, wir müssen auch solche machen, wir werden ihnen von den kleinen Büchlein geben, da werden die unseren noch viel besser werden. Das ist wirklich eine ungemeine Menschenliebe, eine große Hingabe, es sind christliche Heldinnen. Wie sie es nur anfangen? Wie nur in dem Wuste, in der Verfälschung, in der Sclaverei des alten Gartens so etwas zu Stande kommen konnte? Von was sie nur leben mögen? Sie thun Alles umsonst, aber Nichts vergeblich. Wir werden auch solche Orden errichten. Hören sie, werthe Freundin, wem zu Liebe thun sie das Alles? Wie konnten sie sich zu solchem Leben entschließen, allen Freuden und dem beseligenden Gattin- und Mutterglück entsagen um all die ekelhafte mühselige Arbeit mit solcher Freude und Heiterkeit zu thun.“

Die fleißigen Mägde aber verstanden ihre Worte nicht, denn sie hören eben nur deswegen die Stimme der Noth, weil sie die Stimme des Uebermuthes nicht verstehen. Eine aber, in Arbeit schier erliegend, blickte mit glühendem Angesicht auf einen Ring, den sie trug, und sang unter ihrer Arbeit, indem sie einem unreinen verkommenen Menschen, der auf der Reise aus dem neuen Garten auf ihrem Gartenbeete niedergesunken, das Ungeziefer ablas und ihm die ekelhaften Geschwüre reinigte,

folgendes Lied. Die Laurer an der Hecke machten ekelnd die Augen zu und horchten was sie sang:

„Liebster Hirte, denkst du nicht
An die theure Liebespflicht?
Hast du doch mit tausend Wunden
Meiner Seele dich verbunden!

Weißt du wohl, daß deine Pein
Uns Erlösung sollte sein?
Und wie muß ich denn auf Erden
Noch so lang geprüfet werden!

Bin ich dir als eine Braut
Durch den Ring schon angetraut,
Warum läßt du meine Seele
In des Leibes Trauerhöhle?

Uns zu Lieb' hast du gestritten,
Uns zu Lieb' den Tod erlitten;
Dich seh ich in jedem Armen,
Und das mehret mein Erbarmen.

Wenn ich diese Wunden pflege
Und den Balsam in sie lege,
Seh ich deine Wunden glühn,
Die wie Rosen mir erblühn."

„Ich habe mir es doch gleich gedacht," sagte der Eine, „unglückliche Liebe hat sie in dieses Leben gebracht, sie liebte einen Schäfer, sie hat noch einen Ring von ihm, er muß fürs Vaterland gestorben sein; sie spricht von Wunden, sie verbindet seine Wunden in den Wunden der Kranken. Ein ungemein rührender, wohlthätiger Wahn."

Ein Anderer sagte: „Es sind Französinnen, und wenn diese gefühlvoll werden, sprechen und singen sie gleich von Schäferei; es ist darum noch nicht ausgemacht, daß ihr Bräutigam gerade ein Schäfer war."

Ein Dritter behauptete, diese Schwärmerin sei eine von Jenen, die das Liebeslied Salomon's für ein mystisches Lied auf die Verbindung des Heilandes mit seiner Gemeinde hielten, und habe sich in ihrer Ehelosigkeit solchen Phantasien ergeben. Da geriethen sie nun in einen sehr gelehrten Streit über die eigentliche Bedeutung des hohen Liedes und sind noch darin begriffen.

Unterdessen war aber der kranke Mann gepflegt und hatte sein gutes Lager, und viele ähnliche Scenen geschahen vor ihren Augen. Da sagten sie: „Item, es mag dies kommen woher es will, probatum est; wir müssen es auch einführen. Wenn man nur wüßte, auf welchen Bäumen diese guten Mägde wachsen.“ Nun sahen sie auf einmal eine Gartenthür aufgehen und sahen neue Helferinnen dieser Art in einer Laube von drei verschlungenen Bäumen all ihren zeitlichen Schmuck ablegen, den Schleier empfangen, den sie Alle trugen, und flugs zur Arbeit gehen.

„Was sind dieses für Bäume,“ fragte Einer den Andern, „von deren Früchten sie leben? Wir müssen dergleichen pflanzen, und überflüssigen Frauenzimmern, die weder schön, noch geistreich, noch reich sind, davon zu essen geben, das wird ein doppelter Gewinn.“ Ein Anderer sagte: „Diese Bäume sind bei uns nicht einheimisch; ich glaube kaum, daß sie unter den Sägespänen der eisernen Lade sind, vielweniger in der Kohlensammlung. Sie kommen gar nicht in unserer Pharmacopaea, selbst in den ersten Ausgaben nicht vor, und müssen als höchst schlechte und unschmackhafte, ja der geistigen und leiblichen Fortpflanzung schädliche Obstarten bei unsrer Vorfahren Emigration nicht mitgenommen worden sein.“

Nun sagte ein Dritter: „Um so interessanter wären sie als ein Gegenstand der Untersuchung; wir haben den köstlichen Schatz der freien Prüfung erkämpft.“ Und da rief er einen alten Mönch, der die Bäume begoß: „Ehrwürdiger Herr Cölibatarius,

wir bitten um drei Aepfel dieser drei Bäume, wir möchten die Art versuchen und nach Probe bei uns einführen, da das Obst sehr selten bei uns ist, und diese Früchte von guter Wirkung scheinen."

Der fromme Alte schaute verwundert, als spotteten sie; da sie aber wiederholt baten, brachte er ihnen drei Früchte mit großer Freude und sprach: „Wohl bekomm's! Gott segne es Ihnen!" Die Herren bissen hinein und verzogen den Mund und spuckten aus; und als sie den Mönch fragten: „Was sind das für schändliche Holzäpfel und Würgbirnen?" sagte er: „Sie heißen freiwillige Armuth, freiwillige Keuschheit, freiwilliger Gehorsam unter einem geistlichen Obern."

Bei diesen Worten erblaßten sie vor Schrecken und schrien: „Wir protestiren, wir protestiren!" und spuckten mehr als zuvor. Da sie heimgekommen, nahmen sie ein Brechmittel; aber sie mußten doch etwas von dem Gifte verschluckt haben, denn sie konnten nicht mehr so fertig Denkglauben, als vorher, und der Eine ließ sich von seiner zweiten Frau scheiden und heirathete die erste wieder; der Andere nahm eine Stelle bei einem großen Pfandhaus an und der Dritte wurde Feldprediger.

Dieser Handel machte großes Aufsehen, und die Sache ward, als ein schrecklicher Umtrieb durch einen alten Mönch, in alle Zeitungen mit Warnungen gesetzt; es wurde verboten sich dem Zaun zu nahen, es wurden Wachen an die Stelle gesetzt, wo die Kerne ausgespien worden waren, die zu finden man Tag und Nacht vergeblich suchen ließ, wodurch des Aufsehens noch mehr ward. Es wurden die Früchte unter den Giftpflanzen in den Schulen abgebildet, was eben nicht nöthig war, da die Jugend einen mehr als natürlichen Abscheu davor verrieth.

Indessen wurden die verschiedensten Abhandlungen über die drei Kerne geschrieben, die nicht mehr da waren, erwägend was man Alles mit ihnen anfangen könne, wenn sie sollten

gefunden werden. Unter andern wurde die merkwürdige Hoffnung aufgestellt diese gefährlichen Gifte in die größten Heilmittel verwandeln zu können; denn es ergebe sich, daß die schädliche Wirkung nur durch den vereinten Genuß der drei Früchte erfolge und daß im Gegentheile bei sehr verdünntem Gebrauche der einzelnen Früchte eine große Arznei gegen gewisse Staatsleiden gewonnen sei. Wenn man daher einen dünnen Apfelwein und Birnsaft daraus gewinne, so könne man mit dem Gehorsams-Birnsaft, der rebellischen Schuljugend die Semmeln glasiren, mit dem Armuth-Saft das Brod in den Versorgungshäusern einmengen und den Reinheitssaft allgemein gegen die beklagte Uebervölkerung und öffentliche Sittenlosigkeit empfehlen. So würde man ohne große Kosten, durch vernünftige und wissenschaftliche ärztliche Verordnung, aus den bisherigen privilegirten Apotheken der ganzen Noth begegnen können; denn die Armuth wider Willen würde durch mäßige Verfreiwilligung, die Armenhäuser, der Gehorsam wider Willen durch mäßige Verfreiwilligung, die Zuchthäuser, und die Unenthaltsamkeit durch freiwillige Zucht nach und nach einen großen Theil der Krankheiten aufheben und besonders alle Findelhäuser entbehrlich machen.

Sind Sie nun nicht auch der Meinung, daß das Gelingen solchen Vorhabens mehr verdiente mit Pauken und Trompeten verkündet zu werden, als Alles, was wir hier sehen?

Damit stand er auf, grüßte und verließ das Haus. Der Andere schaute etwas verblüfft ihm nach und fragte den Lohnbedienten, ob er den Herrn kenne, der da weggegangen. „Il sera apparemment de la congrégation, sagte dieser, il mange du maigre.“ Da ging ich auch nach Haus und es fiel mir ein, daß es Quatemper sei.

Vermischte Aufsätze.

Der Welt Urtheile über geistliche Vereine.

Eine Betrachtung.

Von je haben die Kinder der Welt, das heißt die Genossen jener Gemeinschaft, die ihre eigene Verherrlichung und nicht die Verherrlichung Gottes sucht, kirchliche, durch Gelübde verbundene Vereine abwechselnd bald mit Verachtung und bald mit einer fast ins Lächerliche gehenden Wuth, immer aber mit einer gewissen Angst verfolgt und zu unterdrücken gesucht. Sie wehren sich gegen dieselben wie ein verkehrtes Kind gegen Schule und Arznei und wie das böse Gewissen gegen das unvermeidliche Gericht. Aber endlich, wenn der Gräuel der Zerstörung vollendet ist, wird die Welt von der Wahrheit so gezüchtigt sein, daß sie von Herzen dankend neuen Segen von solchen Vereinen geistlicher Thätigkeit hinnimmt, deren Saatkorn ewig aus den Händen des Heilandes in den Schooß der Kirche niedergelegt ist. Danken wird sie dafür, sagen wir; denn nicht die politischen Marktschreier, nicht die Cultursquacksalber, nicht die Humanitätsbärenführer, nicht die Erziehungsseiltänzer, nicht die Finanzalchymisten, nein, nicht das ganze Theaterpersonal der modernen Volksbeglückung mit seinen hohen Künstlerleistungen, sie Alle werden nicht diese Hilfe mit allen ihren Heilssurrogaten, die noch nie die Zeit des Patentes überlebten, dem Volke unnatürlich aufpfropfen; sondern sie wird wieder erscheinen, wie der Schatz, den der Herr in den Acker gelegt, auf seinen Wink zu seiner Zeit hervortritt, wie das Heil aus dem Schooße der Noth zu seiner Zeit geboren wird und der Quell aus der Wüste zu

Tage bricht. Die Wüste aber wird dann grün werden und eine Weide der Lämmer. Eben weil solche heilbringende Vereine zu geistlicher Thätigkeit nur dann aus der Natur der Menschengeschichte hervorgehen, wenn die Gnade Gottes sich ihr durch den Glauben verbindet, haben sie sich von Anfang und zu allen Zeiten in den Momenten ihrer Demüthigung, Buße und kindlichen Aussöhnung mit dem Vater wiederholt; und werden deswegen nie als ein Machwerk des stolzen, selbstsüchtigen Weltgeistes erscheinen, der seit dem Thurmbau zu Babel fortfährt, in steter Sprachverwirrung ewig von neuem scheiternde Selbsthilfe zu versuchen, und jene allein auf Gotteshilfe vertrauenden Verbindungen anzufeinden, zu verläumden, zu stören und zu verderben.

Es ist wahr, eine jener geistlichen Verbindungen steht bereits den speculativen Kindern der Welt wieder an. Sie verschmähen es nicht, von den müheseligen Früchten geistlicher Arbeit leiblichen, zeitlichen Nutzen zu ziehen. Jene Orden, die den Leib der Kranken pflegen und den Armen nähren, erscheinen ihnen gar bequem und wohlfeil; denn nachdem die Welt durch die Zerstörung aller anderen Vereine zu geistlicher Thätigkeit nur an Armen, Sittenlosen, Kranken und Wahnsinnigen reicher geworden, glaubt sie diese Trophäen ihrer weltbeglückenden Feldzüge, diese Ausbeuten ihrer wissenschaftlichen Kunstreisen, diese Rheumatismen ihrer philosophischen Luftfahrten in keinen besser verwalteten und weniger kostenden Museen aufstellen zu können, als in den Hospitälern der barmherzigen Schwestern.

Das Nasenrümpfen und hämische Maulziehen unserer bettelstolzen Zeit bei der Erwähnung geistlicher Orden spielt häufig in die Grimasse eines Don Ranudo de Colibrados hinüber, der so adelstolz als hungrig, mit hochgetragener aber schnuppernder Nase, mit verachtendem aber wässerndem Munde den Hirsenbrei seines essenden gutmüthigen Dieners anblickt. Noch einen Grad

Armuth und Hunger mehr, und die hoffärtige Figur, die bereits stark mit den Knien schlottert; — was als Vivacität gemeldet wird, dürfte mit der Nase in die Schüssel fallen. Dazu aber wird der fromme Diener unter stillen Thränen des Dankes das Benedicite sprechen. Die Infanten der hohen Herrschaft aber werden sagen: Nicht wahr, Gnaden Papa! das schmeckt besser als hungern. Sieh, wir haben uns seit lange schon heimlich das Leben damit gefristet, haben dir auch etwas davon während einem Mittagsschläfchen in den Mund gestrichen, den du alsdann aufzusperren pflegst. Es war immer dann geschehen, wenn du nachher so artig schmatzhaft und uns hoch und theuer versichertest, es befinde sich die hohe Familie und deren Unterthanen im blühendsten Zustand.

Ich will mich noch näher darüber erklären, was ich unter jenen Lebensmitteln verstehe, die der Welt im Schlafe, während sie sich wunders was Großes von eigener Hilfe träumen läßt, durch Kindesliebe und Dienertreue zufließen. Geschieht es nicht oft, daß eine Zeit noch mit stolzen Proklamationen von moralischem, wissenschaftlichem, künstlerischem, commerziellem und finanziellem Gedeihen um sich wirft, während sie kein ander Saatkorn gründlicher Hilfe mehr aufzuweisen hat, als jenen Geist vereinter geistlicher Thätigkeit, der sich in dem wiederbekehrten oder in dem noch nicht verkehrten Theile der Generation überwintert hat, und nun aufkeimt. Jenen Geist der Ordnung meine ich, der viele Einzelne mit Aufopferung ihres individuellen Nutzens zu einem stärkern Ganzen vereinigt, um der Noth zu begegnen. — Ich verstehe auch zum Beispiel darunter, daß nicht selten, während die Jugend durch irreligiöse Doktrinen, verkehrter und in todter antiker Hoffart versteinter Lehrer verderbt wird, in den Familien der Geist der Andacht aus der Tradition einer bessern alten Zeit bereits wieder aufblüht. — Ich verstehe darunter ferner, daß, während Bibelmeere austraten, um den

Unglauben zu ersäufen, und dieser seine Backsteine zum Thurmbau von Babel sprachverwirrend und sinnspaltend dabei aus dem Schlamme formt und brennt, in der allgemeinen Verwirrung hier und dort bereits manche stille sich zu verschiedenen Einzäunungen und Eindämmungen des Glaubens vereinigt, so wie andere auf offener Fluth verschlagen, die erlogene Seekarte verfälschter Geschichte, welche ihnen die Entdeckung des Schlaraffen-Landes verhieß, über Bord werfen und einer schier vergessenen, mütterlichen Sage von einem Felsen heiliger Tradition und einer ewigen Kirche auf demselben zusteuern.

Nirgends zeigt sich die göttliche Weisheit bewunderungswürdiger, als in ihrer Art, den menschlichen Uebermuth zu demüthigen. Ebenso wie die Dilapidation gerade dann am schamlosesten zu sein pflegt, wenn sie mit dem Geize schwanger geht, und wie die Aufklärung auf ihrem höchsten Punkte somnambül werden muß, um sich selbst im Innern zu erkennen; so auch widerfährt ihr aller Orten das Gegentheil von dem, was sie erwartet. — Der seiner selbst unsicherste Unglaube, der bei den modernen Christen sich arglistig eingeschmeichelt, macht bereits in neuester Zeit oft die beunruhigende, unangenehme Erfahrung, am Theetische mit einigen Gespenstern und armen Seelen aus dem magnetischen Hades confrontirt zu werden, und die Hausfrau ist etwa gar so unschuldig, ihn zu einer Katechese derselben aufzufordern. — Während ein modischer Denkglaube noch im großen Salon unumschränkt zu gebieten scheint, fängt es im eleganten Boudoir magnetisch und somnambulistisch zu spuken an. Stiefel, Arzneigläser, Amulette marschiren ohne Menschen durch die Stube, und aus einem Reinigungsorte, der nicht geglaubt wird, kommen schreckliche Gestalten und flehen um Hilfe. Philosophen und Aerzte müssen für die Wahrheit der Gespenster fechten, sie thun es ganz plausibel, um nicht aus der Zunft ausgestoßen zu werden. Sie sagen etwa, man scheint allerdings

mit der Leugnung eines Reinigungsortes etwas zu weit gegangen zu sein, einige Christen haben ihn immer geahnet, geglaubt, dabei aber enthalten sie sich gänzlich einer Abbitte gegen Jene, denen dieser Glaube ein Dogma ist, und welchen man Alles dergleichen seit Jahrhunderten als Trug und Lug in die Schuhe geschoben hat. Sie können zwar nicht umhin, das Schuldgeständniß eines dieser Geister anzuführen, daß er um den Besitz einiger Armen- und Waisenpfennige so lange ohne Ruhe sei; aber sie enthalten sich gänzlich von diesen Specialfällen auf ein Universalgesetz der Beunruhigung durch fremde eingezogene, ihrer Bestimmung nicht immer zugewendeten Güter zu schließen. Ist es nicht in der That seltsam, daß in einer Zeit, wo man sich abmüht den Geist des Wunderglaubens aus der historischen Grundlage des Christenthums abzutreiben und die lieben Andächtigen auf die magere rationelle Stallfütterung zu reduciren, daß in dieser Zeit jener Spiritus in den seltsamsten altfränkischen Geister- und Gespenster-Essenzen abdestillirt und entbunden bei religiösen Familienthees als die Erfindung der neuesten geistigen Gourmandie zur Erregung des abgestumpften Sinnes servirt wird, während sich die übrige Gesellschaft an den Trebern gütlich thut.

Ueber populäre geistliche Kunst.

Unter den mannigfaltigen Richtungen, welche bis jetzt eingeschlagen worden, Talent und Sinn für die bildenden Künste in Süddeutschland zu beleben, scheint jedoch eine Aufgabe, und zwar die nationalste und populärste des katholischen Deutschlands, noch wenig berücksichtigt worden zu sein; eine Aufgabe, die es um so mehr verdient, als sie:

1) ein allgemeines Bedürfniß befriedigt, durch welches der Kunstsinn in der größten Ausdehnung bei dem ganzen Volk allein erweckt und veredelt wird, und
2) dieselbe ohne irgend bedeutende Kosten einem sonst höchst bedeutenden Industriezweige des Landes neuen geistig und zeitlich wuchernden Schwung zu geben vermag.

Es ist diese Aufgabe aber keine andere, als die Veredlung der Formen, in welchen die Artikel des sogenannten geistlichen Waarenhandels durch einen großen Theil von Europa und selbst in die neue Welt verbreitet werden.

Das aus Holz geschnitzte Kreuzbild, in allen Dimensionen, geht über die ganze Erde; es predigt in der Kirche, es mahnt an der Landstraße; es ist der Hausaltar in der Hütte und der Trost in der Hand des Sterbenden; es ist das letzte Wort der Kunst an den Menschen, der eitlem Scheine den Rücken wendend, dem Gerichte der ewigen Wahrheit entgegentritt.

Das Bild der jungfräulichen Mutter und des Jesuskindes, die schönste und höchste Aufgabe der Kunst, weil den höchsten und heiligsten Moment der Menschengeschichte darstellend, geht aus der Hütte armer Bildschnitzer im Gebirg' in den verschie-

densten Formen über die ganze Erde. Es wird in der Feldkapelle von dem armen Hirtenmädchen geschmückt, und macht Einsamkeit zum Schutzort; es ist die Zierde in der Kammer der frommen Jungfrau und das gefeierte Andachtsbild in der Zelle der Gottgeweihten. Wir übergehen die große Anzahl der Bilder einzelner Heiligen und die reicheren Zusammenstellungen der Kreuzwege, und erwähnen nur der so rührenden Bildschnitzeraufgaben in den Weihnachtskrippen der früheren Zeit, welche, die unschuldigste, harmloseste, schönste Freude aller Kinder und kindlichen Gemüther, später mit der Kunst zur Karikatur geworden, von der Aufklärung verdrängt wurden.

Viele dieser Gegenstände, welche zum Theile nie aus dem Bedürfnisse der katholischen Welt kommen werden, gehen noch aus dem vernachlässigten Bildnertalent armer Holzschnitzer hervor, und werden mechanisch, von Einem dem Andern abgesehen, in derselben Form, ganz zur Manier geworden, zu vielen hundert Dutzenden um geringes Geld verfertigt.

Selbst die unvollkommneren älteren Darstellungen dieser Art bringen dem verstehenden Blick Achtung für die Frömmigkeit, die Zucht und Einfalt der alten deutschen Kunst ab.

Die meisten Bildwerke dieser Gattung aber, die jetzt angefertigt werden, sind nichts als das wilde Nachwuchern des affectirten, verdrehten, sogenannten Augsburger Stils, mit dessen ins Kraut geschossenen Productionen diese fleißige Stadt, ein geschmackloses Jahrhundert hindurch, so unzählige Kunstbedürfnisse der reichen Kirchen und Abteien in dem Maaß übersättigte, daß die guten Werke strengerer Vorzeit vernichtet werden mußten, um all dem Babel Platz zu gewinnen.

Es hatten die großen Kloster- und Kirchenbauten ein großes Geschlecht von Arbeitern jeder Gattung gebildet, die von Vater auf Kind die manierirte Kunst vererbt haben. Nirgends aber wurzelt irgend eine Form fester, als in einsamen Hand-

arbeitern, in abgeschlossenen Gebirgsgegenden, welche für christliche Kunstbedürfnisse arbeiten. Diese Leute leben abgeschlossen; die prächtige Halle mit bunten Deckengemälden und die mit seltsam agirenden Heiligenbildern verzierte Kirche, nach der sie manchmal über Land gehen müssen ihren Gottesdienst zu verrichten, ist ihnen ein Heiligthum und der einzige Kunsteindruck, den sie haben.

Erklärung der Sinnbilder auf dem Umschlage dieser Zeitschrift.

(Hesperus, ein Nationalblatt für gebildete Leser, herausgegeben von Christian Carl André. Prag bei Calve 1812. Erstes Heft.)

Die tiefere Bedeutung, das freie Gleichgewicht und die zierliche Zusammenstellung der hier geordneten Sinnbildlichkeiten erfreuen uns um so mehr, als wir in ihrer Aufstellung den Erfinder auf eine verständige Weise die zwei fehlerhaften Extreme der Allegorie vermeiden sehen, nämlich die Abgedroschenheit und ihr Gegentheil, die Uebersinnlichkeit.

Hier sind nicht auf eine coquette (sogenannte malerische) Art zusammengeknebelte Attribute wie zum Verkauf ausgehängt, hier schwebt kein abgehetzter Merkur, keine verschriene Fama, wie ein Ausrufer, über einer durcheinander geworfenen poetischen Verlassenschaft von Globen, Folianten, Leiern, Eulen, Helmen, Füllhörnern, Kanonen, Fahnen u. s. w., die auf Wolken, wie auf altem Bettwerk des Erblassers ausgebreitet sind. Hier sitzt keine weitfaltig bekleidete Matrone als Geschichte mit dem Erzgriffel der Erinnerung in die Marmortafel des Gedächtnisses schreibend, gleich einer unruhigen Wittwe, die ihren alten Haus- und Ehekalender durchliest. Hier sehen wir keine qualstrigen Engel vor der Rechentafel oder dem Schulbuch auf der Mast liegen, oder wie emporgeworfene Flaumbetten niederfallen. — Keine Sphynx, die heutzutage auf jeder Modeuhr an der Tagesordnung ist, liegt hier wie die Muse auf allen Vieren und fragt: „Bin ich ein Hund oder ein Mensch?" Auch sitzt hier kein antiker Greif vor einer Urne, wie die Katze, die den verschlossenen

Breitopf ansieht. Alle dergleichen, von denen man längst weiß oder nicht weiß, was von ihnen zu halten, sind hier nicht zu sehen. Hier ist aber auch nicht aus tiefsinnigen mystischen Brunnen geschöpft, keine sieben Siegel sind zu erbrechen, es bedarf keiner jüdischen Kabala, keiner Rosenkreuzerei, keiner Alchymie und Freimaurerei, keiner Chifferschrift, diese einfache Erfindung zu verstehen. Hier ist kein abgeschmackter Plattsinn und kein übersinnlicher Tiefsinn, sondern hier ist *Sinn*, mit welchem der aufgeforderte Erfinder den Charakter auszusprechen versuchte, den die Ankündigung dieser Zeitschrift als den ihrigen versprochen hat, nämlich: *klare, nützliche, ernsthaft-erfreuliche Unterhaltung im unpolitischen Gebiete des Staates, seiner Natur und Kunst, auf der einen, und des allgemeinen Lebens auf der andern Seite.*

Wir erblicken daher auf der einen Seite unserer Verzierung nur Bilder, welche auf den Ernst, die Kraft und das Schicksal des historischen Vereines hindeuten.

Der bekleidete, mit der Mauerkrone gekrönte Genius kniet ernst und fromm auf einem Brustharnisch, er scheint über den Reichsapfel, den seine Rechte trägt, zu sinnen, und im Nachdenken begriffen, ob das Schwerdt, das seine Linke mit dem emporgerichteten Heft wie ein Kreuz aufgestellt umfaßt, ein Kreuz oder ein Schwerdt, oder beides sei; er scheint den Eid zu erwägen, welchen die Hand des ihm zur Rechten stehenden Zepters verheißt und ausspricht; und müßte er nicht in der einen Hand den Reichsapfel, in der andern das Schwerdt, in diesem Augenblick sich selbst repräsentiren, er hätte gewiß beide Hände gefaltet und betete. Er kniet auf gemauertem Grunde, die Setzwage, die auf diesem zu seinen Füßen ruht, erinnert uns an das Gesetz der wagerechten Erbauung alles Menschenwerks und also auch des Staatsgebäudes. Die junge Eiche aber, die mit der Gewalt ihrer Wurzel dieses Mauerwerk faßt und durchwindet, und hinab frei

nach ihrem Keim ausläuft, während sie nach oben, dem menschlichen Sinne gefälliger, als Zierde und Ehrenzeichen zum Lichte bringt, deutet auf die zusammenhaltende und zersprengende Wirkung der stet und ruhig auf alles zeitliche Werk einwirkenden Natur. An dieser Eiche ruhend bildet ein Schild mit der Aufschrift: „Dem Vaterlande, seiner Zeit und Muse," den Thronrücken des Genius. Ueber diesem ruhet ein Helm im Arme der Eiche, die ihm die Ehrenkrone ihres bürgerlich-heiligen Laubes bietet, während der mächtige Vogel des herrschenden Jupiter, der Adler, als Helmzierde die Sonne begrüßt. Die aufgerichtete Ritterlanze, der sich die junge Eiche festlich anschlingt, deutet auf die freie Ehre des Adels, und indem sie in die Fasces übergeht, die in verbundenen Stäben die Unzerbrechlichkeit einzelner Schwäche im Vereine darstellen, stellt sie ein Sinnbild der aus dem bürgerlichen Verein entspringenden Staatskraft, die Streitaxt, in den Schein des Kometen, welcher ein periodisches Gestirn von ewiger Zeit her als der Prophet, der Vorläufer, die Ehrenpalme und Strafruthe des Verhängnisses, und also — als das Himmelszeichen der Geschichte vom Glauben und Aberglauben bescheiden angestaunt ward. Sein Strahl zeigte den Weisen aus Morgenland die Bahn zur Wiege des Erlösers, und die fromme Vorzeit, den tiefen Zusammenhang der Natur und Geschichte ahnend, hat ihn astrologisch immer gefürchtet und geehrt. Auch rechnen wir es keineswegs zu den leuchtendsten Verklärungen unserer bis zur Ausklärung aufgeklärten lieben Zeit, daß sie unter all den strahlenden Welten des Himmels, wie unter einer zufälligen Deckenverzierung ihre Werktäglichkeit zum Sonntage hinschleppt, unbekümmert, was der Meister mit der artigen Illumination gemeint haben möge. So steht die liebe Zeit eingefangen und getragen von lauter Wundern der Schöpfung und leugnet alle Wunder, und wundert sich nicht einmal darüber, daß es ihr manchmal wunderlich zu

Ruthe wird. Treibt es ein zärtlicher Liebhaber weit, so bedauert er höchstens seiner Geliebten, die den Abendstern schön findet, denselben nicht schenken zu können. *) Der Astronom begnügt sich die Straßen, Stationen und Postcurse dieser Weltkörper zu berechnen; allerlei Sehnsuchten, liebschaftliche Seufzer und landschaftliche Effecte sind das Höchste, was die empfindsame Welt an den Mond knüpft. Kaum grüßen ihn die Küstenbewohner als den Begleiter der Ebbe und Fluth, und wenige des gebärenden Geschlechtes, welchen es Doctor Gall etwa nicht gesagt hat, ehren in ihm den Regenten ihres Bluts. Eine Betrachtung, die sie doch zu dem schönen Troste führen könnte, daß sie dem ewigen Gesetze der Natur, und also ihrem Schutz und ihrer Unschuld näher stehen, als der Mann, der weniger als sie dem Erzeugniß, mehr aber dem Ereigniß unterworfen ist. Den Kindern allein schimmern die Gestirne noch schöne Träume auf ihre Wiegen herab. So haben wir uns selbst von einem liebenswürdigen Kinde versichern lassen, die Sterne seien die Lämmer des lieben Gottes und der Mond ihr Hirte. Und in besserer Jugendzeit tröstete uns ein frommer alter Lehrer über allerlei kindliche Gewissensscrupel mit der Aussage: Die Milchstraße sei der Ort

*) Mylord Albemarle, brittischer Gesandter am Hofe Ludwigs XV., liebte zu Paris ein an Leib und Seele gleich schönes Mädchen, Lolotte Gaucher genannt. Als er sie den Abendstern mit großer Freude über sein angenehmes Licht anstaunen sah, sprach er zu ihr: „Schau ihn nicht so sehnsüchtig an, denn ich vermag nicht dir ihn zu geben.“ — Er, der es zum ersten Mal sagte, hat ein schönes Wort der Liebe gesprochen. Ueber beide Liebende und ihr Verdienst lies Marmontels' Denkwürdigkeiten. Erster Band. 1803. Sollte einem unserer Leser das Glück eben so wohl wollen, eine solche Geliebte zu besitzen, so wünschen wir, daß er ihr bei einer ähnlichen Sehnsucht nach dem Abendsterne wenigstens den Hesperus zu Füßen lege.

wo die Wiegen der Kinder standen, die vor der Taufe gestorben. Und noch jetzt glauben wir jenem Kind und diesem Lehrer lieber, als einem illuminatischen Straßenilluminanten, der uns versichern möchte, die Gestirne seien himmlische Billigkeitswinke, die Unnothwendigkeit ununterbrochener Straßenbeleuchtung zu beleuchten. Doch wir ertappen uns die Schwachheiten der lieben Zeit, welche über der Zeitung die ewige Zeit bei Seite zu legen liebt, rügend, selbst auf ähnlicher Verirrung den großen Zusammenhang über der gewohnten Berührung vergessen zu haben, und wenden uns die Worte Matthäi 7, 3 bis 5. bedenkend, beschämt zur Erklärung der zweiten Seite unseres Umschlages.

Hier sehen wir die Natur, den Bildungstrieb und ihre freigeborene Tochter, die schöne Kunst, also die Gaben der Mutter den Zurüstungen des zeitlichen Hausherrns der Geschichte gegenüber gestellt. Wir möchten diese Seite die weibliche, jene die männliche nennen. Hier das Erzeugniß, die Freiheit, die Nothwendigkeit, dort das Ereigniß und das zeitliche menschliche Gesetz; hier das Schaffen, dort das Machen dargestellt glauben; wenn wir anders des Künstlers sich selbst gesetzte Schranken hierdurch nicht zu sehr überschreiten. Er wollte in jedem Falle wenigstens das allgemeine Leben, das Weltleben, dem besondern Leben, dem Staatsleben, entgegenstellen, und wir sehen gerne in dem leisen Hindeuten aller Einzelheiten dieser Seite auf die gegenüberstehende einen Wink, daß der Staat und sein Werk die Natur nur nachahmen, daß sie die Erfinderin, Schöpferin, Herrscherin sei, und er nur der Abtauscher, Sammler und Benutzer. Der weibliche bloß mit einer Blumenkrone und seiner Unschuld bekleidete Genius der Natur füttert mit den Kernen eines Granatapfels junge Tauben nistend in einem Helme, der von den abgeronnenen Wassern zwischen den Kristallen eines Felsens zurückgelassen worden. Die Granate durch die Menge der Kerne in einer Schale ein Sinnbild des Reichthumes durch Eintracht, ist

der Reichsapfel seiner milden Regierung, und die zwei Blättchen an dem Stiele der Frucht scheinen das Kreuz des Reichsapfels der andern Seite kindlich nachzuahmen. Dies ist ein Bild der nährenden, heilenden Natur und ihrer milden Liebe. Siegend hat sie die friedlichen Tauben in den Helm gebettet. Die wilde Fluth des Zorns ist gesunken, der Felsenkern der Erde gestaltet sich gegen die Sonne hinan, es trägt die Natur die selbst gewachsene Feste, wo gegenüber das Menschenwerk nur auf Mauern ruht. Wo dort das Schwerdt steht, wächst hier die Schwerdtlilie, deren drei Staubfäden nicht ohne Bedeutung sind. Wo dort der verheißende Zepter lehrt, ragt hier die schlanke Königskerze, nicht ohne tiefere Bedeutung von der Passionsblume umschlungen, empor.

Die Blumenkrone des Genius schmückt jeder Frühling aufs neue mit den Edelsteinen, die um ihn her blühen, und der Schmetterling, selbst eine geflügelte Blume, das Sinnbild des flüchtigen Reizes der ewig wiederkehrenden Psyche, schwebt in diesem Lustkranze himmlischer Gedanken, während die fleißigen Bienen seine Blumensterne berauben, ohne ihren Duft und Glanz zu verletzen. Sie tragen das Süße ein, und bilden das Nützliche in ihrem höher stehenden Hause, dem Bienenkorbe, der das ewig unveränderte Bild des Staates, des arbeitsamen Gemeinwesens, in der Natur ist. Hinter dem Genius ruht die Leier des Orpheus. Er hat durch die Macht der Töne die Thiere gebändigt, die Menschen gebildet, die Steine empor steigen lassen zu Mauern, die Wälder sind ihm gefolgt und die Quellen sind still gestanden seinen bildenden Melodien zu lauschen.

Wo dort die Setzwage ruht, hier die Hirtenflöte; denn die Natur baut nur nach den Gesetzen der Harmonie. Wo jenseits der historische gewaltige Adler in den Helm sich fest krallend, als wolle er ihn zu ihr hintragen, heftig die Sonne begrüßt, wenden hier die Blumensonnen, die Sonnenblumen, ihr Antlitz

sehnsüchtig zu ihr hin, und eine Spinne hat ihr zartes Netz ruhig der einen vertraut und erinnert uns so leise an die Industrie des Naturtriebs, über der auch ein Schicksal waltet. Lasset die Sonne sinken und die Blume sich tiefer neigen, lasset den Sturm den schlanken Stiel der Blume heftiger bewegen, und das künstliche Werk der Spinne ist zertrümmert. Der Oelbaum aber, der Schutzgenosse der Pallas Athene, der stirnentsprungenen Tochter Jupiters, er, der Liebling des göttlichen Gedankens, der geheiligte Baum des Friedens, der mit seinen Zweigen die Sieger der Olympischen Spiele und die Dichter krönet, steigt wie jenseits die strengere Eiche, hier an dem Fels empor der Olive entkeimend, die rechts in der Mitte des Vordergrundes neben der Eichel in der geborstenen Erdrinde erblickt wird. Eine Rebe umschlingt den Götterfreund. Der Weinstock umarmt ihn, der zuerst die Erde wieder zierte, als der Friedensbote, die Taube mit dem Oelblatte, die auch hier schwebt, das Weichen der Zornflut des Herrn verkündigt hatte, als der Friedens- und Triumphbogen des mit dem Menschen in der Natur wieder versöhnten Gottes, der Regenbogen seine freudige Farbenbrücke zwischen Himmel und Erde spannte. Wir sehen auch hier diese luftige Arcade des Lichtes beide Seiten verbindend, und so der Phantasie vom Zeitlichen zum Ewigen eine festliche Brücke geschlagen. Poetisch ist es von dem Erfinder gedacht, daß er die beiden Füße des Bogens hier in der Blumenkrone, dort in der Mauerkrone des Genius ruhen läßt, denn es sagt eine schöne Volksdichtung: „Da ruhen die Schätze, wo der Regenbogen seine Füße aufsetzet.“

Aber unser Bild genauer betrachtend, sehen wir die Weinrebe oben an dem Oelbaum in die Gestalt eines geflügelten Merkurstabs übergehen, und der Erfinder hat wohlgethan das Symbol des handelnden Weltverkehrs auf diese Weise nur ahnend zu berühren. Ja, hier scheint uns sein Versuch zu

sinnbilden am besten gelungen. Das Symbol soll nur ein Wink sein, der sich zugleich wieder selbst deutet; es ist gewissermaßen eine vor unseren Augen vorgehende Metamorphose der Sache in ein Bild ihres Sinnes. Es liegt eine Bewegung, ein Werden in dem Symbol, kein Nachmachen, Vorstellenwollen, keine handelnde Abspiegelung, welche letztere Eigenschaften mehr der Allegorie, die etwas Dramatisches hat, zugehören, sowie in dem Symbol mehr das Epische vorherrscht. Wie die Sonnenblume aus dem Samenkorne hervorkeimt, und immer das zweite Glied derselben aus dem ersten sich empormetamorphosirend, dieses in höherer Entfaltung bedeutet, und wie sie endlich mit der Blüthe dieser brennenden Pflanzensonne, wie mit einem glühenden Auge die Sonne, die sie bedeuten will, sehnsüchtig anschaut: so auch muß das Symbolideal gewachsen sein und blühen, nicht aber real zusammengeknüpft.

Um die Betrachtung dieser Seite unserer Aufgabe zu beschließen, bleibt uns nur noch der liebe Mond übrig, welcher über dem mit Weinlaube geflügelten Traubenknopfe des gewachsenen Merkurstabes hervorblickt. Er ist als der stete, ruhig influirende Begleiter unserer Erde hier dem heftigen, periodischen, plötzlichen Zeitgestirne, dem Kometen gegenüber gestellt. Wie dieser Irrstern bald den Lichtkreis der Sonne, bald dessen äußerste Grenzen berührend, umschweift und mit seiner scharfen esoterischen Gestalt auf die wunderbar einschneidenden Umwälzungen der Staatengeschichte deutet, so deutet der Mond auf den steten ruhigen Wechsel, auf die ewig gleichmäßige Bewegung der Natur von dem Aufgange der Lebenssaat bis zu ihrem Ausgang in den Samen, der ewig ist, auf den ruhig wiederkehrenden Pulsschlag des allgemeinen Seins, der die Secunden der ewigen Zeiten mißt, und wer ihn so kindlich und fromm anschauend versteht, den wird er leicht trösten und beruhigen über die Sorge des fieberhaften, enthusiastischen Kometen, der wie der Geist eines

zur irdischen Sorge zurückgezwungenen verstorbenen Gestirns am Himmel gespenstet. Solche Anschauung wird, den göttlichen Frieden des allgemeinen Naturgesetzes betrachtend, sich gestärkt und erhoben fühlen über die kometischen Ruthenstreiche aller Zeit und aller Geschichte, vergleichbar den Schmerzen der Krankheit, die trotz des ihr inwohnenden Eigensinnes der Allmacht des allgemein göttlichen Weltgedankens eingeordnet ist, ja die Betrachtung der aus freier Nothwendigkeit emporblühenden Wahrheit und Schönheit wird sie heiligen gegen den zerreißenden augenkränkenden Glanz der vergänglichen Zeit, deren flüchtige Wolkenbilder wir auch hier auf unserm Bilde über seinem Namensgestirne dem schönen Abendboten, dem Hesperus, vorübergleiten sehen. Die Mythe des Hesperus aber ist wie die meisten andern in verschiedenen von einander abweichenden Erzählungen vorhanden und wir müssen erklären, daß hier nach der cyprischen Mythe Hesperus der schöne Sohn der Venus und ihres geliebten Cephalus gemeint ist, der unter die Sterne, diesen himmlischen Adelstand göttlicher Günstlinge, versetzt, seines reizenden anmuthigen Glanzes wegen auch den Namen seiner Mutter trägt. Möge er in diesen Blättern, die sich bescheiden seinem Dienste geweiht haben, einige Strahlen seines milden und erquickenden Lichtes mittheilen; mögen sie anspruchlos gefällig und erfreuend immer willkommen sein, so wie er!

Um aber dem ewig wachen Witze des Muthwillens einen Pfeil zu entwenden, mit dem er uns zu kränken Lust haben möchte, wollen wir auch einen andern Hesperus, der aber keineswegs der unsrige, erwähnen. Von ihm sagt die Mythe, er sei ein Sohn des Atlas und ein leidenschaftlicher Astronom gewesen, der, als er einst den gestirnten Himmel auf dem Gipfel des Atlas beobachtet, vom Sturme herabgeworfen, zerschmettert und in alle Welt verweht worden sei. Wir verbitten auf alle Weise diese Prognostication aus unserm Titel, denn vor solchem

Schicksale werden wir uns selbst am besten dadurch zu hüten suchen, daß wir windige schwindelnde Höhen vermeidend, die Gestirne zu betrachten gesonnen sind in den Spiegeln unserer Seele und in den Spiegeln des Wassers, über dem die Geister wohnen und aus dem die Erde emporgestiegen.

So hat uns denn der ruhige Augengang gemüthlicher Betrachtung mit der Eiche und dem Oelbaum in die höhere Region unseres Bildes getragen. Wir sind auf der Brücke des Regenbogens gewandelt und lassen uns an den Strahlen unseres Sternes hernieder in den Mittelpunkt und Vorgrund, wo der Erdkreis aus dem Wasser hervorgestiegen, wo im Sonnenauge des dreieinigen Gottes das Centrum des Bildes uns anschaut. — „Und das Gewässer verlief sich von der Erde immerhin und nahm ab.“ 1. Mosis 8, 1—3.

Auf der Seite der Zeit sehen wir die Arche schwimmen, die der Herr dem Gerechten zu bauen befohlen hat, als er die Ungerechten richtete. Rechts retten die schwimmenden Blätter einer Wasserpflanze eine vom Sturme in dies fremde Element geschleuderte Biene. Auch hier ist tiefere Betrachtung angeregt. In der Mitte des Vordergrundes sehen wir rechts eine lebende Pflanze, links bemerken wir den Abdruck ihrer Gestalt auf der Fläche eines Dendriten. So wird die Wirkung der zerstörenden Fluth selbst wieder nur eine Arbeit des unbekümmert fortbildenden Weltgeistes. Mit Wundern zerbricht die Wunder, um Wunder zu zeugen, der Wunderbare, und die Zornfluth, abrinnend vom gereinigten Herzen der Erde, setzet die göttliche Kunst als Geißel der Sühnung, die Himmel und Erde verbindet, vor die Hütte des Menschen, in den belebenden Strahl des guten Geistes, in den Schein des himmlischen Sonnenauges.

Dich aber, freundlicher Genius, der auf dem Strahle der Sonne steht, und dessen Locken in den Farben des Friedensbogens geistisch wehen, nennen wir den Genius dieser Zeitschrift,

der alle umgebende Luft, in den Flächen einer vielwinklichten Spiegelkugel gesammelt, freudig betrachtet. Er sei auch dein Genius, gütiger Leser, der die Mittheilungen unserer Blätter schonend und mit erwünschtem Genuß aufnehmen möge, wie hier der Knabe, gleich einer sammelnden Biene auf den Staubfäden einer Blume, auf dem Strahle der Sonne schwebt, um den Glanz des funkelnden Hesperus, den Schimmer des farbigten Regenbogens, das Angesicht des milden Mondes und das Antlitz des heftigen Cometen, das Diesseits und Jenseits, den Himmel und die Erde unseres Bildes in den spiegelnden Flächen seiner Kugel anzuschauen, zu genießen und zu benutzen. Möge diese Bilder sammelnde Kugel der Hauch bösen Nebels nie trüben! Sänke auch die Sonne, wird der gütige Mond noch zauberischere Scheine verleihen, und schwände auch er im letzten Viertel, so sollen die Wolken doch, flüchtig entfernte Regionen durchziehend, uns nie unsern Leuchtstern, den glanzlächelnden Hesperus verschleiern.

Darum seid eingeladen unter dem Dome des klaren blauen Himmels über der Abendfeier der Sonne am Rande grüner Erde den willkommenen Abendstern zu begrüßen. Hier ist es gut, hier laßt uns niedersitzen, wo die Eichel und die Olive keimt, und lasset uns die Worte des seligen Dichters erwägen:

„Wo sich das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten:
Da gibt es einen guten Klang."

Anmerkung. Der Umschlag ist in der Art von Runge's Tagszeiten und mit Reminiscenzen aus denselben, ohne Zweifel von Clemens Brentano angegeben, aber in zu beschränktem Maßstab und überhaupt schlecht ausgeführt. Im Inhalte des Jännerheftes heißt es in Bezug darauf am Schluß: „Mit der dem Titelblatt angedruckten Erklärung der sinnreichen Zeichnung des Umschlages von einem berühmten deutschen Gelehrten, glaubt der Verleger den Lesern des Hesperus eine angenehme Zugabe zu liefern."

Brief an den Herausgeber der Badischen Wochenschrift über das Sprichwort: „Dir geht es wie dem Hündlein von Bretten."

(18. Juli 1806.)

Ich habe in dem zweiten Stück Ihrer Wochenschrift die Anfrage gelesen, woher doch das Sprichwort: „Dir geht es wie dem Hündlein von Bretten" seinen Ursprung haben möge, und ich will Ihnen um so lieber Alles sagen, was mir von diesem unglücklichen Sinnbild übel belohnter Treue in meiner Jugend erzählt worden ist, als mir selbst daran liegt, daß recht viel Rühmliches von den Hunden bekannt werde. Erstens in der Welt, damit sich die Menschen vor diesen Thieren schämen und selbst zur Tugend greifen mögen, und zweitens in meiner Vaterstadt, wo ich als ein großer Hundefreund nicht genug rührende Geschichten aufbringen kann, um mich der Neckereien der Hundefeinde und Hundefeindinnen zu erwehren. Kommt es aber gar dazu, daß der Wahrheit, oder dem Hündlein zur Steuer irgend ein unterrichteter Mann aus der Vaterstadt desselben die Sache recht historisch und antiquarisch darstellt, die mir aus der Chronik meiner Amme dictirt wurde, ehe ich schreiben konnte, dann habe ich gewonnen Spiel gegen meine Nachbarin, welche durch ein wunderbares Spiel der Natur eine eben so große Katzenfreundin ist als ich ein Hundefreund bin. Sie können sich denken, daß unser Menschenverstand alle Hände voll zu thun hat, damit wir nicht wie Hunde und Katzen zusammen leben, wozu uns freilich unsere

Lieblinge mit gutem Beispiele vorgehen. Denn diese haben durch lange Nachbarschaft solche Gewohnheit zu einander erhalten, daß sie unsere Antipathie täglich beschämen würden, wenn wir sie nicht gegenseitig ermahnten, etwas auf sich zu halten und nicht mit dem verächtlichen Geschmeiß jenseit der Mauer Gesellschaft zu halten. Ich kann Ihnen zugleich versichern, daß unsere große Mäßigung bei unserer großen Thier-Antipathie uns bereits seit einigen Jahren eine ungemeine Hochachtung für einander eingeflößt hat, und hätten wir jenen fatalen Hunde- und Katzenappendix nicht, so wüßte ich kaum, ob nicht längst eine Thüre durch die hohe Mauer, die unsere Höfe trennt, gebrochen und unsere Nachbarschaft in einen zärtlichen Ehestand verwandelt worden wäre. So weit haben wir es wenigstens bereits in der moralischen Gewaltthätigkeit gebracht, daß wir uns bei Todes- und Geburtsfällen gegenseitig gratuliren und condoliren. Und meine liebe Jungfer Nachbarin hat mir in dem verflossenen März — der Katzen Wonnemond, in welchem sie bekanntlich starke Minnesänger sind, recht höflich erlaubt, wenn mich diese Serenaden Nachts beunruhigen sollten, derweilen an sie zu denken, mit dem schmeichelhaften Zusatze, sie wollte auch, wenn meine Hunde den Mann im Mond anheulten, dafür an den Mann in der Sonne denken (mein Haus hat nämlich noch den Namen zur Sonne, da es vorher ein Gasthaus war). Durch diese Delicatesse gerührt werde ich nächstens einen starken Schritt vorwärts thun, und sobald meine Diana Jungen macht, ihren Lieblingskater Mahomed zu Gevatter bitten. Zur gegenseitigen Bekämpfung unseres Widerwillens aber hat nicht wenig beigetragen, daß wir den Contract geschlossen haben, uns jährlich zweimal zu besuchen und vernünftige Vorstellungen von einander anzuhören. Ich trinke daher den ersten März, als in der Katzen Wonnemonat, Kaffee mit ihr und sitze mitten unter diesen lebendigen Spinnrädern, welche um mich schnurren, während

ihre Advocatin ein langes Memorial aller Katzentugenden herliest, die sie das Jahr hindurch hat zusammenlesen können. Ich schweige still und sehe ihr in die Augen. Wenn sie aber fertig ist, sagt sie mit artiger Stimme: „Sind Sie nicht gerührt?“ — Leider sagte ich immer bis jetzt: „Nein!“ und die Sitzung war geschlossen. Den letzten März aber sagte ich statt: „Nein“ „Ja, und zwar durch Ihre schönen Augen, meine liebe Nachbarin.“ Wollte auch eben nach ihrer Hand greifen, als eine große Katze eifersüchtig auf den Kaffeetisch sprang und mich durch ihre krampfhafte Mimik zur Stube hinaus jagte.

Ihren Besuch stattet mir die Dame in den Hundstagen ab, nimmt Abends eine kalte Schale bei mir und ich lese ihr der Hunde Lorbeerkranz und Ehrenspiegel vor, und frage sie eben so: „Habe ich Sie gerührt?“ Vor wenig Tagen war dieser angenehme Abend, und ich erzählte ihr, was ich Ihnen hier melde.

Das Hündlein von Bretten,

zuerst etwas von seinem Vaterland und dann von ihm selbst.

In jener blühenden deutschen Zeit, da noch ein Sprichwort ein Wahrwort, und deutscher Muth, deutsche Treue, deutsche Redlichkeit noch ein Sprichwort war, auch manches jetzt von der neuen Heerstraße fremder Sieger und fremden Handels weit abgelegene Landstädtchen sich als das lebendige Herz seiner umliegenden Gegend in reicher bürgerlicher Selbstzufriedenheit brüstete, war auch Bretten eine stolze wackere Stadt. Sie gehörte früher zur Grafschaft Eberstein, kam sodann an Baden, ward hierauf an Kurpfalz verkauft und kehrte in unserer Zeit wieder an Baden zurück. Bretten hatte ein reiches Spital, ein

schönes Rathhaus, viele Freiheiten und vier Jahrmärkte, und überdem den Ruhm einer treuen, ihrem Herrn anhänglichen Stadt. In dem pfalzbayerischen Kriege 1504 ward sie von Wirtenberg belagert und hielt fest bei ihrem Pfalzgrafen, weswegen der deutsche Held mit Wort, Lied und Schwerdt, Ritter Ulrich von Hutten, schöne lateinische Verse auf sie gemacht, die zu deutsch ungefähr so lauten:

Ich grüß' Bretten, die werthe Stadt,
Die ihrem Herrn große Treue that,
Als der Pfalz Löw' den Hirsch der Schwaben
Mit Furcht macht' in die Flucht weg traben,
Zudem Philippus Melanchthon
Bleibt dieser Stadt ein' Ehrenkron.

Denn in Bretten ist der herrliche Melanchthon geboren, der allen Kirchen und Schulen in Deutschland mit einem Lichte vorgeleuchtet hat. Zu seinem Gedächtnisse sind auch folgende lateinische Worte in dem Thorgestelle des Hauses, darin er geboren, ausgehauen, die im Deutschen also lauten: „Durch Gottes Güte ist in diesem Hause geboren der gelehrte Philippus Melanchthon den 16. Februar im Jahre 1497.“ Er starb im Jahre 1560. Sein Bild aber war an dem Kirchthurm abgemalt und standen lateinische Verse darunter, die ein Bürger von Bretten vor langer Zeit also übersetzt hat:

Ihr Bürger seid ermahnt, traut Gott,
Der uns erhält in aller Noth,
Seid friedsam, schützt das Vaterland
Einig im Glauben und mit Bestand.

Außerdem hat Bretten, davon wandernde Leute zu erzählen wissen, einen schönen Marktbrunnen, der aus vier Röhren springt, und dessen Trog 77 Fuder hält. Also erzählt Michael Heberer

von Bretten in der Beschreibung seiner dreijährigen Dienstbarkeit, so zu Alexandrien in Egypten ihren Anfang und zu Constantinopel ihr Ende genommen, Gedruckt zu Heidelberg in Gotthard Vigelius Druckerei 1600. Aber von dem Hündlein von Bretten erzählt er nichts. Vielleicht war er kein Hundefreund.

Das Hündlein von Bretten aber, dessen Bild an dem Stadtthor ausgehauen sein soll, war zu seiner Zeit ein sehr merkwürdiges Thier; denn damals waren die Künste und Wissenschaften zu dieser vierbeinigten Nation noch gar nicht gelangt, und mit diesem ingenium praecox, oder voreilenden Genie hat die Wiederherstellung der Hundewissenschaften in diesen Landen begonnen. Es war nämlich durch besondere Treue, liebenswürdige Reinlichkeit, zierliche Bewegung, Tanzen, Apportiren zu Wasser und Land, Aufwarten, Thürschließen und durch das mit Recht beliebte „Wie spricht der Hund?“ ein Mirakel und ein Gegenstand des Neides seiner Zeitgenossen. Vor Allem aber war in ihm bewundernswerth die moralische Selbstüberwindung. Denn es sprang nicht nur für allerhand beliebte hohe und niedere Standespersonen und für allerhand schöne Jungfern seiner Zeit durch den Reif, sondern that auch für allerhand alte Weiber was unsere neumodischen Hundestutzer nicht gern thun, seinen wohlgemeinten toleranten Sprung. Weiter war es ihm ein Kleines ein großes Stück Braten auf der Nase zu balanciren und zugleich dem A. B. C. aufmerksam bis zum Buchstaben S. zuzuhören — denn so weit war damals erst das A. B. C. unter diesen Thieren bekannt, welche jedoch diesen Buchstaben ungern für einen Mitlauter, lieber für einen süßlautenden Selbstlauter halten. Aber vor Allem war unser Hündlein merkwürdig durch folgende Eigenschaft, die leider der Gipfel seiner zeitlichen Kunst geworden, und von welchem es herabstürzend sich mit seinem Untergang im Sprichworte verewigte. Es holte nämlich mit einem Korb im Maul, in den man einen beschriebenen Zettel und das Geld

gelegt hatte, das reizendste Fleisch und die anzüglichsten Bratwürste aus dem Hause des Metzgers ohne je einen Bissen davon zu genießen. Dieses wäre viel von dem gebildetsten Hund unserer Zeit, wie viel war es nicht von einem gesunden Hündlein jener Zeit, da alle thierische und menschliche Natur kräftiger und sinnlicher, und noch nie ein Hund nervenschwach gewesen war. — So war dieses herrliche Hündlein. Aber Undank ist der Welt Lohn. Denn einstens da dieses Hündlein von seinem Herrn, der ein Protestant war, in jener Zeit, da die neugetrennten Partheien noch im Streite lagen, die jetzt im Schatten der Friedenspalme ihr Mahl theilen und nur Einem Vater dafür danken, an einem Freitag mit seinem Korbe zu dem Metzger geschickt wurde, welcher die Fasten noch strenge zu halten pflegte, und dieser auf dem Zettel eine Bratwurst bestellt fand, ergriff der Metzger zornig das zitternde unschuldige Hündlein und hieb ihm den Schwanz ab, legte ihm denselben in den Korb, sagte: Da hast du Fleisch! und jagte es von dannen. Winselnd aber nahm das herrliche Thier den Korb ins Maul und trug beschimpft und verwundet den Zeugen seines Unglückes ruhig zu seinem Herrn. Die ganze Stadt betrauerte, alle Reisenden beklagten das arme Thier, und da es bald darauf starb und nicht mehr zu des Metzgers Haus kam, der sonst ein guter Mann war und das Hündlein liebte, ward dieser sehr gerührt, bat den Besitzer des Hündleins herzlich um Verzeihung und ließ auf eigene Kosten das Bild des Hündleins ohne Schwanz über das Stadtthor in Stein hauen, ein Bild übelbelohnter Treue.

So erzählte ich meiner Nachbarin und bemerkte, daß sie tief gerührt war. Wir hatten den Vertrag gemacht: wenn einer den andern durch eine solche Geschichte rühren könne, unsere Anti-

pathien aufzugeben und die Thüre durch unsere Hofmauer zu brechen. Schon fragte ich: „ob ich den Maurer und den Pfarrer dürfe kommen lassen?“ schon wollte sie „Ja“ sagen, als ihr plötzlich historische Zweifel ankamen. Sie sprach: „Ist denn die Geschichte wahr? Wann ist sie geschehen? Ist das Hündlein wirklich in Stein gehauen? Soll ich auf eine Fabel eine so ernste Handlung gründen? Vorerst beweisen sie mir die historische Wahrheit.“ Und hiermit verließ sie mich. —

Sie sehen hieraus, verehrter Herr Herausgeber, wie viel mir daran liegt, daß Jemand, der die Sache gewisser weiß als vom Hörensagen, Ihnen eine Notiz darüber einsendet. Kann dieses durch Ihre Zeitung geschehen, so ist es mir sehr vortheilhaft, weil meine Nachbarin dieselbe liest, ich selbst aber nach unserem Vertrage nicht eher als im März sie wiedersehen darf. Ich werde mir sodann die Freiheit nehmen meine Verbindung in Ihrem Blatte bekannt zu machen, und Sie, verehrter Mann, zum Hochzeitsschmaus einzuladen, bei welchem nicht nur für alle fromme Hunde, sondern auch für alle beliebten Katzen ein Gedeck offen stehen und eine muntere Gesundheit unter schicklicher Instrumentalbegleitung soll ausgebracht werden.

Ihr

ergebener Mitarbeiter.

Warnung vor literarischen Klätschereien unter uns.

(Aus der Badischen Wochenschrift vom 20. Februar 1807.)

Ich bin es den trefflichen Freunden, die mir und meiner durch das Schicksal aufgelösten Familie in Heidelberg gesellige Gastfreiheit und Liebe in Rath und That geboten haben und noch bieten, und mir selbst schuldig, meinen tiefen Unmuth über die unverständigste, undelicateste literarische Klätscherei, die auch in dieser Stadt ihre Winkeldiener hat, warnend auszusprechen. Denn Jedem, der ein Privatleben hat und einen Tauf- oder Zunamen, kann es so schlecht werden unter die Feder und Presse solcher literarischen Nachtzettulisten und Seelenverkäufer zu gerathen. Jeder ehrliche Mann, der sich eines ganzen Hemdes erfreut, ist in Gefahr, daß diese Taschenspieler es ihm heimlich durch den Aermel ausziehen und als ästhetische Lumpensammler an Papierfabrikanten vertrödeln. Könnten sie eben so sicher vor der Gerechtigkeit einem auf den Leib selbst kommen, so würde bald jedes Curiositäten-Kabinet, wo nicht gar mit Fleisch und Blut, doch mit Nagelspänen, Hühneraugen und Warzen bekannter Lebendigen und Todten gegen billiges Honorar von ihnen versehen werden. Es scheint zwar, als sei es ihnen gänzlich einerlei, in welche Ungelegenheit ihr Diebshandel mit fremden Lebensumständen die bedaurungswürdigen Schlachtopfer ihres Gesichts- und Gehörkreises bringen kann. Doch ist es nicht so. Denn jene Ungelegenheiten können sie ja von neuem wieder drucken lassen, das heißt: fremde Kirschen verkaufen und sich die Kerne zurückbedingen. Dem Weinenden reißen sie das Tuch von dem

Gesicht und fragen: Was gibt's gut Neues? Und dem Lachenden gucken sie ins Maul, ob er etwa einen goldenen Zahn habe. Nichts ist ihnen heilig. Ihr Gott heißt Heute, ihr Messias Morgen, und diesem opfern sie so viel Gestern und Vorgestern, als sie auf der immer und ewigen Treibjagd vor sich bringen können. Und all diese Liebesdienste, wolle Gott, um ein Lorbeerblatt — an den Braten. Ein solches Maul ohne Herz, Hirn und Stirn schämt sich nicht, das Siegel der einsamsten, ernstesten, dunkelsten Stunden eines ehrlichen Mannes zu erbrechen und sie mit Schnattern der Emphase zu einem Artikel in das Modejournal (Januar 1807. Seite 67) umzuarbeiten. *)

Es steht mir nicht zu ein Gesetz auszusprechen, nach welchem solche Menschen jenen gleich zu achten, welche die Siegel fremder Briefe erbrechen und sie bekannt machen, oder auf fremden Namen Geld verdienen. **) Denn es ist ja das stillschweigende unaussprechliche Gesetz der Zucht und Keuschheit, auf welchem alles Vertrauen, alle Freundschaft unter Menschen begründet ist, das sie mit dem Maule zertreten. Aber es steht mir zu, damit ich Andern ein Beispiel sei, mich anzuklagen, wie ich vertrauend auf die Heiligkeit des Pfluges, der im Feld ungehütet sicher ist, meine Schwelle vor solchen Journal-Hexen leider nicht mit heiligem Oele besprengte. Ob es übrigens wahr, daß der Urheber jenes Aufsatzes, wie er sagt, in meinem Hause gewesen, weiß ich nicht, denn es ist gelogen, was dort von meinem Schmerze gesagt wird. Was der Mensch leidet, leidet er vor Gott und den Freunden und nicht vor Zeitungspapageien. Denn der Schmerz, der von Gott kömmt, ist wie die Freude, die von

---

*) Das damals zu Weimar im Industrie-Comptoir erscheinende Journal des Luxus und der Moden von Bertuch wird gemeint sein.

**) Borgen sollte es wohl heißen.

Gott kommt, eine Mysterie, dem züchtigen Menschen heilig. Darum hat der Herr die Krämer zum Tempel hinaus gepeitscht. Darum halte der Hausherr das Heiligthum seines Hauses von Krämern rein.

Früher habe ich und die Meinigen schon mit tiefer Indignation eine kleine Reise, deren wir unter Freunden gedacht, von ähnlichen Klätschereien in derselben Zeitschrift zum Modebericht verwandelt gesehen, und wir haben uns mit der Schwalbe getröstet, von der gesagt wird, daß sie eine Spinne unter dem Flügel ernähre. Da aber bei diesem zweiten Bericht aus meinem Leben diese Spinne gar zu unverschämt und frech vertraulich bekannt machen will, was in meinem Herzen vorgeht, unbekümmert, was für verdrießliche Folgen, die hier nicht zu erörtern sind, mir und den Zurückgelassenen aus ihrer Zeilenweberei entstehen können, so halte ich es für Pflicht und nicht für Unbarmherzigkeit, mich öffentlich zu Jenen zu bekennen, welche jene Spinne für einen Aberglauben halten, oder behaupten, man finde sie nur da, wo man sie nicht verjagt.

Um so mehr aber ist diese ganze Erklärung nicht grausam, als ich mich schließlich erbiete, nicht nur für mich, sondern auch für alle andere ehrliche Leute, an welchen keine Ehre, nur ein Honorar verdient werden soll, solche Berichte abzukaufen und Unehre zu honoriren. Wobei meine anderen Gläubiger keine Gefahr laufen, denn wer es wohlfeil hat, gibt es wohlfeil.

Verschiedene Empfindungen vor einer Seelandschaft von Friedrich, worauf ein Kapuziner.

(Bei einer Kunstausstellung. 1826.)

Es ist herrlich, in unendlicher Einsamkeit am Meeresufer unter trübem Himmel auf eine unbegrenzte Wasserwüste hinzuschauen, und dazu gehört, daß man dahin gegangen, daß man zurück muß, daß man hinüber möchte, daß man es nicht kann, daß man Alles zum Leben vermißt, und seine Stimme doch im Rauschen der Fluth, im Wehen der Luft, im Ziehen der Wolken, in dem einsamen Geschrei der Vögel vernimmt; dazu gehört ein Anspruch, den das Herz macht, und ein Abbruch, den einem die Natur thut. Dieses aber ist vor dem Bild unmöglich, und das, was ich in dem Bilde selbst finden sollte, fand ich erst zwischen mir und dem Bilde, nämlich einen Anspruch, den mir das Bild that, indem es denselben nicht erfüllte, und so wurde ich selbst der Kapuziner, das Bild ward die Düne, das aber, wo hinaus ich mit Sehnsucht blickte, die See, fehlte ganz. Dieser wunderbaren Empfindung nun zu begegnen, lauschte ich auf die Aeußerungen der Verschiedenheit der Beschauer um mich her, und theile sie als zu diesem Gemälde gehörig mit, das durchaus Decoration ist, vor welchem eine Handlung vorgehen muß, indem es keine Ruhe gewährt.

Eine Dame und ein Herr, welcher vielleicht sehr geistreich war, traten auf, die Dame sah in ihr Verzeichniß und sprach:

„Nummer zwei: Landschaft in Oel. Wie gefällt sie Ihnen?“

Herr: „Unendlich tief und erhaben."

Dame: „Sie meinen die See, ja die muß erstaunlich tief sein, und der Kapuziner ist auch sehr erhaben."

Herr: „Nein, Frau Kriegsrath, ich meine die Empfindung des einzigen Friedrich's bei diesem Bilde."

Dame: „Ist es schon so alt, daß er es auch gesehen?"

Herr: „Ach, Sie mißverstehen mich, ich rede von dem Maler Friedrich, Ossian schlägt vor diesem Bilde in die Harfe." (Ab.)

Zwei junge Damen.

Erste Dame: „Hast du gehört, Louise? das ist Ossian."

Zweite Dame: „Ach nein, du mißverstehst ihn, es ist der Ocean."

Erste Dame: „Er sagte aber, er schlüge in die Harfe."

Zweite Dame: „Ich sehe aber keine Harfe. Es ist doch recht graulich anzusehen." (Ab.)

Zwei Kunstverständige.

Erster: „Ja wohl, graulich, es ist Alles ganz grau, wie der nur solche trockene Dinge malen will."

Zweiter: „Sie wollen lieber sagen, wie er so nasse Dinge so trocken malen will."

Erster: „Er wird es wohl so gut malen, als er kann." (Ab.)

Eine Erzieherin mit zwei Demoiselles.

Erzieherin: „Dies ist die See bei Rügen."

Erste Demoiselle: „Wo Kosegarten wohnt."

Zweite Demois.: „Wo die Colonialwaaren herkommen."

Erzieherin: „Warum er nur so trübe Luft gemalt. Wie schön, wenn er im Vordergrund einige Bernsteinfischer gemalt hätte."

Erste Demois.: „Ach ja, ich möchte mir selbst einmal eine schöne Schnur Bernstein zusammenfischen." (Ab.)

Eine junge Frau mit zwei blonden Kindern und ein Paar Herrn.

Herr: „Herrlich, herrlich, dieser Mann ist doch der einzige, der in seinen Landschaften ein Gemüth ausdrückt, es ist eine große Individualität in diesem Bilde, die hohe Wahrheit, die Einsamkeit, der trübe schwermuthsvolle Himmel, er weiß doch, was er malt."

Zweiter Herr: „Und malt auch, was er weiß, und fühlt es, und denkt es, und malt es."

Erstes Kind: „Was ist denn das?"

Erster Herr: „Das ist die See, mein Kind, und ein Kapuziner, der daran spazieren geht und traurig ist, daß er keinen so artigen Jungen hat, wie du."

Zweites Kind: „Warum tanzt denn der Kapuziner nicht vorn herum, warum wackelt er nicht mit dem Kopfe, wie im Schattenspiel? Das wäre doch schöner."

Erstes Kind: „Es ist wohl so ein Kapuziner, der das Wetter anzeigt, wie der vor unserm Fenster?"

Zweiter Herr: „Nicht ein solcher, mein Kind, aber auch er zeigt das Wetter an, er ist die Einheit in der Allheit, der einsame Mittelpunkt in dem einsamen Kreis."

Erster Herr: „Ja, er ist das Gemüth, das Herz, die Reflexion des ganzen Bildes in sich und über sich."

Zweiter Herr: „Wie göttlich ist diese Staffage gewählt, sie ist nicht wie bei den ordinären Herrn Malern ein bloßer Maßstab für die Höhe der Gegenstände, er ist die Sache selbst, er ist das Bild, und indem er in diese Gegend, wie in einen traurigen Spiegel seiner eigenen Abgeschlossenheit hinein zu träumen scheint, scheint das schifflose einschließende Meer, das ihn wie sein Gelübde beschränkt, und das öde Sandufer, das freudenlos wie sein Leben ist, ihn wieder wie eine einsame von sich selbst weissagende Uferpflanze symbolisch hervorzutreiben.

Erster Herr: „Herrlich, gewiß, Sie haben recht;“ (zur Dame): „aber meine Liebe, Sie sagen ja gar nichts.“

Dame: „Ach, es war mir vor dem Bilde wie zu Haus, es rührt mich recht, es ist doch recht natürlich, und als Sie so sprachen, war es mir gerade so undeutlich wie sonst, wenn ich mit unseren philosophischen Freunden am Meere spazieren ging, nur wünschte ich, daß eine frische Seeluft wehte und ein Segel herantriebe, und daß ein Sonnenblick niederglänzte und das Wasser rauschte; so ist mir's als wie Alpdrücken und Sehnsucht nach dem Vaterland im Traum; kommt weiter, es macht mich traurig.“ (Ab.)

Eine Dame und ein Führer.

Dame (steht lange stumm): „Groß, unbegreiflich groß! Es ist, als wenn das Meer Young's Nachtgedanken hätte.“

Herr: „Sie meinen, als wenn sie dem Kapuziner hineingefallen wären?“

Dame: „Wenn Sie nur nicht immer spaßten und einem die Empfindung störten. Sie empfinden heimlich doch dasselbe, aber Sie wollen im Andern belachen, was Sie in sich verehren. Ich sage, es ist als wenn das Meer Young's Nachtgedanken hätte.“

Herr: „Und ich sage ja, und zwar den Carlsruher Nachdruck und das Bonnet de Nuit von Mercier dazu, und Schubert's Ansicht der Natur von der Nachtseite oben ein.“

Dame: „Ich kann Ihnen nicht besser antworten, als mit einer parallelen Anecdote: Da der unsterbliche Klopstock zum ersten Male in seinen Gedichten gesagt hatte: „„Die Morgenröthe lächelt,““ sagte Madame Gottsched, indem sie es las: „„Was macht sie denn für ein Mäulchen?““

Herr: „Gewiß kein so schönes wie das Ihre, indem Sie dies sagen.“

Dame: „Nun fallen Sie ins Fatale.“

„Herr: „Und Gottsched gab seiner Frau ein Mäulchen für das Bonmot.“

Dame: „Ich soll Ihnen wohl gar eine Nachtmütze für das Ihrige geben, aber Sie sind selbst eine.“

Herr: „Nein, lieber eine Ansicht Ihrer Natur von der Nachtseite.“

Dame: „Sie sind unartig.“

Herr: „Ach, wenn wir da mit einander ständen, wie der Kapuziner steht.“

Dame: „Ich ließe Sie und ging zum Kapuziner.“

Herr: „Und bäten ihn, mich mit Ihnen zu copuliren.“

Dame: „Nein, Sie ins Wasser zu werfen.“

Herr: „Und blieben mit dem Pater allein und verführten ihn, und verdürben das ganze Bild und seine Nachtgedanken; seht, so seid ihr Weiber, ihr vernichtet am Ende doch, was ihr empfindet, ihr saget vor lauter Lügen die Wahrheit. O, ich wollte, ich wäre der Kapuziner, der so ewig einsam hinüberschaut in das dunkle verheißende Meer, das wie die Apokalypse vor ihm liegt, so wollte ich mich ewig sehnen nach Ihnen, liebe Julie, und Sie ewig vermissen, denn diese Sehnsucht ist doch die einzige herrliche Empfindung in der Liebe.“

Dame: „Nein, nein, mein Lieber, auch in diesem Bilde; wenn Sie so reden, springe ich Ihnen nach ins Wasser und lasse den Kapuziner stehen.“ (Ab.)

Während der ganzen Zeit hatte ein glimpflicher langer Mann mit einigen Zeichen von Ungeduld zugehört; ich trat ihm etwas auf den Fuß und er antwortete mir, als ob ich ihn dadurch um seine Meinung befragt hätte. „Es ist gut, daß die Bilder nicht hören können, sie hätten sich sonst schon längst verschleiert; die Leute gehen gar zu unzüchtig mit ihnen um und sind fest überzeugt, sie ständen hier wegen eines geheimen

Verbrechens am Pranger, das die Zuschauer durchaus entdecken müssen.“ — „Aber was meinen Sie denn eigentlich von dem Bilde?“ fragte ich. — „Es freut mich,“ sagte er, „daß es noch einen Landschaftsmaler gibt, der auf die wunderbaren Conjuncturen des Jahres und Himmels achtet, die auch in der ärmsten Gegend die ergreifendste Wirkung hervorbringen, es wäre mir aber freilich lieber, wenn dieser Künstler außer dem Gefühle dafür auch die Gabe uud das Studium hätte, es in der Darstellung wahr wieder zu geben, und in dieser Hinsicht steht er ebensoweit hinter einigen Holländern zurück, die ähnliche Gegenstände gemalt haben, als er sie in der ganzen Gesinnung, worin er aufgefaßt, übertrifft; es würde nicht schwer sein, ein Dutzend Bilder zu nennen, wo Meer und Ufer und Kapuziner besser gemalt sind. Der Kapuziner erscheint in einer gewissen Entfernung wie ein brauner Fleck; und wenn ich durchaus einen Kapuziner hätte malen wollen, so hätte ich ihn lieber schlafend hingestreckt, oder betend oder schauend in aller Bescheidenheit niedergelegt, damit er den Zuschauern, denen das weite Meer doch offenbar mehr Eindruck macht, als der kleine Kapuziner, nicht die Aussicht verdürbe. Wer später sich nach den Küstenbewohnern umsähe, fände immer noch in dem Kapuziner alle Veranlassung, das auszusprechen, was mehrere der Zuschauer in einer überschwenglich allgemeinen Vertraulichkeit Allen laut mitgetheilt haben.

Diese Rede gefiel mir so wohl, daß ich mich mit demselben Herrn sogleich nach Hause begab, wo ich mich noch befinde und in Zukunft anzutreffen sein werde.

Andenken eines trefflichen deutschen Mannes und tiefsinnigen Künstlers.

(Den 19. December 1810.)

Otto Runge, Maler in Hamburg, starb im November an einer Brustkrankheit, deren Beschwerden er viele Monate lang mit christlicher Ergebenheit ertragen hatte. So unendlich viel seine Angehörigen und Freunde mit ihm verloren haben, so tauschen sie dennoch gern den hoffnungslosen Schmerz, den herrlichen Menschen hilflos leiden zu sehen, mit den ruhigeren Thränen um seinen Tod, und gönnen ihn dem Himmel, der ihn mit tiefsinniger Kunst gesegnet hatte, mehr als dem Leben, in welchem ihn die Trefflichsten und Unschuldigsten erkannten und liebten.

Seine vier symbolischen Blätter, die Tageszeiten in Umrissen darstellend, sind denkenden Kunstfreunden sich ewig neu erklärend, und unbefangenen Liebhabern von bedeutender Lieblichkeit und Wahrheit; Görres hat sie in den Heidelberger Jahrbüchern mit dem Wiederscheine seiner eignen Begeisterung zu beleuchten versucht. Sie waren, so viel mir bekannt, zu Gemälden bestimmt, und mit erfunden, seine früheren Ansichten von den Farben zu beurkunden, die er später verändert und in seinem einfachen geistvollen Werk über die Farbenkugel (Hamburg bei Perthes) mit den Ideen seines Freundes Steffens begleitet der Welt vor Augen gelegt. Außer diesen Arbeiten sind mir als von ihm erschienen nur noch bekannt, seine Umschläge zu dem Hamburger theatralischen Almanach 1810, dem Becker'schen Almanach 1811, und dem vaterländischen Museum, wie auch seine Vignetten zu Tieck's Minneliedern.

Wie sehr auch solchen Verzierungen gewöhnlich mit hergebrachten willkürlich zusammengefädelten Sinnbildlichkeiten genug gethan zu werden pflegt, so hat Runge doch zuerst gezeigt, daß die Arabeske eine Hieroglyphe ist, und ihre Verknüpfung eine eben so tiefsinnige Bildersprache der stummen malenden Poesie, als das Werk der Poesie selbst eine gesprochene sein soll, und von Allem, dessen Rand er mit seiner kunstreichen Hand geschmückt hat, kann gesagt werden, es versteht sich am Rande, sollte es sich im Innern selbst gleich nicht immer verstehen; ja ich möchte Alles, was ich von ihm gesehen, gelesen, was er mir selbst schriftlich ausgesprochen, was mir Freunde von ihm gesagt, was ich von ihm glaubte, hoffte und liebte, alles dies möchte ich eine solche, deutende, in anspruchloser Zierlichkeit tiefsinnige Randzeichnung in seiner Gesinnung, um das eigentliche Wesen der Kunst, die uns verloren ist, und die er in sich abgespiegelt fand, nennen.

Ich erwähne noch als erschienen von ihm, seine von Gubitz geschnittene Stempel zu den vier Königen, Damen und Buben für eine Hamburger Kartenfabrik. Ich habe nie etwas Fantastischeres, Geistreicheres gesehen, als den weisen, begeisterten, romantisch königlichen Ausdruck dieser Königsköpfe, die bizarre galante, reizende Koketterie der Damenbilder, und die abenteuerliche, kecke, treue und glücksritterliche Haltung der Buben, und doch schienen es nur Karten, doch waren es nur leichte lose Zeichen eines spielenden Glückes; denn das Kunstwerk ist wie die Natur, die ohne aufzufallen sich selbst bedeutet, das heißt, Alles, und so waren Runge's Arbeiten auch. Goethe, der stille thätige Heger und Pfleger alles Trefflichen, das er durch sich selbst immer dargestellt, hat unsern Runge und seine Werke immer geliebt, und seiner Achtung für ihn durch den Abdruck eines Schreibens des Künstlers über die Farben in seiner Farbenlehre ein ewiges Monument gesetzt. Sein Andenken selbst in aller Würde zu erhalten geziemt der bessern Nachwelt, insofern sie

sich mit seinen wenigen öffentlich gewordenen Arbeiten verstehend berührt, und auch dies Wenige ist hierzu genug, wenn Gott sie nicht verläßt. — Den Tag nach seinem Tode ward ihm ein Kind zum Leben geboren, und so hat selbst die Natur, die ihn liebte, seinen Verlust auf die rührendste Weise feiern wollen, möge dies Kind nie auf Erden etwas vermissen, als seinen Vater! Besseres vermag ich ihm und dem Leben nicht zu wünschen, da er gestorben. —

Du Herrlicher! den kaum die Zeit erkannt,
Der wie ein schuldlos Kind
Begeistert fromm die treue keusche Hand
Nach Gottes Flamme streckte,
Der für das Eitle blind
Ohn' umzuschauen zur Wiege alter Kunst
Durch neuer Lüge Götzentempel drang,
Und stillanschauend die Göttliche erweckte.
Sie lächelte und nannte dich den Ihren,
Der ihr die irdischen Kränze so bedeutend schlang,
Und wollte dich, mit ihr zu triumphiren
Zum sel'gen Born von allem Lichte führen.

Wer dich geliebt, verstand den schönen Traum,
Den du im Himmel träumtest, dessen Schatten
Auf unsrer dunklen Erde lichten Saum
Weissagend niederfiel. —
Dein Künstlerwerk, es schien ein zierlich Spiel,
Es rankte blumig auf und betend vor der Sonne
Setzst fromme Kindlein du in süßer Kelche Wonne;
Doch wie im Frühlingstaumel fromm ein Herz
Das Siegsgepräng' des ew'gen Gottes liest,
Wie in des Lebens ernstem Blumenscherz
Dem Schauenden die Tiefe sich erschließt,
So steht, die Schwester dieser sündentrunknen Zeit,
Vor deinen Bildern glaubend, hoffend, liebend, die Beschaulichkeit.

O trauert nicht um seinen frühen Tod?
Er lebte nicht, er war ein Morgenroth,
Das in der Zeiten trauriger Verwirrung
Zu früh uns guter Tage Hoffnung bot;
Wer dieser Blüthe Früchte konnte ahnen,
Den mußte, tief bewußt der eigenen Verirrung,
Die eigne Armuth tief beschämend mahnen;
So mußt auch ich, wenn ich sein Werk durchdachte,
Das wie ein Gottentzückter selig lachte,
Zu mir, bewegt in ernster Demuth sagen:
Wie sollen die Vollendung wir ertragen?
Und auf dem Babylon rings sah ich ragen,
Die Kreuze frech, den Helden dran zu schlagen.

O trauert nicht um seinen frühen Tod!
Er lebte nicht, er war ein Abendroth,
Verspätet aus verlornen Paradiesen
Ließ täuschend es in unsrer Nächte Noth
Die ahnungsreichen Schimmer fließen.

Und wer an seinem Grabe eine Nacht
In Thränen harrt, bis daß der Tag erwacht,
Den seines Lebens Morgenstern verhieß,
Der wird, ist er ein Kind, den Morgen kaum erleben,
Ist er ein frommer Mann, mit ihm, der uns verließ,
Im Tode nur zum neuen Tage schweben.

Die Zeit, sie ist die Nacht, in der wir weinen,
Der Vorzeit Traum, er ist's, den wir verloren,
Der Nachwelt, wird der Tag ihr einst erscheinen,
Lebt unser Freund auf ewig — mir ist er geboren.

Schinkel.

Als er vom Rheine zurückkam empfand ich eine eigne Freude und Angst über das wunderbare, milde Feuer, welches das ganze Wesen dieses kunstreichen Menschen durchlodert, und ohne daß er sich dessen innigst bewußt wäre, eine Beziehung auf ein höheres untergegangenes Dasein, wie die Sehnsucht nach einem verlorenen Vaterland und Bürgerrecht ausspricht, zu dessen voller Erkenntniß er vor der Freude und Reproduktionslust der Spiegelfragmente dieser verlorenen Herrlichkeit in der Kunst nicht gelangen kann. Und das ist das Rührende in allen ausgezeichneten, geistreichen und genialen Menschen, welche sich nicht Christo von ganzer Seele unterworfen haben. Kein Christ, der wiedergeboren ist, kann diesen rührenden Eindruck machen; die Wahrheit ist schön und groß und die Schönheit in ihrer Vollendung ist ohne Wehmuth, außer in der Verbindung mit der armen Endlichkeit. Die Menschen nur erregen Wehmuth, welche unter dem Spruche begriffen sind: „Vater, verzeih' ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“ Der Christ aber weiß allein was er thut.

Fouqué.

Fouqué wäre ganz ein Stoff zu einem literarischen Don Quixote, eben so lächerlich, so rührend, so edel als der alte, nur nicht so tiefsinnig.

Als er das Naturalienkabinet bei Lichtenstein mit einem Bekannten sehen will, schreibt er Lichtenstein einen langen Brief, in welchem er ihm seine Ankunft weitläufig auseinandersetzt, und ihn vorbereitet, daß er ja nicht erwarten solle, daß er ein Kenner sei, da doch Niemand dies je ihm zugemuthet. Aber er hat ein curioses Bewußtsein von einem für einen universellen Geist gehalten zu werden, woran doch keine Leihbibliothek denkt.

In dem Kabinet ist er ganz Don Quixote; er nennt eine Affenart einen verzauberten Einsiedler, bei den Papageien sieht er allerlei gehelmbuschte Ritter und in den Vogelschnäbeln mancherlei Visiere u. s. w.

Hofmann klagt, daß er sehr ungleich im Betragen sei; unter seinen Freunden vertraulich, wie er aber unter Offiziere komme, ganz kalt, und Ritter gegen seine Freunde.

Nach dem Besuche des Theaters.

Da ich die Muse nirgends finden konnte, fand ich endlich ein ihr eigens gebautes Haus, das Theater, wo sie Abends bei angesteckten Lichtern unter Begleitung vieler musikalischen Instrumente um geringes Geld einer Menge Menschen, die sich das Publikum nannten, gezeigt werden sollte. Ich begab mich nicht ohne einiges Mißtrauen hinein, und fand hier nichts als einen Markt niedriger Lust, eine Börse platter Meinungen, einen Nachtisch übel oder übermäßig genossenen Mittagsmahles. Da mein Gesicht schwach ist, konnte ich mich nicht sehr an dem Anblicke der Schauspieler erfreuen oder ärgern, und meine Ohren waren nur allein ausgesetzt. Ich hörte daher, daß die Meisten unmenschlich logen, gottlos windbeutelten, dumm rasten; sie deklamirten einzeln ganz gut, nur paßte es gar nicht zu den Worten, die sie sagten, es war als hätten sie sich zu ihrem Text in den Noten vergriffen. Einzelne aber deklamirten so, daß es wirklich unmöglich ist in der ganzen Weite menschlichen Lebens Situation und Worte für solche Betonung zu finden; diese gefielen am meisten. So sehr nun matte Kritiker sich in der Rüge dieses unverstehenden Wohlgefallens am Falschen selbst wohlgefallen, so machte mir doch dieser Mißgriff des Urtheils allein Freude, indem es die modernen Theaterdirectoren widerlegt, welche sich ihre eigene Bornirtheit dadurch verstecken wollen, daß sie behaupten und auf alle Weise das Publikum zu überreden suchen, es habe kein anderes Bedürfniß, als die Gemeinheit so gemein zu sehen, als sie sie ihm zeigen können. Wäre dies wirklich der Fall, wie könnte das Publikum, wie es doch überall

geschieht, immer einen Schauspieler (oder eine Schauspielerin) verehren, der durch seine unsinnige, verkehrte, prahlende, lügende, würgende Sprache die einzige Würze der Plattheit ist. Das Wohlgefallen an solchen Ungeheuern ist mir der Beweis eines höhern Bedürfnisses in der Kunst. Ohne es zu wissen, daß sie fallen, richten sie ihren Blick nach diesen tölpelhaften Unebenheiten, die die Haken sind, an denen die ihnen im Fleische vernagelte Idealität sich träumend festhält. Eben so knüpft sich an Neugierde und Vorwitz der heiligste Trieb zur Wissenschaft, ebenso schlummert unter dem Interesse an gräßlichen oder seltsamen Begebenheiten der schöne Trieb aus dem Markte des gemeinen Lebens mit den Göttern selbst in die Schranken zu treten, ebenso liegt in dem oft beinah mathematischen point d'honneur Ehre. Und Gott sei Dank, daß die Directoren und Dirigirten alles Kunst und Staatslebens nichts von diesen vergrabenen Schätzen wissen — sie würden sie sonst in den Brunnen vergiften. So aber haben sie keinen Wunsch als Geld und Gelten, und Alles ist ihnen werth, was Geldwerth gilt; an eine höhere Vergeltung glauben sie nicht.

Also auch hier fand ich die Muse nicht, eben so wenig als im propatria auf einem Papierbogen, oder Offizierdegen, das Vaterland; eben so wenig, als im Franzosenhaß die Deutschheit. Ich sah hier, wie überall, die Welt im bewußtlosen Naturtreiben getrieben und das Bessere nur im Augenpunkte des Lebens selbst, der sich jedem Einzelnen unendlich entfernt; und ich glaube die Erlaubniß, das Theater in dieser Zeit so schlecht gegeben als genommen zu finden, dadurch hinreichend bezahlt zu haben, daß ich selbst den höchsten Grad der Schlechtheit im Nehmen für das äußerste Verdienst der Nehmer erkannt habe. Wenn erst alle Schauspieler ganz unnatürlich, lügenhaft und geschraubt spielen, so daß aus gleicher Erhebung falscher Leidenschaft die Unebenheit wieder eine Ebene wird, dann kann aus der Raserei der Priester

eine Begeisterung und so ein prophetisches Lied hervorgehen. Umgekehrt ist ein so glückliches Ereigniß in dem Publikum möglich; wenn erst Alle die höchste leidenschaftliche Verkehrtheit des Spieles bewundern, wird sich über die Fläche des Urtheiles höherer Anspruch nach Dichtung und Darstellung emporheben. Trifft einst ein solcher Zustand des Parterres und der Bühne zusammen, dann geschieht ein großer Schlag. Der Vorhang wird aufgehen, Publikum und Schauspieler werden sich einander zugleich lachend und weinend anschauen, Viele werden von der Bühne ins Parterre, Andere aus dem Parterre auf die Bühne steigen. An diesem Tage werden alle Armeen zum Feinde überlaufen, und alle Monarchen und Directoren eine Zeitlang sich die Augen reiben, das Uebrige steht Gott anheim. Da aber jede Naturanschauung im Endpunkte eines Winkels, jede Weltanschauung im Glauben an einen Gott zusammenläuft, und ich einmal zwischen den beiden Logenreihen das Schauspiel dieses Abends, wie einen Löffel voll Rumford'scher Suppe, der nicht mehr rechts oder links kann, vor dem offenen Maule hatte, klemmte ich die Zähne zusammen — aber umsonst! Die Stimme der Jopina d'Avorio, einer Römerin, drang mir durchs Ohr ins Herz. Ich fragte die Umstehenden, wer dieser weibliche Robinson auf der Affeninsel sei; da man mir aber außer ihrem Namen sowohl Dummes als Schlechtes von ihr sagte, fragte ich nicht weiter und lauschte erquickt ihr zu.

Briefe über das neue Theater.

Erster Brief.

Der Director an den Poeten.

Schreiben Sie mir im Ernst, ich sollte eins der beiden Stücke des Calderon, deren Uebersetzung ich Ihnen hiebei ohne Dank zurücksende, zur Einweihung unseres neuen Theaters aufführen? Herr Poet, Sie rasen und Serenissimus ließe mich auch ins Tollhaus bringen und — das mit Recht.

Gestern Abend bat ich unsre Psyche mir etwas daraus vorzulesen, das gibt mir gleich einen bestimmteren Eindruck und ich kann nebenher dabei essen. Der dicke pockennarbige beschnittene Amant hatte treffliche Austern angeschafft und einen guten Elfer für uns Elfen, aber dafür mußte er auch dabei sitzen und mit hören, was unsre Psyche ein wenig zerstreute. Denn einmal knarrt er immer mit seinen glänzenden Stiefeln, zweitens streift er immer über sein neues englisches Hosenzeug, wovon er gewiß Andern so schlecht zugemessen hat, daß es ihm nichts kostet, dann zieht er alle Augenblicke die Uhr mit den unzähligen Pettschaften heraus, und endlich klappert er unausstehlich mit den Geldstücken in der Westentasche, und zählt sie heimlich durch, ob ihm auch keins gestohlen ist. Und wenn er noch Alles an sich fand, wie er es verlassen hatte, so lächelte er so wohlgefällig, daß Psyche es lange für Beifall hielt und mit großer Anstrengung fortlas. Aber unser schönes Kind wäre fast an den Versen erstickt, besonders bei der unendlichen spanischen Dialektik, die

ganz ernsthaft Blume und Besen vergleichen könnte und alle Sylben und Worte rückwärts und vorwärts combinirt.

Was sie da für Tonreihen aus allen ihren guten Rollen ausgeboten hat, ist schwer nachzumachen, bald hörte ich Gurli, bald die Jungfrau, und doch konnte sie keine Art Empfindung hineinlegen, keine dramatische Gestalt herausbringen. Das war eine Häckselschneiderei, der Amant zog das Maul bis an die Ohren und wollte sich todt lachen; ich wollte mein Buch in Ehren erhalten und machte ihn auf die Schönheit der Anlage aufmerksam, dabei trank ich in der Verlegenheit eine Flasche bis auf den Grund aus. Lag es an Psyche, an uns, oder am Stück, daß wir nicht recht weit kamen? Freilich der Amant blinzelte so verliebt aus den Affenaugen, daß Psyche mir geradeaus erklärte, wenn sie morgen die Jungfrau spielen solle, so dürfe sie nicht mehr die Verse lesen, sie bekomme davon einen rauhen Hals. Sie werden dabei an den Bauer denken, der beim Pflügen nicht wollte auf Hochdeutsch nach dem Wege gefragt sein, weil das seine Pferde scheu mache, aber so eigensinnig ist die Praxis, was ihr Poeten für höchsten Wohlklang ausgebt, zerschneidet oft dem Deklamator die Kehle.

Mit dem halben Stück im Kopfe, ging ich von Psyche fort zum Kapellmeister, den ich schon vor dem Hause auf seinem Flügel phantasieren und dazu mit dem Munde trompeten hörte. Er nahm mein Anerbieten mit ihm den Calderon zu lesen sehr hoch auf und versicherte, noch ehe er ihn gelesen, daß er ihn ganz in Musik setzen wolle, dabei kam er aber wieder ins Phantasieren, schlug seine Blicke gen Himmel auf und nuselte zum Erbarmen auf dem Fortepiano. Ihr Poeten wäret recht glücklich, wenn ihr euer leeres Gefasel so leicht wie die Musiker mit ein Bischen Wohllaut gut machen könntet, aber euch sieht ein vernünftiger Mann gleich ins Herz, ob da Apollo hineinstrahlte oder ein Sparlämpchen aus geborgtem Oel. Bei diesem

Geklimper fing der Puthahn, den er unter seinem Fortepiano zum Mästen eingegittert hält, zu träumen an und kullerte bis sein Meister und Mäster versicherte, für den Frevel müsse er morgen sterben, auch sei er fett, und übermorgen sollten ich und Sie und vielleicht noch ein Paar ihn bei ihm essen, ich möchte es Ihnen schreiben. Ich nahm es für uns Beide an, aber da muß ich vorher fragen, ob Sie noch fromm sind, oder ob meine bittre Mageneſſenz die Trüffelpastete in Ihnen und Ihre Leber, die mit der Gänseleber sympathisirt, kurirt hat? Sie müssen wieder sündigen, ich kann ohne Sie nicht lustig sein, ich meine ohne Ihren Gegensatz. Der Meister wird selbst kochen, es wird delikat. Musengünstling, schmieren Sie eine Art Apotheose auf den Puthahn, wie er lange von der Musik zum Opfertode vorbereitet, endlich unter Abraham's Messer fällt. Nehmen Sie den Abraham auf Moria zum Vorbilde, so haben wir das musikalische Ingredienz, und erheben Sie nur bei jeder Gelegenheit des Meisters Musik zum Himmel, so rückt er alle seine guten Weine nach der Reihe heraus, der Puthahn muß sich freuen den Magen eines solchen Musikers zu begeistern. Es gibt vielleicht noch mehr Spaß an dem Tag, ich schreibe Ihnen noch davon, Psyche muß kommen und der Teufel soll Sie holen, — wenn Sie nicht einmal wieder so lustig wie damals, als Ihnen der lederne Eierkuchen wie ein Heiligenschein auf den Kopf gesetzt und wohlbefestigt wurde.

Vale.

Director.

Nachschrift. Ich habe Nachts noch etwas im Calderon gelesen, es ist doch manches Gute darin, wäret Ihr Poeten nur nicht so fremdartig geworden in griechischer, spanischer, englischer Leserei, es könnte Euch nicht schwer werden, aus solchen Stücken etwas zu bilden, das unsere deutsche Völkerschaft, die Ihr bald zu gering, bald zu hoch achtet, lebendig anspräche. Aber Ihr freut Euch nur, wenn Ihr mit Hilfe von Sylben- und Reim-Teufel

etwas zu Stande bringt, wie es anderen alten oder neuen Völkerschaften beliebt hat; wie es unser Volk liebt, ist eine Kleinigkeit für Euch, das wollt Ihr erziehen, ehe es Euch erzogen hat. Ihr müßt das nicht übel nehmen, aber es ärgert mich, wenn ich in Euch so viele schöne Talente ungenutzt untergehen sehe, mit denen ich, wenn ich sie besäße, die ganze Welt regieren wollte; wenn Ihr nichts dem Volke zu Liebe thut, verlangt Ihr doch, daß es Euch lieben, Euer Verdienst anerkennen, Euch reichlich besolden und noch mehr ehren soll. Ich schreibe Ihnen das, um Sie wegen der vielen vergeblichen Arbeit zu trösten, die Sie an den Calderon gewendet haben, das Theater kann Ihnen nichts dafür zahlen, denn er ist nicht aufführbar, vielleicht läßt sich ein Buchhändler damit anführen, der sich eben erst etablirt hat und noch nicht weiß für wen die Bücher gedruckt werden. Ich zahlte gern, es ist mein Ernst, aber die Rechenmeister moniren gleich, wenn für ein Manuscript bezahlt worden, das nicht zur Aufführung gekommen, denn da fehlt eine Rubrik. Würde es nur einmal aufgeführt, auch wenn es total mißfiele, so könnte ich zahlen, darum frage ich an, ob Sie Geld und Schande, oder kein Geld und keine Schande wollen, denn fallen müssen beide Stücke ohne Gnade und Barmherzigkeit.

Zweiter Brief.

Der Poet an den Director.

Verehrter Herr Director! Ich habe den Calderon ohne Dank zurück erhalten, doch zwei gute Dinge in Ihrem Briefe belohnen meinen guten Willen, erstens: der fidele Humor, mit welchem Sie ihm auf dem Hintern über das Leben hinrutschen, zweitens: daß Sie Etwas Gutes hie und da im Calderon gefunden haben.

Daß Sie mir als einem Dichter so übervertraulich ins Gesicht greifen, nachdem Sie mir allerlei in meine Seele hinein dekretirt haben, woran ich nie gedacht, muß ich mir um so leichter von Ihnen gefallen lassen, als dies ein Handwerksgebrauch bei Ihnen ist, ohne dessen Beobachtung Sie von jeder Comödianten-Herberge herunter geworfen werden würden; aber wenn ich es vertrage, daß Sie so Theater-Directormäßig mit mir umgehen, so dürfen Sie mir auch nicht verdenken, wenn ich Sie einmal etwas auf meine Art behandle. Diese Wechselwirthschaft hält uns vielleicht allein zusammen. So mögen Sie denn hier nochmals alles schriftlich hören, was ich Ihnen neulich bei Ihrer Mageneſſenz ins Gewissen gesagt. Ich halte von dem Theater, wie es jetzt ist und eine schlechte Bühne es der andern ohne alle Originalität nachtreibt, weniger als nichts. Ich bin der eisernen Ueberzeugung, Ihr spielt Comödie mit Allem, womit man sie nicht spielen kann, und Alles, was dazu nöthig ist, habt Ihr nicht und wollt Ihr nicht. O, wäre ich ein Fürst, ich wollte Euch zeigen wie die Sache allein anzugreifen ist! Ich kann mir einen Staat denken, dessen ganze Revenue in der Theatereinnahme bestände, und der Eintritt sollte doch billiger als jetzt, oder ganz nach Belieben sein. Da wären wir alle Standespersonen, sagen Sie, und lachen und nennen meine Worte Unsinn, weil Sie Ihre eigne Aufgabe nicht, vielweniger die Meinige verstehen. Ich wundere mich gar nicht darüber, wie kann der Bandwurm, der in den Eingeweiden eines Menschen lebt und vermöge der Krankheit über ihn herrscht, ihn treibt, ängstigt, ihn rasen, phantasiren und convulsioniren macht, einen Begriff von dem Menschen, als dem Ebenbilde Gottes und also auch von dessen Ebenmacht im Menschen haben, das heißt, was kann ein moderner Theaterdirector von der Macht einer Kunst verstehen, welche das concentrirteste Leben, das Gedicht, durch dessen Schöpfer selbst, den Menschen, dem Menschen einzuspiegeln berufen ist.

Liebster Director, wenn ich die hohe Aufgabe, die reichsten Mittel und die mögliche Wirkung der Schauspielkunst in der Einsamkeit meines Herzens so recht betrachte, erschrecke ich, denn ich sehe das Ungeheure, und ich fühle dann, daß sie, wenn sie nicht im strengsten Sinne und Style zum Heiligen und dessen Feier hinarbeitet, sehr verdächtig ist. Es entstehen dann tiefe Zweifel in mir, ob sie nicht auf jedem andern Wege zu den verbotenen satanischen Künsten gehöre, was sich aus der Combination ihrer unendlichen hohen Aufgabe mit allen endlichen niedrigen, ja infamen Beziehungen ihres jetzigen Zustandes leicht vermuthen läßt. Selbst ein Theaterdirector, der den Macbeth oder den Faust gespielt, kann nicht mehr an einer Macht des Abgrundes zweifeln.

Alles Leben und dessen historische Jugenderinnerung, und aller ewige Glaube erkennt die mißbrauchende zum ewigen Tode hinlockende Gottesnachäffung des Satans in allen reichen Werkstellen des menschlichen Geistes, welche der göttliche verlassen hat. Alles Zauber- und Hexenwesen, das, so lange wir davor schaudern, nicht wegzuleugnen ist, geht aus dieser Kehrseite des Lebens hervor, und wenn ich die Armseligkeit, den Schmutz, das elende Lumpenleben der armen verruchten Hexen neben ihrer hohen Aufgabe Wunder zu wirken betrachte, so fällt mir auch gleich die ganze innere Misere, Lumpenwirthschaft, Liederlichkeit und Eitelkeit, das flüchtige, gespannte, gehetzte Leben der Comödianten ein, die um einige Groschen (das ist der Teufel!) die außerordentlichsten Kunstaufgaben lösen sollen, das zerstreute Leben in sein Symbol erhoben, in unsere Sinne zu stellen. Ach, und ihr thut es auch nicht besser, als die Hexen ihre Wunder. Ein bischen Wettermachen, der Kuh die Milch verderben, Liebestränke kochen, Nestelknüpfen, auf dem Besen zum Teufel fahren, ist auch bei euch das ganze Facit der hohen Aufgabe. So geht es dem Satan und seinen Dienern, er geht krumm vor ihnen her

und ruft ihnen zu, geht grad wie ich, er will sie lehren Fiat zu sprechen und kriegt selbst nur Pfui heraus. Wehret euch nicht gegen meine Parallele!

Hat ein einfaches unschuldiges Mägdlein von fünfzehn Jahren, welche der Frühling unter dem berauschenden Dufte des blühenden Hollunders zu wecken im Begriffe steht, wenn sie in einem tief unwahren, liebesgiftigen, edelnden, von Euren geschminkten aufgewichsten, aufgeschnürten, aufgedonnerten, ausgestopften Missethätern mit wollüstigem Gequick und Gegurgel herausgekrampften Schauspiele, hingerissen weint, hat sie wohl eigentlich Etwas anders gethan, als eine Jungemagd, die sich aus Neugierde mit der Hexensalbe der Gretlieschen einschmiert, um durch den Schornstein auf dem Besen zu der großen Assemblee des Blocksberges zu fahren glaubt, wo sie in dem Bock einen hohen Helden verehrt, und den Satan, der auf einem Pferdeschädel mit ein paar Diebsfingerknochen klapperte, für den Orpheus hält, während sie eigentlich im Starrkrampf in der Küche hinterm Spülfaß liegt oder in der Asche auf dem Herde sitzt. O, ihr treibt ein entsetzliches Handwerk. Findet sich auch manchmal unter dem gemeinen Hexengesindel ein Faust ein, so ein Eckhof, Schröder, Fleck, so ist das Finale, wenn ihn der Teufel holt, nur etwas geräuschvoller, was hat er mehr gethan, als die schlechte Comödie gut gespielt, keine Spur eines höhern Menschenlebens läßt er zurück. Höchstens rühmt sich der Amant, er habe Punsch mit ihm getrunken, höchstens daß eine mit allen Hunden gehetzte Jüdin, welche alle ästethische Hundekrankheiten überstanden hat, und nun etwa in überaltdeutschem Somnambulismus Nacht in Tag wandelt, seinen Shylock über alle lebenden Shylock's erhebt. Hat er auch nur irgend eine Ahnung von der gänzlich verloren gegangenen Bedeutung und Bestimmung seiner Kunst gehabt? Hat er sie irgend ausgesprochen? Herr, das konnte er nicht, er wäre sonst kein Schauspieler gewesen zu dieser Zeit, wo eben so

wenig Ehre auf den Brettern zu holen ist, als seit langer Zeit. Aber ich predige tauben Ohren und vergesse, was ich oben von dem Bandwurme sagte, der Sie sind, lieber Director, aber doch immer einer der erträglichsten. Warum ich doch mich mit Euch verdammtem Gesindel herumtreibe? fragen Sie — nein fragen Sie nicht — sehen Sie, gerade deßwegen, weil Sie nicht darum fragen.

Uebrigens hat in flacher Gegenwart, alles Zerstörte einen tiefen Reiz, der Mineralog bewundert den Stein am Bruch, und das ist das Beste an euch, daß ihr keinen eigentlichen Schliff habt, das heißt, nicht einmal Schule. Abenteurer, Zigeuner, Räuberbanden, Amsterdamer und Prager Judenstraßen, Hundecomödien, Schauspieler, Wahnsinnige, Mißgeburten und dergleichen sind dem Dichter eben so interessant, als es einem grausamen Arzte je sein konnte in die Eingeweide einer lebendig aufgeschnittenen Katze zu schauen. Pfui Teufel! o wär' es doch nicht wahr? Aber ob dieses Gelüsten zu euch nicht selbst schon ein Rapport ist von des Satans Magnetismus, das quält mich oft nicht wenig, und drum wehre ich mich wenigstens mit Worten. Nun auf den Calderon. Serenissimus würde Sie ins Tollhaus setzen? und mit Recht, meinen Sie, wenn Sie dergleichen aufführten. Ich sage dasselbe, und wäre ich Serenissimus, ich thäte es schon, ohne daß Sie den Calderon aufführten. Sie müßten mir wegen des ersten besten Stückes mit theueren Decorationen und prächtigen Kleidern, und schlechten Schauspielern hinein. Auch Sie können also nie heraus, lieber Herr Director.

Warum ich Ihnen den Calderon geschickt, will ich Ihnen sagen. Ich wollte, daß Ihnen etwas zugemuthet werde; denn das geschieht das ganze Jahr nicht. Sie gehen mit Ihrer Kunst im ewigen Einerlei unter. Sie haben bei dieser Gelegenheit den Calderon doch gelesen, Sie haben doch gefühlt, daß die Bühne einst etwas konnte, wovon sie keinen Begriff mehr hat.

Daß ein Umfang, eine Ueberschwenglichkeit, eine Spiegelspiegelung poetischer Trunkenheit in Ton und Farbe bei unendlich süßer unschuldiger Einfalt, und einer tiefen dunklen Bitterkeit der Schuld, der Leidenschaft, der Sünde im Calderon zauberisch herrscht, haben Sie nothwendig bei Ihrer großen Empfänglichkeit gefühlt, und das ist schon so viel werth, als wenn ein junger Neugrieche den Hyperion Hölderlin's mit tiefer Rührung liest, oder wenn der Amant dem lieben schüchternen Distelfinke den Auftrag gibt, ihm das hohe Lied Salomonis auf einer Flötenuhr zu setzen, welche er der lieben Psyche schenken will, wann sie die Tochter Jephtha's zum ersten Mal spielen wird.

O, lieber Director! wann Sie sich nur erst einmal recht ärgern, daß es auf der Bühne einst ganz anders war, wenn Sie nur einmal erst recht darüber ergrimmen, daß die Riesenwerke Shakspear's, welche Ihnen für Ihre übergroße und reiche und umständliche Schaubühnerei, noch immer zu reich und umfassend scheinen, daß diese Werke zu völliger Täuschung auf kleinen armen Bühnen mit zwei Coulissen Tiefe und einer sehr kleinen Anzahl von Statisten vorgestellt wurden, und daß Jünglinge die Ophelia, die Desdemona, die Julie spielten, für welche Sie heutzutage kaum Schauspielerinnen finden zu können hinreichend im Stande sind, die an Zartheit und Empfindung hin reichen. Wenn Sie das erst einmal fühlten und auf die Frage kämen, warum getrauen wir uns mit unserm entsetzlichen Apparate von Darstellungsmitteln nicht an solche Werke, ohne sie erst auf die unsinnigste Weise zu verstümmeln, da sie ursprünglich mit den wenigsten Mitteln ausgeführt worden sind, ja, da ihnen sogar ein ganzes Geschlecht fehlte, würde Ihnen dann nicht die Antwort sehr nahe liegen, indem wir uns ganz und gar in das durchaus Ueberflüssige, ja häufig Schädliche verloren haben, ist uns das einzige, womit man darstellt, ganz aus den Augen gekommen, der begeisterte talentvolle Schauspieler. Ihr habt die Umstände, die

Sachen euch über den Kopf wachsen lassen! O, ich kann mir einen herrlichen wirklichen Schauspieler denken, der auftretend eure papierne Säulen grimmig niederrisse und ausriefe: „Nieder mit diesen Lumpen und Latten, wie soll diese schändliche erbärmliche Lüge mich unterstützen, mein Werk wahr machen, da ich bin, was der Held meiner Rolle war, ein Mensch, gebt mir einen Tempel von Marmor, oder keinen.“ — Doch das habe ich schon zu oft gesagt, für heute haben Sie genug!

Wie mochten Sie auch mit dem Calderon gleich zu Psyche laufen, und sie vor dem Amanten das herrliche Gedicht abhaspeln lassen. Warum lasen Sie es nicht erst ruhig für sich, und fragten mich dann, wie es anzustellen sei, mit den gehörigen Modificationen, den blüthentollen farbentrunkenen Triumphzug dieses südlichen Thyrsusschwingers der Phantasie über unsre Bühne zu führen. Aber da laufen Sie gleich mit dem zauberischen Carfunkel zu Ihrem jüdischen Hofjuwelier, und weil dieser dergleichen Edelsteine nicht in seinem Handel kennt, rümpft er die Nase und meint er sei der Fassung nicht werth. Die Fassung war Psyche, und die kam aus der Fassung über des Amanten Gesicht. Was geht diese Leute der Calderon an. Sie müssen das Kunstwerk verstehen, Sie müssen Ihre Leute kennen und beherrschen, und wo Sie nicht mit Macht durchdringen zu können glauben, da müssen Sie Ihre Leute zum Guten und Rechten verführen, zum Schlechten verführen sie sich selbst. Bei dieser Gelegenheit fällt mir die Ursache ein, warum ich mich eigentlich mit euch herumtreibe, bloß um euch zu verführen, zum Guten zu verführen. Lieber Himmel, wenn sich Niemand mehr um euch bekümmerte, ihr würdet nie besser als ihr seid. Ja, Freund, ich bin noch fromm, was Sie so nennen, das heißt all mein Leben und Treiben wird beständig durch einen innern Ruf unterbrochen, daß Alles, was nicht mit, durch und in der Liebe des Herrn geschieht, vergebens ist und verloren, ja mehr als

verloren, daß es in einen ewig tödtenden Tod, in das Reich, in das Wirken der Hölle gethan wird. Darum aber schmerzt es mich euer Treiben anzusehen, denn von euch ist zu sagen, o Herr, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun; und so drängt es mich immer, euch zu mahnen, und anzustoßen und zu wecken. O, so ihr erst dahin gelangt wäret, nur das menschlich=Wahre und Große, fromm und würdig und ohne Eitelkeit und niedrige Heuchelei und schmutzige Buhlerei um den Beifall und das Geld niedrigen Gesindels alles Ranges mit demüthiger Begeisterung darzustellen; man würde euch nicht mehr verbieten das Heilige und Ewige selbst vor unsere Augen zu führen. Aber jetzt seid ihr ein so verruchtes Gesindel, daß eueren Lippen das Heilige verboten ist, wie den Frommen das Fluchen.

Wie muß eine Kunst versunken sein, die den Menschen zur Aufgabe hat, aber dessen Bestimmung, die Heiligung, nicht aussprechen darf, um diese nicht zu profaniren. Euch ist die niedere Welt angewiesen, ihr seid die frechen, liederlichen, infamen Priester des vergänglichen Lebens, eure Schwungfedern holt ihr aus den Flügeln des Satans, eure Gluth nehmt ihr nicht von dem Himmel und nicht aus der Hölle, ihr bekommt sie aus der zweiten Hand, von des Teufels Feldschmiede im Bivouack des Todes, wo die Sünde Marketenderin und die Leidenschaft Feldprediger ist. So wundert euch dann nicht, daß ich wie der ewige Jude, der keine Ruhe hat, weil er dem kreuztragenden Heilande keine Ruhe auf seiner Bank vergönnte, manchmal neben euch trete an das Feuer im Lager, wo ihr auf der Trommel um den Mantel des Herrn würfelt, und euch erzähle, was mir selbst geschah, weil ich that, was ihr thut. Denn nichts werfe ich euch vor, als meine eigne Schuld, Alles, was ich in euch vermisse, fehlt auch in meiner Brust, Alles, wozu ich euch ermahne, darnach ringe ich selbst. Denn des Menschen Brust ist eine Schaubühne, und die Schaubühne sollte das darstellen, was in des Menschen

Brust sein sollte, aber in beiden geschieht das Rechte nicht. So erlauben Sie mir dann wenigstens darum zu eifern und dahin zu ringen. Sehen Sie, so bin ich leider erst fromm und frommer nicht.

Ich komme zum Kapellmeister Krumpipen, aber nicht des Puthahns, sondern des Distelfinkes wegen. Dieser edle Singvogel ist leider auch unter Krumpipen's Fortepiano eingegittert, aber nicht um fett zu werden, sondern um auszudürren. Sie glauben nicht, wie mich der bescheidene Jüngling rührt, er ist voll schöner höherer Begeisterung, und wenn ihm der Muth erwüchse, sich mit seiner Harfe dem Herrn und der Natur gegenüber zu stellen und zu psalliren wie ein David, er würde es bestimmt vom Distelfinke zur Nachtigall bringen. Aber da sitzt der Unglückliche bei dem Futterale der Baßgeige, in welcher am Ende gar kein Instrument, sondern Schinken und Mettwurst steckt, bei dem erhabenen Krumpipen. Es ist etwas kindliches, menschliches, unschuldigstes in der blinden Verehrung, jeder Begeisterte schafft sich einen Götzen seines Ideals, aber es ist sehr betrübt, wenn eine kriechende Sclaverei, eine gänzliche Lähmung des Selbstgefühles daraus entsteht.

O, daß es doch weniger gefährlich wäre, den Gott in sich selbst zu erkennen und zu verehren, aber daraus entstehen leicht solche Magenschwärmer und Speckfantasten wie Krumpipen, welche herrlich zu musiziren glauben, wenn sie ein verschwommenes, eitelsüßes Schmorgesicht wie ein verliebter gen Himmel schnuffelnder Stier machen, während sie ganz lamentable leere alte Passagen auf dem Fortepiano heraus quetschen, und dabei mit den Fingern drücken und zucken, als seien die Klaven bald butterweich, bald glühend heiß, es hängt ihnen gewöhnlich dabei eine Thräne im Auge, ein Schweißtropfen auf der Stirn und ein Tröpfchen an der Nase, und das nennen sie in hoher unendlicher Sehnsucht zerfließen. Armuth ist nach meiner Ueberzeugung

eine der wohlthätigsten Erzieherinnen der Kunst, und Nüchternheit eben so. Wäre Krumpipen nicht bei sich selbst auf der Mast, es wäre gewiß etwas aus ihm geworden, alle erhabenen Gesichter, die er schneidet, sind wirkliche Seelenflüge, die ihm ins Fleisch geschlagen sind. Der Schauspielkunst geht es nicht anders, seit die stehenden Theater in den Schutz der Serenissimi gekommen, sind die Zugvögel so schneckenfett geworden, daß sie in dem stehenden Sumpfe liegen bleiben und nicht mehr nach schönerem Frühling ziehen, den sie uns mitbringen.

Soll es mich nicht rühren, wenn ich eine freudige, offene Natur wie Sie, mein Freund, so verloren finde in niederem, schwerfälligem, fruchtlosem Treiben: soll es mich nicht zerreißen, wenn ich ein so liebliches, reines, festes, bestimmtes Kind, wie die holdselige süßlächelnde Psyche, in solchem elenden Handwerke sehe. Ach, sie ist so malerisch wie der Farbenschimmer an dem Hals einer Goldtaube, so plastisch wie eine elfenbeinerne Maus, so lyrisch wie ein Minnelied des Walther's von der Vogelweide so episch wie die goldlockigte Briseis, so mythisch wie Psyche, so dramatisch wie Julie und Miranda und Desdemona, und so romantisch wie Mignon, Gott weiß, wie sie ist. Ich kann oft nicht begreifen, wie das zarte durchsichtige Kind alle die Schätze ihres Innern so sicher trägt, ohne einmal zu zerspringen und in einem Feuerwerke, Springbrunnen, in einer Hymne, in einer Duftwolke, in einer Fatamorgana von Liebesgluth, süßen Thränen, Nachtigallentönen, Blumen und Farben gen Himmel zu strömen. Süßgefüllter hat sich nie der Blumenstrand eines seelenvollen Hauptes mit Vergißmeinnichtaugen, Lilien und Rosenwangen und Kirschenlippen und einem blühenden Frühlingsnäschen, Riechfläschchen der Venus! über dem zierlich geschwungenen, von hesperischen Aepfeln überwallenden Füllhorn eines Leibes erhoben. Alles dieses aber ist nur die Klangfigur der herrlichsten, harmonischsten Seele. Diese ganze Schönheit ist

durchaus mehr magisch als physisch, denn man braucht kein Mann zu sein, um sie zu lieben. Schafft sie nicht Alles zum Paradies um sich, huldigen ihr nicht die Kleinen, die Bäume, die Vögel, die vierfüßigen Thiere, wie der Eva vor dem Sündenfalle. Wie sanft schreitet das wilde Pferd unter ihr, das ihr der begeisterte ungarische Magnat Passamanelki geschenkt, als sie im Zriny gespielt. Wie schmiegt sich der nackte amerikanische Hund zu ihren Füßen, den ihr Maranda schenkte für ihre Gurli. Wie fressen die Goldfische aus ihren Lilienfingern, die ihr der Generalstaaten van der Mees für ihre Pamina gab, welchen Buckel macht der angorische Kater der Marchese Ballabene neben ihr, die Kanarienvögelhecke, die ihr Papageno angelegt, singt und flattert und schnäbelt auf ihrem Haupt. Aber wie liebt sie die Thierchen auch, ist sie nicht wie Mutter Natur?

Wer kann es dem Amanten verdenken, daß er ihr opfert, er ist der Herr des Geldes, auch das edle Metall sehnt sich nach ihr und rollt freudig klingend in den Klingelbeutel der Armuth, in den Opferstall der Grazien, in den Schooß der Danae. Ach, ich kann das Leben um sie beneiden; der ewig blühende Rosenstock, den ich ihr geschenkt, wird täglich mit dem Wasser begossen, in dem sie die Blüthen ihrer Schönheit erquickt. O selig, wer der Rosenstock wäre! Wie unaussprechlich liebenswürdig war sie neulich, als sie an ihrem Geburtsfeste den Distelfink aufforderte, den Canon anzustimmen: Dulce loquentem, dulce ridentem Lalagen amabo. Lalage müßte sie heißen! Aber ich sehe mit Beschämung, wie thöricht ich hier geschrieben, sieh, verdammter Mensch, nimm ein Beispiel an mir, wohin deine unselige Kunst Einen führt; der Zorn über den Mißbrauch göttlicher Dinge treibt mich wie der Meersturm einen Delphin vor die Korallengrotte einer bezaubernden Sirene. O, Director, gebe der Psyche den Abschied, oder ich werde ein Komödiant, um als

Hamlet zu ihr zu sagen: „Gehe in ein Kloster.“ Ich soll eine Cantate auf den Puthahn schmieren, und würde ich es, Sie hörten sie doch nicht an, auf den Distelfink werde ich eine schreiben, ich komme, aber bringen Sie Lalage Psyche mit. Ach, ich habe heute die ganze Nacht vor ihrem Fenster gestanden, es war Licht und ein Gegehe bei ihr, ich fürchte, sie ist auf den Calderon nicht wohl geworden. Morgens ging der Arzt aus dem Haus.

Ihr

Poet.

Aus einem geplünderten Postfelleisen.

Erster Brief.

Geliebter Freund! Wäre die Natur nicht ewig groß und schön und theillos an dem elenden Treiben der Menschen, man müßte verzweifeln; an sie allein kann man sich noch halten, wenn das Leben sich wie Schlamm um Einen legen will. Aller Sinn für das Große, auf eine herrliche, kräftige Vorzeit deutende, geht unter, für die Zukunft wird Nichts gethan, die Gegenwart läßt ihre papiernen Häuser anstreichen. Gemeinsinn ist nirgends; Nichts geht aus allgemeinem großem Willen für alle miteinander hervor. Ich glaube, nur Wenige beten das Vaterunser, Jeder denkt an sich. Für das liebevolle Bitten um unser Brod ist nirgends ein Herz mehr, das Gefühl, eine Gemeinde, eine Familie zu sein, ist erloschen. Alles ist wie eine große nur auf Rechnungstabellen zusammenhängende lieblose Masse zusammengegossen. Es ist, als ob man Wein, Bier, Wasser, Milch, Branntwein, Essig, Dinte und Spülicht zusammengösse, und es eine Nationalsuppe nennte, die Köche aber essen nicht mit.

Ich habe hier auf unserm altdeutschen Kränzchen eine Abhandlung über die Nothwendigkeit, die herrlichen, gothischen Monumente unserer Stadt, die Kirchen, in Kupfer stechen zu lassen, vorgelesen und eine Subscription dazu eröffnet. Der Kostenbetrag könnte etwa lumpichte fünf tausend Thaler sein. Denke Dir, wie viel ich zusammenbrachte? — Siebzehn baare Thaler Courant, und dazu will noch Jeder ein Freiexemplar haben. Uebrigens habe ich es doch so weit gebracht, daß dem

Diener unsers Kränzchens ein altdeutscher Rock bezahlt worden ist. Man muß sich mit Händen und Füßen wehren, sonst fällt Alles wieder auseinander. Mehrere der größten Altdeutschen haben sich wieder die Bärte abschneiden und sich gewöhnliche Kleider machen lassen. Die Nibelungen werden gar nicht mehr viel gelesen, Gleichmatt's ritterlicher Sinn schmeckt auch nicht mehr recht, er hat seine Decorationen vom Nord- und Südpol nie so zusammen schieben können, daß auch nur ein papierner deutscher Turnplatz daraus geworden wäre. Diese Helden-Dichtungen fangen an die Leute wie Kunstreiter zu langweilen, wo die Pferde die Hauptrolle in ewigem kurzem Galopp spielen, die Springer immer dasselbe machen und die Laune des Bajaz nicht die beste ist. Costüm, Beleuchtung mögen noch so bunt sein, ein lebendiger, wirklicher Bierbrauerhengst rennt alle Ritterromane über den Haufen, wenn er wild wird. Die Wirklichkeit ist ein entsetzliches Ungeheuer, und wenn wir ihr auch ein altdeutsches Kleid mit spanischen Fliegenpflastern auf den Leib legten, so würden wir am Ende nichts als deutsche Blasen auf moderner Blöße sehen.

Ich sage Dir: ich verzweifle. Aller Gemeinsinn, alle Volksthümlichkeit fehlt. Die Undine ist hier noch nicht aufgeführt. Die Geistlichkeit will nicht erlauben, daß die herrliche Rolle des Pater Heilmann darin bleibe, der Schauspieler, der ihn spielen soll, hat selbst Scrupel, eine Undine, die selbst sagt, sie habe keine Seele, zu copuliren. Man will es jetzt dahin ändern, daß sie doch eine Seele haben und Kühleborn sie copuliren soll. So geht alles Herrliche zu Schanden. Suche mir doch in Berlin Beiträge zu der Herausgabe unserer gothischen Kirchen. Der herrliche Wehmüller, der hier dem Buchbinder Klöbel das trojanische Pferd im gothischen Geschmacke zur Weihnachts-Ausstellung gemalt hat, wird sie in Aquatinta vervielfältigen. Es wird ein Monument werden, das alle Deutsche

entzücken muß. Wir haben jetzt eure herrliche Petersilie hier dreimal auf der Bühne gesehen. Wie glücklich bist Du, eine solche hohe Künstlerin immer zu bewundern. Ich schicke Dir nächstens einige Theaterkritiken für die erste, die beste Zeitung. Lebe wohl; schreibe mir doch etwas über Schutt's neuestes Trauerspiel, und über seine Bemühungen, die Musik der Schlegel'schen und Gries'schen Uebersetzungen aus dem Calderone in das deutsche Drama zu bringen. Einem so ungeheuren, bescheidenen Meister muß Alles gelingen, wenn er nur den Muth nicht verliert durch Mangel an Belohnung.

Schicke mir doch meinen altdeutschen Kragen wieder, den Du voriges Jahr bei mir geborgt hast, er ist mir immer ein Andenken aus schöner Zeit, wenn ich gleich — denke Dir — mit Bertha gebrochen habe, weil ihr Kotzebue's „Schutzgeist“ gefiel und „der standhafte Prinz“ Langeweile machte. Sie geht herum wie ein Schatten, aber ich kann solch elende Gesinnung nicht lieben. Sie hat mich schrecklich getäuscht.

Dein unglücklicher Völkli.

Zweiter Brief.

Ersuche Ew. Hochwohlgeboren, mir zwei Centner Hausroth zu billigstem Preise mit dem Dampfschiffe zu senden; ich habe den Auftrag erhalten vom Herrn Prediger Stuhlbaum, der alten Marcuskirche inwendig eine muntere Farbe zu geben. Die Religiosität erwachet allgemein, und da der Herr Doctor Sarpius an der Schwindsucht verstorben, will sein Nachfolger, Herr Stuhlbaum, der Kirche etwas Einladendes verleihen, damit das Gebäude, mehr mit Menschen gefüllt, nach akustischen Grundsätzen seine Brust nicht so sehr angreift.

„Unsere Vorfahren haben mit ihren weitläufigen Kirchen auch gar nicht an ihre Nachkommen gedacht! Welche Unkosten macht es allein, die zerbrochenen Fensterscheiben zumauern zu lassen. Die Leute waren sonst recht eigennützig! Man muß immer auch an seine Nachkommen denken. Ich bin froh, daß ich das Steinische Haus gekauft. Die Miethen steigen alle Tage, so daß ich meinen Kindern das Haus schuldenfrei zu hinterlassen hoffe.

Ihr ergebener

Wehmüller, Maler allhier.

Lieblingslied der Geizigen.

Ein Lautenist kam an den Hof eines geizigen Fürsten und hoffte große Belohnung mit seinem Saitenspiele zu erringen. Er hätte aber leichter wie Orpheus eine Seele aus der Hölle, als einen Heller aus dieses Herrn Tasche gelockt.

Als er nun lange seine Töne ohne ein goldenes Echo vor dem Fürsten verschwendet hatte, fragte er einen unter den Hofherrn: Was doch wohl für eine Tonart dem Herrn angenehm sein dürfte? Dieser, ein witziger Kopf, sprach: „Ihr dürft ihm weder aus dem phrygischen noch lydischen Tone spielen, aus dem dorischen Tone hört er es gern.“

Der Lautenist verstand den Hofmann wörtlich und spielte aus der dorischen Tonart; aber der Beutel des Fürsten that sich nicht auf. Er klagte das dem Hofmanne, der sprach: „Ihr verstandet mich nicht! Wenn ich sage: Er liebt die dorische Tonart, so spreche ich verblümt und verstehe darunter die Friedrichs*dorische*, Louis*dorische* und dergleichen geränderte Tonart. Ihr müßt ihm etwas aus dem *Donat* vorsingen.“

Das ließ sich der Lautenist nicht zweimal sagen, er sang dem Fürsten alle Declinationen und Conjugationen vor. Der Fürst ärgerte sich und befahl ihm aufzuhören mit seinen Schulpossen.

Der Hofmann, dem der Lautenist dies Mißgeschick klagte, erwiederte ihm: „Ihr seid aber auch etwas zu sehr geradezu und versteht die Aufträge fast so wörtlich wie Eulenspiegel. Wenn ich sagte: Aus dem *Donat*, so verstand ich damit nicht die alte Grammatik, sondern ich wollte andeuten, daß der Fürst

ein Freund von den geschenkten Dingen sei, und daß donare schenken heißt. Ihr hättet statt der Schulpossen ihm gleich das Erhabenste aus dem Dante singen sollen." Das that der Lautenist, aber der Fürst knirschte so mit den Zähnen, als ihm der Hunger des Ugolino vorgesungen wurde, daß der Musikus sich vor dem letzten Takte fortschlich.

Da schalt der Hofmann: „Warum habt Ihr ihm auch die häßliche Kinderfresserei vorgesungen? Wenn ich sagte, etwas aus dem Dante, so meinte ich nichts Vergebliches, sondern etwas Hergebliches, weil dans ein Gebender, und etwas aus dem Dante nichts anders als etwas von einem Gebenden heißt. Ich glaube für ein Lied von Schenkendorf wird er Euch kein Dorf schenken, aber eine Arie von Brinville hört er gern."

Der Musikus, der nun gewitzigt war, sagte: „O ja, von Bringviel, aber sein Leib-Componist mag doch wohl Reichhardt sein, denn es wird ihm hart, etwas zu reichen." Als der Lautenist so sprach, versammelten sich viele Hofleute um ihn, bittend, er möge ihnen etwas aufspielen; da sang improvisirend der Lautenist:

„Wer euch nichts bringt, hat nichts von euch zu hoffen,
Dem Erzschenk habet ihr den Hals gebrochen,
Nur offner Hand stehn eure Ohren offen
Und ohne Klingen hilft bei euch kein Pochen.

Ein armer Krieger hat hier nichts zu holen,
Ihr führet keinen Krieg, wo ihr nichts krieget,
Und weil ihr blanken Klingen unterlieget,
So ehrt ihr das Duell auf Goldpistolen.

Die Poesie muß hier mit Armuth leben;
Sing ich Sonette euch auch noch so nette:
Ihr werdet nimmer Speise mir und Bette,
Statt Geld für Verse Fersengeld nur geben.

Gern gilt hier nichts, drum geh' ich gern von hinnen;
Ungern beherbergt ihr, und höchstens Ungern
Aus Kremnitz, doch Erlanger müssen hungern,
Nur für Zechinen ist die Zeche drinnen.

Ein Duca ist mir lieb, doch mit Ducaten!
Souv'rainen pflege ich für Severinen,
Baronen ohne Baares nie zu dienen. —
Und kann mit Ahnen keine Hahnen braten!

So nackt und kahl geh' ich von eurer Schwelle,
So nüchtern, baar und blank in voller Klarheit,
Als wär' ich, der ich singe, selbst die Wahrheit,
Denn nur Reale sind bei euch 's Reelle.

Mit Höhnen siehst du, wie ich hier vergehe,
Du Hofvolk, fressend Gold und Fleisch wie Raben,
Von dir ist nichts, du bist zum Narr'n zu haben,
Ich stand dein Narre hier, steh' du, ich gehe!

Als der arme Lautenist dem Hofvolke so die Wahrheit gesungen, fragten sie zornig, warum er hier Händel anfange. Er jedoch sagte, sein Lied sei nicht von Händel, sondern von ihm. Sie aber wollten Händel haben, nahmen ihm die Laute und schlugen sie ihm auf dem Kopf entzwei, um das Sprichwort zu bekräftigen: „Wer Wahrheit geigt, dem wird die Geige auf dem Kopfe zerschlagen."

Megole de Lescar.

Megole de Lescar, ein Kaufmann von Genua, aus einem edlen und alten Geschlechte dieser Stadt entsprossen, hat sich im Jahre 1380 durch eine äußerst kräftige Handlung berühmt gemacht, worunter nicht etwa zu verstehen ist, daß er nach allen Seiten gewuchert oder immer sicher spekulirt habe, sondern daß er sich als ein kühner, ehrliebender und großmüthiger Mann, im Geiste seiner Zeit nämlich, bewiesen.

Er machte große Geschäfte nach der Levante, und gewann durch seinen Verkehr die Gunst und Gnade des Kaisers von Trapezunt in Klein-Asien in so hohem Grade, daß dessen Hofleute ihn mit neidischen Augen ansahen und auf alle Weise zu unterdrücken suchten. Ja, es kam so weit, daß ihm einstens einer derselben bei dem Schachspiele, worin er ein Meister war, in das Angesicht schlug. Lescar klagte diese Schmach dem Kaiser, und da ihm dieser keine Genugthuung gab, verließ er mit tiefem Zorne Trapezunt, rüstete in Genua zwei Galeeren aus, mit welchen er vor den Küsten des Kaisers erschien, ihm den Krieg ankündigte, und ihm unsäglichen Schaden anrichtete. Der Kaiser stellte ihm vier Galeeren entgegen, Lescar jagte zwei davon in die Flucht und eroberte die zwei andern, schnitt den Gefangenen an der Seite, auf welcher er die Ohrfeige erhalten, die Ohren ab, und sendete sie so wieder nach Hause, mit dem Auftrage, dem Kaiser kurz und rund zu erklären, wenn er ihm den Mann nicht auslieferte, welcher ihm die Ohrfeige gegeben, so werde er nicht aufhören, Trapezuntische Ohren zu sammeln. Der Kaiser kratzte sich bei dieser Erklärung selbst hinter den Ohren und

ließ ihm den Unbesonnenen, welcher ihm die Beleidigung zugefügt hatte, gefesselt an Bord seiner Galeere bringen. Dieser Unglückliche versah sich keiner Liebe von Lescar, aber er bat ihn herzlich um Vergebung und unterwarf sich ihm demüthig. Lescar aber war großmüthig genug, ihm für die Trapezuntische Ohrfeige nichts zu erwiedern, als ein Gericht Genueser Feigen, die er freundlich mit ihm verzehrte; worauf er ihn unverletzt zu seinem Kaiser zurücksandte mit der Erklärung: daß, wofern dieser für die Genueser Kaufleute ein eignes Haus in Trapezunt errichten und an dasselbe diese Geschichte wolle malen lassen, er in gutem Frieden und Einverständniß mit ihm leben wolle. Der Kaiser ließ dieses mit allem guten Willen ausüben, und Lescar ward, seiner Kühnheit und Großmuth wegen, von seiner Vaterstadt mit Ehre und Reichthum belohnt.

Welcher europäische Kaufmann hätte wohl den Muth, diese Anekdote dem Dey von Algier oder Tunis zu erzählen? oder noch bequemer einem der Algier'schen Capitäne in der Ostsee? In unseren Tagen läßt ein Kaufmann nicht gern bekannt werden, wenn er eine Ohrfeige bekommen, denn man könnte glauben, sein solides Haus wanke davon und könne falliren, weil sie es so nennen, wenn ein werther Freund so viel geschwindelt, daß der andere werthe Freund das Gleichgewicht dabei verliert, das heißt mehr soll als er hat.

Die Legende von einem Schwaben, der das Leberlein gefressen.

Ein alter deutscher Bürgerspaß.

Als unser lieber Herr Gott noch auf Erden gewandelt ist von einer Stadt zur andern, das Evangelium gepredigt und viel Zeichen gethan hat, ist auf eine Zeit ein guter, einfältiger Schwabe zu ihm gekommen, und hat ihn gefragt: „Mein lieber Gesell, wo willst du hin?“ Da hat unser Herr Gott ihm geantwortet: „„Ich ziehe um und mache die Leute selig.““ Da sagte der Schwab: „Mein lieber Gesell, willst du mich mit dir lassen?“ „„Ja,““ sagte unser Herr Gott, „„gern, wenn du fromm sein und leidlich beten willst.““ „Ja,“ sagte der Schwab.

Als sie nun mit einander gingen, kamen sie zwischen zwei Dörfer, darin man läutete. Der Schwab schwatzte gern und fragte unsern Herr Gott: „Mein lieber Gesell, was läutet man da?“ Unser Herr Gott, dem alle Dinge wissend waren, sagte: „„In dem einen Dorfe läutet man zur Hochzeit, in dem andern zu einem Todten.““ „Geh du zu dem Todten,“ sprach der Schwab, „so will ich zu der Hochzeit gehen.“

Unser Herr Gott ging in das Dorf und machte den Todten wieder lebendig: Da schenkte man ihm hundert Gulden. Der Schwab that sich auf der Hochzeit um mit Einschenken und Bedienen. Und da die Hochzeit ein Ende hatte, schenkte man ihm einen Kreuzer, daß der Schwab wohlzufrieden war, sich auf den Weg machte und wieder zu unserm Herr Gott kam. Als bald der Schwab unsern Herr Gott von weitem sah, hob er sein

Kreuzerlein in die Höhe und schrie: „Schau, mein lieber Gesell, ich hab Geld, was hast du?" trieb also viel Prangens mit seinem Kreuzerlein. Unser Herr Gott lachte seiner und sprach: „„Ach, ich habe wohl mehr als du,"" und that den Sack auf und ließ den Schwaben die hundert Gulden sehen. Der Schwab aber war nicht faul, warf sein armes Kreuzerlein unter die hundert Gulden und sagte: „Gemein! Gemein! wir wollen gemein miteinander haben." Das unser Herr Gott gut sein ließ.

Als sie nun miteinander weiter gingen, kamen sie zu einer Heerde Schafe, da sagte unser Herr Gott zum Schwaben: „„Schwabe, gehe zu dem Hirten, lasse uns ein Lämmlein geben und koche uns das Geschlinge auf ein Essen"" „Ja," sagte der Schwab, ging zu dem Hirten, ließ sich ein Lämmlein geben, schlachtete es, zog es ab, und bereitete das Geschlinge auf ein Essen. Im Sieden schwamm nun das Leberlein des Lammes stets empor. Der Schwab drückte es mit dem Löffel hinunter; es wollte aber nicht bleiben. Das verdroß den Schwaben; er nahm ein Messer, schnitt das Leberlein von einander und aß es auf. Als nun das Essen auf den Tisch kam, fragte unser Herr Gott: „„Wo ist denn das Leberlein hingekommen?"" Der Schwab antwortete alsbald: „Es hat keins gehabt." „„Ei,"" sagte unser Herr Gott, „„wie wollte es gelebt haben, wenn es kein Leberlein gehabt hätte?"" Da sprach der Schwab zornig: „Es hat aber bei Gott und allen Gottes Heiligen keins gehabt." Was wollte unser Herr Gott thun? Wollte er haben, daß der Schwabe still schwieg, mußte er wohl zufrieden sein.

Nun begab es sich, daß sie wieder miteinander wanderten, da läutete man abermals in zwei Dörfern. Der Schwab fragte: „Mein Lieber, was läutet man da?" „„In dem einen Dorfe läutet man zu einem Todten, in dem andern zur Hochzeit,"" sagte unser Herr Gott. „Ja," sagte der Schwab, „gehe du zur Hochzeit, so will ich zum Todten." Er vermeinte, er wolle auch

hundert Gulden verdienen und fragte drum weiter: „Lieber, was hast du gethan, da du den Todten auferweckt hast?" „„Nun,"" sagte unser Herr Gott, „„ich sprach zu ihm: Steh auf, im Namen des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes, da stand er auf."" „Ist gut, ist gut," sagte der Schwab; „ich weiß ihm wohl zu thun," und zog zu dem Dorfe hin, wo man ihm den Todten gerade entgegen trug.

Da der Schwab dieses sah, schrie er mit heller Stimme: „Halt da, halt da, ich will ihn lebendig machen! Wenn ich ihn nicht lebendig mache, so hängt mich ohn' Urtheil und Recht."

Die guten Leute waren froh, verhießen ihm hundert Gulden. Sie setzten den Sarg vor ihm nieder; der Schwab machte den Sarg auf und fing an zu sprechen: „Steh auf, im Namen des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes." Der Todte wollte aber nicht aufstehen. Dem guten Schwaben ward Angst, er sprach seinen Segen zum andern und zum dritten Mal. Da aber der Tode immer nicht aufstehen wollte, sprach er: „Ei, so bleib liegen in tausend Kukuks Namen." Als nun die Leute sahen, daß sie von dem Gecken betrogen waren, ließen sie den Sarg stehen, packten den Schwaben und liefen mit ihm zum nächsten besten Galgen. Sie legten die Leiter an und führten den armen Schwaben hinauf, um ihn zu hängen.

Unser Herr Gott war dem Schwaben fein allgemach nachgezogen, denn er wußte wohl, wie es dem Schwaben ergehen würde, und wollte sehen, wie er sich doch zu dem Gericht anstellen würde. Er kam heran und sprach: „„O, guter Gesell, wie hast du zur Sache gethan, in welcher Gestalt seh ich dich da?"" Da fing der Schwab an zu schelten und sagte: „Du hast mich nicht recht gelehrt." „„Ich habe dich recht gelehrt,"" sprach unser Herr Gott, „„du hast aber nicht recht gethan. Dem sei nun wie ihm wolle, willst du mir sagen, wo das Leberlein hingekommen ist, so will ich dich erledigen."" „Ach," sagte der

Schwab, „es hat wahrlich kein Leberlein gehabt, was zeihest du mich?“ Da sprach unser Herr Gott: „„Ei, du willst es nur nicht sagen. Wohlan, sage es, so will ich den Todten lebendig machen und dich erledigen.““ Da fing der Schwab an zu schreien: „Henkt mich nur, henkt mich! so werde ich der Marter los; der will mich nur herumzerren mit dem Leberlein, und hört doch, daß es keins gehabt hat; henkt mich nur flugs auf!“ Wie nun unser Herr Gott hörte, daß er sich eher wollte henken lassen, als die Wahrheit bekennen, befahl er, ihn herabzulassen, und machte den Todten selbst lebendig.

Nun zogen sie mit einander heim; da sagte unser Herr Gott zu dem Schwaben: „„Komm her, wir wollen mit einander das gewonnene Geld theilen; denn wenn ich dich allerwegen sollte vom Galgen erledigen, würde es mir endlich zu viel werden.““ Er nahm also die zweihundert Gulden und theilte sie in drei Theile. Als solches der Schwab sah, sagte er: „Ei, Lieber, warum machst du drei Theile, es sind doch unsrer nur zwei.“ „„Ja,““ sagte unser lieber Herr Gott, „„der eine Theil ist mein, der andre dein, und der dritte dessen, der das Leberlein gefressen hat.““ Da solches der Schwab hörte, schrie er alsbald: „So habe ich's bei Gott und allen Gottes Heiligen gefressen!“ und vorher wollte er sich eher henken lassen, ehe er es bekennen wollte: aber da er das Geld sah, bekannte er es ungenöthigt.

Altdeutsche Haussprüche.

1.

Der Frosch hüpft wieder in den Pfuhl,
Saß er gleich auf dem goldnen Stuhl.

2.

Wer den Schalk hat hinter sich gelassen,
Macht große Tagreis' auf der Lebensstraßen.

3.

Können wir schon nicht Alle dichten,
So wollen wir doch Alle richten.

4.

Adam muß eine Evam han,
Auf sie zu schieben, was er gethan.

Altes Deutsch und fremdes Deutsch.

Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Es waren etliche Deutsche auf der Reise, die hatten theils fremde und unbekannte, theils ganz alte, verlegene Münzen bei sich. Als sie nun unterwegs bei einem verständigen Wirth einkehrten und ihre Zeche zahlen wollten mit jenen Münzen, wollte der Wirth sich nicht mit ihren Münzen befriedigen lassen, weil er sie nicht wieder ausgeben könne, sondern begehrte Reichsmünze oder sonst gäng und gebes Geld von ihnen. Die Gäste kamen deßwegen mit ihrem Wirthe vor die Obrigkeit des Orts und wurde den Reisenden auferlegt, daß sie ihr Geld verwechseln und den Wirth befriedigen sollten. Dieses wollten sie zwar thun, fanden aber Niemand daselbst, der das fremde kannte, außer einem andern Fremden, welcher jedoch sagte, ihre Münze sei verfälscht und auch in seinem Lande mit diesem Gepräge nicht gültig; das alte Geld aber nahmen die Wechsler nach dem Werthe des Gehalts, um es einzuschmelzen.

Also ergeht es Jenen, welche gar zu alte deutsche oder gar zu fremde Worte gebrauchen, so daß sie Niemand verstehen will. Sie wollen Münzen, deren Bild und Ueberschrift einen Dollmetscher nöthig haben, Jedermann aufdringen, keiner aber will sich damit bezahlen lassen, und das Zweifelhafte für Entschiedenes, Allgültiges halten. Darum bleiben sie die Zeche schuldig, so ihnen der Wirth den Hut nicht nimmt.

Die Gasterei.

Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Die Eitelkeit hielt an ihrem Geburtstage eine Gasterei, und lud dazu den Herrn von Stolz und seine Tochter Fräulein Hoffart, den Herrn von Witz und seine Tochter Fräulein Tadel, den Herrn von Gold und das Fräulein Geiz ein. Die Welttafel ward von dem Tafeldecker Schwindel gedeckt. Die Unwissenheit war Truchseß und trug etliche gemeine Gewohnheitsessen auf, als: Fleischesgelüsten, Unrechtsbraten, Ochsenknechtschaft, Schweinsfüllerei, Kalbsunverstand, Ziegenüppigkeit, und das Beste war noch Lammsgeduld, wurde aber gar nicht wohlschmeckend gefunden. An Geflügel kam Pfauenprahlerei, Gänsegeschwätz, Kapaunenfurcht und Entenschmutz auf die Tafel. Das Fischwerk bestand aus Zweifelskrebsen, Unordnungsschmerlingen, Vergessenheitsschildkröten und Aalsschlüpfrigkeit, unter welchen Gerichten viele in Unbeständigkeitsöl, in Wahnbutter und Bosheitsessig gekocht waren. Dazu trank man welsche geschmierte Weine des Aberglaubens und abgekochtes Wasser der Aufklärung, Malvasier des Betrugs und Rheinwein der Ruhmredigkeit. Zuletzt erschienen der Käse der Halsstarrigkeit, Glücks- und Unglücksäpfel, leere Hoffnungsnüsse und das Zuckerwerk der Heuchelei. Die Niederträchtigkeit leckte die Teller rein und hat seitdem ein glattes glänzendes Maul. Die einfältige Armuth aber hätte verhungern müssen an den übrigen Brocken, wenn sie das Brod des Lebens nicht gehabt hätte, um die Brühe der übrig gebliebenen Lammsgeduld auszutunken.

Das Leichenbegängniß.

Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Es hat sich jüngst folgendes Gespenst sehen lassen: Sein Haupt war mit weißen und schwarzen Binden umwunden, seine Hände (die Fackeln) brannten, seine Füße waren Pferdefüße (die den Sarg führten), sein Leib war zierlich eingewickelt, beblümt, trug einen gemalten Obermantel (die Wappen der Ahnen und Kränze an der Sargdecke), und seine Waffen waren umgekehrt. Die Teufelsbanner bemühten sich, dieses Gespenst zu besprechen, und endlich sagte es seinen Namen: daß es eine Leiche sei, und Niemand so sehr geplagt habe, als den Verstorbenen. Der Tod, der dazu kam, schwor bei seiner Sense, er könne diese Leiche nicht für seine Schwester anerkennen, denn sie sei die lebendige und nicht die verstorbene Eitelkeit. Das Gespenst aber rief die Geistlichen, die Gäste, den Küster, den Todtengräber und den Prediger, welcher die Leichenpredigt gehalten, zu Zeugen auf, und wollte dadurch seinen Charakter und Namen bekräftigen.

Hierauf ward ferner gefragt: Ob dergleichen Gespenster je bei dem Tode der heiligen Apostel, Märtyrer und anderer Gottesfreunde erschienen? Auf diese Frage ist das Gespenst verstummt, ohne zu verschwinden, und einer der umstehenden Christen sprach: „Höre, wenn du bei der Auferstehung mit deinen Verstorbenen so wirst aufgezogen kommen, wird dich das ewige Leben eben so wenig anerkennen, als dich der Tod hier anerkannt hat!“

Deutschland.

Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Die Federn aus den Flügeln der Gerechtigkeit, welche das Zünglein in ihrer Wage sind, und das Schwerdt, welches sie führt, hatten lange Zeit gestritten, welchem die linke oder die rechte Hand gebühre. Die Feder sagte: „Mir gehört die Ehrenstelle, denn ich thue den Ausspruch des Rechtes, belohne das Gute und bestrafe das Böse durch das Schwerdt. Das Schwerdt aber berief sich auf den allgemeinen Schutz, welchen es der Feder und allen Regierungen geleistet.

Als nun die Gerechtigkeit über diesem Streit eingeschlafen war, forderte der Degen die Feder vor die Klinge, um sein Recht ritterlich auszufechten. Die Feder berief sich auf das geschriebene Recht, auf die Gesetze und Ordnung und suchte Schutz bei den Friedenskünsten. Der Degen aber nahm sieben ärgere Gesellen zu sich als er selbst war, und wollte das Geschwätz und Geschmier nicht mehr aufkommen lassen.

Deutschland, in dessen Grenzen das Unheil sich gesponnen hatte, hörte es, und ordnete die Billigkeit ab, die streitenden Partheien zu vergleichen, damit diese sich nicht untereinander selbst auffressen möchten. Die Billigkeit nun hat Keinem von Beiden etwas von seiner Ehre ab= oder zulegen wollen, sondern stieß die Gerechtigkeit an, daß sie erwachte, und befahl ihr, den Degen und die Feder wechselsweise, nach dem Bedürfnisse Deutschlands, zu gebrauchen.

Wenig und viel.

Parabel.

Ein Sohn nahm von seinen Eltern Abschied, und bat seinen Vater, er sollte ihm viel mit auf die Reise geben; die Stiefmutter aber war sehr geizig und bat den Vater, er möge ihm wenig mitgeben. Der Vater liebte seinen Sohn und seine Frau und wollte gern Beiden ihre Bitte gewähren. Er sprach daher zu seinem Sohne: „Lieber Sohn, weil du nun in die Fremde ziehst, und ich nicht weiß, ob ich dich jemals wieder sehen werde, so will ich dir wenig und viel zu einem Zehrpfennige mitgeben. Glaube wenig, höre viel; rede wenig, sieh viel; lehre wenig, lerne viel; schreib wenig, lies viel; vertrau auf wenig, versuche viel; streite wenig, erdulde viel; fürchte wenig, vermeide viel; laß dich wenig reizen, erfahre viel; hoffe wenig, erringe viel; hasse wenig, bedecke viel mit christlicher Liebe; schließe wenig, bedenke viel; belache wenig, verschweige viel; laß dich wenig betrüben, tröste viel; befehle wenig, arbeite viel; sündige wenig, am besten gar nicht, bete viel, am besten immer.“ Diesen Lehren kam der Jüngling treulich nach, und wenn er gleich wenig gute Tage hatte, so kam er doch mit viel Nutzen nach Haus, so daß die Seinigen wenig Verdruß und viel Freude an ihm erlebten.

Almosen.

Parabel.

Nathanael, ein deutschherziger, aufrichtiger Mann, saß unter seinem Feigenbaum, an welchem sich eine Weinrebe hinaufschlang, und mit den Feigen- und Weinblättern vereinigt dichten Schatten breitete. Er aß von den Feigen und der Rebenfrucht, und gedachte mit Behagen der Fülle und Sicherheit, welche durch den Baum und die Reben angedeutet wurden. Freudig redete er sein Schattenzelt an: „Wie soll ich dir lohnen, milder, gastfreier Feigenbaum, für die süßen Früchte, die du mir jährlich so reichlich spendest, und was besitze ich, edler Weinstock, womit ich deine Freudengaben erwiedern könnte. Meine geringe Mühe, euch zu behacken, zu düngen, zu reinigen und zu pflegen, vergeltet ihr mir mit überreichen Geschenken; ja, wenn ihr mir auch gar keine Frucht, wenn ihr mir nur die Frische eures vollen, duftenden Schatten vergönntet, so wäre dafür schon mehr als genug gethan, und ich bliebe euer Schuldner; die Menge eurer Wohlthaten machen mich zu einem Undankbaren.“ Da erwiederte der Feigenbaum mit frommem Rauschen über Nathanael's Haupt: „„Nicht uns, sondern deinem und unserm Gott gieb Dank und Ehre für unsre Gaben.““ Da flüsterte das Rebenlaub heilig über Nathanael's Haupt: „Nicht mir, sondern dem Anwalt Gottes sollst du deinen wirklichen Dank erstatten, schau um dich.“ Nathanael sah um sich her, da trat die Armuth vor ihn hin, und die Zweige des Feigenbaums und des Weinstockes deuteten auf sie. Und Nathanael theilte die Früchte mit ihr, ja selbst seinen Mantel, und war selig und zufrieden, und sein Dach trug doppelte Früchte; denn so Zwei sich sättigen an einem Brod in Liebe, macht der Herr es doppelt so groß.

Gottes Lohn.

Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Ein reicher, unbarmherziger Mann hatte einen großen Ackerbau, und bestellte ihn wohl, ackerte tief, düngte reichlich, säete viel und hatte einen starken Viehstand. Bei der jährlichen Berechnung der Ausgabe und des Ertrages fand er aber immer Verlust statt Gewinn, und daß der Samen nicht geerndtet und die Kosten verloren worden, sein Vieh mannigfach verderbte, und seine Aecker und Wiesen sich ganz entkräftet und unfruchtbar befanden.

In seiner Nähe hatte ein armer Einsiedler nur ein kleines Feld, nur eine magere Kuh, der er selbst das Gras an steilen Felsen und in Sümpfen zusammen suchen mußte, weil er keine Wiesen hatte; doch erndtete der arme Mann immer die Hülle und die Fülle, und konnte seinen reichen Nachbarn selbst manchmal das Saatkorn borgen. Da fragte ihn der Reiche einst: „Sage mir, wie soll ich meinen Ackerbau nur anstellen, daß ich zum Ertrage komme." Und der Einsiedler antwortete ihm: „„Führe einen silbernen Zaun um deine Felder und Wiesen, so wird Gott dich segnen."" Der Reiche erwiederte: „Das stehet nicht in meinem Vermögen, und ich will nicht, wie jener Schwabe, Nadeln aussäen, daß mir ein eiserner Zaun daraus wachse." Der Einsiedler aber sprach: „„Du verstehst mich nicht; wechsle um einige Thaler Scheidemünze ein, und komme damit morgen wieder zu mir, so will ich dich lehren, den silbernen Zaun zu pflanzen."" Dieses that der Reiche, und

fand am andern Morgen von dem Einsiedler einige hundert Arme wie einen Zaun um seine Felder gestellt, und denen mußte er die Münze mit freundlichen Worten austheilen. Da sprachen sie Alle von Herzen: „Gott vergelte es! Gott lohne es!“ Und der Einsiedler sagte ihm: „„Sieh, das ist mein silberner Zaun.““

Da wurde der reiche Mann wunderbar durch die Gnade Gottes gerührt, und zuerst erfüllte sich die Verheißung des Einsiedlers an seinem unfruchtbarsten Acker: seinem harten Herzen, denn es entsprang ein Quell aus diesem nackten Felsen, und Thränen der Liebe flossen reichlich von seinen Wangen. Aber auch seine Felder und Wiesen prangten bald in überschwenglichem Segen, er konnte seinen silbernen Zaun immer dichter und reicher machen, und er ward bald so mild und selig, daß er in jedem Armen unsern Herrn selbst zu sehen glaubte, und so endlich die Liebe Gottes als eine silberne Mauer um Habe und Gut führte, daß ihn die Engel, als er selbst geerndtet wurde, im Schutze des Himmels fanden, und zu dessen Freuden ihn eintrugen.

Kinder-Disputation.

Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Ein frommer Knabe hatte viel von einem gelehrten Wunderkinde gehört, das ein Doctor der Weltweisheit sei, und es wurde ihm oft vorgehalten, wie er gegen diesen Weisen ein rechtes dummes Schaf zu nennen wäre. Das betrübte den armen Knaben, und als er einstens hörte: Es sei schon die halbe Weisheit, einen Weisen zu fragen, ruhte er nicht eher, bis er den Doctor der Weltweisheit zu Gesichte bekam, und bat ihn: ihm einige Fragen zu beantworten, damit er auf diese Art zur halben Weisheit gelange, und doch nicht mehr so ganz und gar dumm erscheine, die andere Hälfte würde wohl der liebe Gott ihm einmal zu Weihnachten bescheeren. Der junge Doctor lächelte und war bereit, dem einfältigen Knaben zu dienen, und die Disputation geschah auf offenem Markt unter vielen rechtschaffenen und frommen Leuten, die eben aus der Kirche kamen, worunter auch die Eltern des Knaben waren. Die Unterredung aber fiel folgendermaßen aus:

Knabe: „Was ist das Beste in der Welt?"

Doctor: „Ein guter Freund."

Knabe: „Nein, ein gutes Gewissen. — Wer ist der Klügste in der Welt?"

Doctor: „Der die meisten Bücher gelesen hat."

Knabe: „Nein, der sich selbst kennt. — Wer ist der Dümmste in der Welt?"

Doctor: „Der am wenigsten weiß."

Knabe: „Nein, der sich seiner Wissenschaft rühmt. — Welches ist der beste Stand?"

Doctor: „Der Doctorstand."

Knabe: „Nein, der Christenstand. — Welches ist die höchste Ehre?"

Doctor: „Tapferkeit im Kriege."

Knabe: „Nein, Demuth im Frieden und Glück. — Welches ist die größte Kunst?"

Doctor: „Die Welt wohl zu regieren."

Knabe: „Nein, sich selbst wohl zu regieren. — Wer ist der Reichste auf Erden?"

Doctor: „Der das meiste Geld hat."

Knabe: „Nein, der genug hat an Jedem. — Welches ist das mächtigste Thier?"

Doctor: „Der Löwe."

Knabe: „Nein, das Würmlein, welches Menschen und Löwen verzehrt. — Welches Thier trinkt das unruhigste Getränk?"

Doctor: „Der Fisch, der das Meer trinkt."

Knabe: „Nein, die Mücke, die des Menschen Blut saugt."

Als die Umstehenden dem Knaben immer Beifall klatschten, ward der Doctor unwillig und sagte: „Knabe, wer hat dich so klug gemacht?"

Da umarmte das Kind seinen Vater und seine Mutter und sprach: „Hier, mein lieber Vater Wahrmund und meine liebe Mutter Einfalt haben mir dies gelehrt." Da sagte der Doctor: „Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weltweise beantworten können." Aber jetzt will ich dich auch fragen. „„Das thue,"" sagte der Knabe, „„damit du uns den Beweis deines letzten Satzes nicht schuldig bleibest."" Da lachten die Leute, und es fragte der Doctor: „Wie groß ist die Welt?"

Knabe: „So groß, daß sie Gott allein umspannen kann, und doch nicht so groß, als die Eitelkeit der eingebildeten Weltweisheit.“

Doctor: „Hängt, steht oder schwebt die Welt?“

Knabe: „Der sie umspannt, der hält sie auch.“

Doctor: „Was hat Gott gethan, eh' er die Welt erschaffen?“

Knabe: „Er hat Ruthen gebunden, den eitlen Vorwitz zu strafen, der mit solchen Fragen die Einfalt in Versuchung führt.“

Mit dieser Antwort war die Disputation geschlossen. Der Doctor mußte dem Knaben den Preis lassen, und die Eltern des Knaben, Wahrmund und Einfalt, boten dem Doctor ein Privatissimum zu lesen an, wenn er vorher die gelehrte Hungerkur drei Jahre gebraucht habe, dann ein Jahr auf Grasung und Kleefutter gegangen sei, und sich hierauf einige Jahre unter der Muskete habe umarbeiten lassen.

Von

dem Leben und Sterben

des

Grafen Gaston Phöbus von Foix

und

von dem traurigen Tode seines Kindes Gaston.

Geschrieben um das Jahr 1389 — 1391.

---

1. Von einem starken Mann.

Zur Zeit, als ich meinen Weg zu dem Grafen von Foix nahm, kam ich in die gute und schöne Stadt Paumiers, und hier verweilte ich, um Gesellschaft zu finden, die nach dem Lande Bearn gehe. Da fand ich in diesen Tagen durch Zufall einen Edelmann des Grafen von Foix, der aus Avignon zurückkam, man nannte ihn Messire Espaing du Lion, er war ein tapfrer Mann, ein kluger und schöner Ritter, und konnte er damals in dem Alter von fünfzig Jahren sein. Ich begab mich in seine Gesellschaft, und waren wir sechs Tage unterwegs, bis wir nach Ortais zu dem Grafen kamen. Indem wir so durchs Land ritten, wenn der genannte Edelmann sein Morgengebet vollendet hatte, vergnügte er sich den größten Theil des Tages damit, sich allerlei Neuigkeiten aus Frankreich von mir erzählen zu lassen, und antwortete er mir auch sehr ausführlich, wenn ich ihn um dieses oder jenes fragte.

Nachdem er mir Alles, was Merkwürdiges hie und da vorgefallen, so wie wir an den Orten vorbei ritten, erzählt hatte, und auch von dem Kampfe, den Bourg d'Espagne, ein sehr starker Mann und Waffenbruder des Grafen Gaston, gegen die vom Schloße Lourde gestritten, kamen wir auf die Stelle, wo in dieser Fehde zwei Anführer, der Mangant de Lourde und Ernaulton Bisecte, sich einander erschlagen hatten, und war allda ein Kreuz von Stein zum Gedächtnisse der Schlacht errichtet.

„Seht, das ist das Kreuz," sprach Messire Espaing du Lion, und somit stiegen wir ab und beteten Jeder ein Paternoster

und ein Ave für die Seelen der hier Erschlagenen. „Bei meiner Treue," sprach ich, als wir weiter ritten, „ich habe Euch sehr gern reden hören; aber heilige Maria, der Bourg d'Espaigne, ist er ein so starker Mann, wie Ihr mir gesagt?" „Bei meiner Treu," sprach er, „ja, denn in ganz Gascognien mag man wohl seines Gleichens nicht finden an Stärke der Glieder, und darum hält ihn der Graf von Foix als seinen Gesellen. Und es sind nicht drei Jahre, daß ich ihn ein schön Stückchen habe treiben sehen, das ich Euch erzählen will."

„Es traf sich, daß auf einen Weihnachtstag der Graf von Foix sein großes und reiches Fest mit Rittern und Herrn hielt, wie er es in der Gewohnheit hat, und an diesem Tage war es sehr kalt. Der Graf hatte in seinem Saale gegessen, und mit ihm eine große Menge von Herrn; nach der Mahlzeit verließ er den Saal und begab sich in eine Gallerie, nach welcher man eine breite Treppe von vier und zwanzig Staffeln steigen muß. In dieser Gallerie ist ein Kamin, in welchem man gewöhnlich, wenn der Graf sich da aufhält, Feuer macht, und sonst nicht, und macht man da kleines Feuer, denn er sieht nicht gern großes Feuer. Dort ist es wohl der Ort Holz zu haben, denn ganz Bearn ist voll Wald, und hat er wohl womit heizen, wenn er will, aber kleines Feuer ist ihm gebräuchlich. Nun fror es sehr stark und die Luft war sehr kalt; als er in die Gallerie gekommen war, sah er das Feuer, und schien es ihm sehr klein, und sagte er den Rittern, die da waren: „Seht, so kleines Feuer für diese Kälte." Ernaulton d'Espagne stieg sogleich die Treppe hinunter, denn durch die Fenster der Gallerie, welche auf den Hof sahen, erblickte er da eine Menge Esel mit Holz beladen, die aus dem Walde für den Hofdienst kamen. Er kam in den Hof und nahm den größten dieser Esel ganz mit Holz beladen auf seinen Nacken sehr leicht, und trug ihn die Treppe hinauf, und machte sich Platz durch die Menge der Ritter und Edelleute, die vor dem

Kamine standen, und warf das Holz und den Esel, die Füße in die Höh', in das Kamin auf den Brand, worüber der Graf von Foix große Freude hatte und Alle die da waren; und verwunderten sie sich über die Stärke des Ritters, wie er ganz allein sich so schwer aufgeladen und damit so viele Staffeln gestiegen war." Viele Freude und Ergötzung machten mir die Erzählungen des Messire Espagne du Lion, und schien mir der Weg dadurch nur allzu kurz.

So oft ich ihn aber fragte, woher es doch komme, daß ein so herrlicher Mann, als der Graf von Foix, keinen rechtmäßigen Sohn habe, und warum seine Gemahlin nicht bei ihm lebe, oder um die Art, auf welche sein einziger Sohn gestorben, suchte der Ritter auszuweichen und verschob es stets auf den andern Tag. Als wir uns nun den letzten Abend der Stadt Morlai näherten, sprach ich zu ihm: „Ihr habet mir viel erzählt, wovon ich nie etwas gehöret, und weil ich es weiß, so werde ich es zum ewigen Gedächtnisse niederschreiben, so Gott will, daß ich zu meinem Lande zurückkehre. Aber noch um Eines möchte ich Euch gerne fragen, wenn Ihr es nicht vor übel nehmt, nämlich durch welchen Zufall der Sohn des Grafen von Foix gestorben ist?" Da ward der Ritter nachdenklich und sprach: „Die Art seines Todes ist zu traurig und will ich Euch nicht davon reden, und wenn Ihr nach Ortais kommt, so werdet Ihr wohl Jemand finden, der es Euch erzählt." Ich tröstete mich bis dahin, und so ritten wir weiter und kamen zum Nachtlager in die Stadt Morlaix.

2. Von dem Grafen von Foix.

Den andern Tag kamen wir gen Sonnenuntergang nach Ortais, der Ritter stieg bei seiner Wohnung ab und ich in dem Hause zu dem Monde bei einem Stallmeister des Grafen, der sich Arnauton du Pin nannte und mich sehr freudig aufnahm darum, daß ich ein Franzose war. Messire Espaing du Lion ging auf das Schloß und sprach dem Grafen von seinen Geschäften, den er in seiner Gallerie fand, denn zu dieser Stunde ein wenig vorher hatte er zu Mittag gegessen, und die Gewohnheit des Grafen von Foix ist oder war damals so, und hatte er es immer also von Kindheit an gehalten, daß er gen Mittag aufstand und um Mitternacht zu Nacht aß. Der Ritter sagte ihm, daß ich gekommen sei. Es ward sogleich nach mir geschickt, denn es war oder ist wohl kein Herr auf der Welt, der lieber Fremde sähe oder Neuigkeiten hörte als er.

Als er mich sah, ließ er mir gar wohl anrichten und behielt mich auf seinem Schlosse, wo ich mehr als zwölf Wochen blieb und mein Pferd wohl versorgt, ich auch mit allen andern Dingen trefflich versehen war. Die Annäherung von ihm zu mir war für diesmal, daß ich ein Buch mit mir gebracht hatte, welches ich auf Begehren zur Betrachtung Venzeslaus von Böheim, Herzogen von Luxemburg und Brabant, gemacht habe, und sind in diesem Buche, das der Meliader heißt, alle die Lieder, Balladen, Rondeaus und Virelais enthalten, die jener kunstreiche Herzog zu seiner Zeit gemacht, und meinen Erfindungen darüber einmischen lassen. Dieses Buch sah der Graf von Foix sehr gern, und alle Nacht nach dem Abendtische las ich ihm daraus vor; aber während ich las, durfte Keiner weder mit ihm sprechen, noch ein Wort sagen, denn er wollte, daß ich wohl verstanden würde, und hatte er auch ein großes Vergnügen

Alles deutlich zu vernehmen, und wenn auch irgend eine Sache vorkam, auf welche er einging, sprach er sehr gern mit mir darüber, nicht in seinem Gaskognischen, sondern in gutem und schönem Französisch. Nun will ich Einiges von seinem Wesen und seinem Schloß erinnern, denn ich war lang genug dorten, um manches davon wissen zu können.

Der Graf Gaston von Foix, von welchem ich rede, war zu dieser Zeit ungefähr 59 Jahre alt, und ich sage euch, habe ich zu meiner Zeit gleich viele Ritter, Könige und Prinzen gesehen, so ist mir doch keiner vorgekommen, der von so schönen Gliedern, von so schöner Gestalt, noch von so schönem Wuchs, fröhlichem Angesicht, blutvoll und lachend war. Er hatte grünlichte Augen, die sahen gar liebreich dahin, wo er seinen Blick hinzuwerfen beliebte. In Allem war er so vollkommen, daß man ihn nicht genug loben konnte, er liebte, was er lieben, und haßte, was er hassen sollte.

Ein kluger Ritter war er und von hohem Unternehmen und voll guten Rathes. Nie hatte er einen Zweifelmüthigen um sich, er war ein ernster Mann in der Regierung, er betete stehend täglich eine Nocturne des Psalters, eine Hora von unserer lieben Frau, von dem heiligen Geiste, von dem Kreuz und die Vigilia mortis. Alle Tage ließ er fünf Gulden kleiner Münze zu Gottes Lohn und Almosen an seiner Thüre jeglichen Armen vertheilen. Er war prächtig und höflich in Gaben, und wußte sehr wohl zu nehmen, wo es sich gehörte, und zu geben eben so. Er liebte die Hunde über alle Thiere, und ergötzte sich in den Feldern Sommers und Winters gerne mit der Jagd.

Nie liebte er tolle Verschwendung noch tolle Pracht, und wollte alle Monat wissen, was aus dem Seinigen geworden sei. Er nahm aus seinem Land, um die Einnahme zu empfangen und seiner Leute Sold zu ordnen, ansehnliche Männer, und zwar deren zwölfe, und von zwei Monat zu zwei Monat ward er von

zweien aus ihnen in seiner Einnahme bedient, die dann mit zwei andern in dem Geschäfte wechselten. Aus seinem vertrautesten Manne machte er seinen Gegenrechner, dieser nahm von den andern alle Rechnungen auf, und legte dieselben schriftlich dem Grafen wieder ab. In seiner Stube hatte er gewisse Kasten, aus welchen er manchmal Geld nehmen ließ, um es den Edelleuten, Herrn oder Hofdienern zu geben, die zu ihm kommen; denn nie verließ ihn Jemand ohne ein Geschenk, und stets vermehrte er seinen Schatz, um die Zufälle und Schicksale ruhig erwarten zu können, deren er sich vermuthete. Er war herablassend und zugänglich Jedermann, und redete freundlich und liebreich mit Allen, kurz war er in seinen Entschlüssen und Antworten. Er hatte vier geistliche Geheimschreiber, Briefe zu schreiben und zu beantworten, und wenn es ihm beliebte, daß diese vier Schreiber sich fertig hielten, sobald er aus seinem Gemache heraustrat, rief er weder Jean noch Gauthier, noch Guillaume, sondern wenn man ihm Briefe brachte und er sie angenommen, rief er sie nur Malmesert (Dienmirschlecht), entweder zum Schreiben, oder für alles andere, was er ihnen befahl. Also wie ich euch sage lebte der Graf von Foix.

Und wenn er aus seiner Stube um Mitternacht in seinen Saal zum Nachtmahle kam, so trugen zwölf Diener zwölf brennende Fackeln vor ihm her, und diese zwölf Fackeln blieben um seinen Tisch herum, welches in dem Saal eine große Helle verursachte. Dieser Saal war angefüllt mit Rittern und Hofleuten, und stets waren eine Menge Tische gedeckt, zu essen für die, die essen wollten. Keiner sprach zu ihm während der Tafel, wenn er ihn nicht darum anredete. Er aß gewöhnlich eine Menge Geflügel, und besonders die Flügel und Schenkel allein, und den übrigen Tag aß er und trank er wenig. Große Freude empfing er an den Tönen der Harfenschläger, denn er verstand sich wohl darauf. Gern ließ er seine Schreiber Lieder, Rondeaus und

Virelais singen; er saß zu Tisch ungefähr zwei Stunden, auch sah er gern allerlei wunderbare Zwischenspiele, und schickte sie, sobald er sie gesehen, zu den Tischen der Ritter und Hofdiener. Kurz, an so vielen Höfen von Königen, Herzogen, Prinzen, Grafen und hohen Damen ich auch war, gefiel es mir nirgend so wohl, und fand ich nirgend ritterliche Sitte so wohl bestehend. Man sah in dem Gemache, in dem Saal und Hof, Ritter und Ehrendiener auf und ab wandeln, und hörte man sie von Waffen und Liebe sprechen, und alle Ehre ward darin gefunden. Was nur irgend neues in einem Land oder Königreich vorgefallen, mochte man da wohl vernehmen, denn von überall trafen hier der Würde des Herrns wegen die Nachrichten ein. Da hörte ich den größten Theil aller Kriegshandlungen aus Spanien, Portugal, Arragon, Navarra, England, Schottland und von den Grenzen Languedocs, denn während meinem Aufenthalte sah ich da Boten und Ritter von allen Nationen anlangen, die mich gern unterrichteten, wie auch der Graf selbst, der mir oft davon sprach. Sehr gern hätte ich gefragt, da ich den Hof des Grafen so prächtig und im Ueberflusse fand, was aus Gaston, seinem Sohne, geworden, und wie er gestorben sei; denn Messire Espaing du Lion hatte es mir sagen wollen, und erhielt endlich, daß ein alter Hofmann, ein sehr ansehnlicher Mann, mir es sagte. Er begann auch seine Erzählung folgendermaßen:

3. Von dem traurigen Tode des Kindes von Foix.

Es ist wahr, daß der Graf von Foix und Madame de Foix, seine Gemahlin, nicht wohl einverstanden sind, noch es je lange gewesen, und rührt das Mißverständniß unter ihnen von dem Könige von Navarra her, welcher der Bruder dieser Dame war, denn dieser wollte den Seigneur d'Albret, den der Graf von Foix gefangen hielt, um die Summe von 50,000 Franken aus-

lösen. Der Graf, welcher den König von Navarra als falsch und hinterlistig kannte, wollte ihm diese Summe nicht borgen, worüber die Gräfin sehr unwillig gegen ihren Gemahl wurde, und sagte sie zu ihm: „Mein Herr und Gemahl, ihr traget wenige Achtung zu meinem Herrn Bruder, wenn ihr ihm nicht 50,000 Livres borgen wollt, auch wißt ihr, daß ihr mir mein Wittwengeld von 50,000 Franken anweisen, und sie zu den Händen meines Herrn Bruders stellen müßt, also könnet ihr nie übel bezahlt werden."

„Ihr sagt die Wahrheit," sprach er, „aber wenn ich sorgte, der König von Navarra solle die Zahlung verschieben, nie würde mir der Sire d'Albret von Ortais wegkommen, bis ich zu dem letzten Heller bezahlt wäre. Doch weil ihr mich darum bittet, so will ich es thun, nicht aus Liebe zu euch, sondern aus Liebe zu meinem Sohn."

Auf dieses sein Wort und das Handschreiben des Königs von Navarra, der sich für ihn verschuldete, ward Sire d'Albret frei, verheirathete sich mit der Schwester des Herzogs von Bourbon, und bezahlte dem König von Navarra die 50,000 Livres, für die er sich verpflichtet hatte. Aber dieser schickte sie keineswegs dem Grafen. Da sagte der Graf zu seiner Gemahlin: „Bei Gott! ihr müßt nach Navarra zu euerm Bruder gehen und ihm sagen, daß ich sehr unzufrieden mit ihm bin, wenn er mir nicht sendet, was er mir schuldig ist." Die Dame antwortete: „daß sie sehr gern gehen würde," und reiste von dem Grafen mit dem Ihrigen ab, und kam nach Pampeluna zu ihrem Bruder, der sie fröhlich empfing. Da sie aber bei dem Könige nichts ausrichten konnte, wagte sie es auch nicht zurückzukehren, denn sie kannte die wilde Gesinnung ihres Gemahles, wenn er irgend einen Unmuth gefaßt. So blieb es.

Gaston, der Sohn meines Herrn, wuchs heran und ward ein schönes Kind, und wurde er mit der Tochter des Grafen

d'Armagnac versprochen. Der Jüngling mochte fünfzehn bis sechszehn Jahre haben, aber er war ein sehr schöner Ritter und sah an allen Gliedern seinem Vater ähnlich. Ihm kam der Wunsch nach Navarra zu gehen, seine Mutter und Oheim zu besuchen, das war wohl zum Unglücke seiner und dieses Landes. Man bewirthete ihn wohl in Navarra und blieb er eine Zeitlang mit seiner Mutter, dann nahm er Abschied, konnte sie aber mit keiner Rede bewegen, ihn nach Foix zu begleiten, denn als sie ihn fragte, ob sein Vater ihm aufgetragen sie zurückzubringen, mußte er ihr wohl sagen, daß davon keine Rede gewesen sei. Also blieb sie zurück, und er begab sich nach Pampeluna, sich seinem Onkel zu empfehlen. Der König hielt ihn sehr gut über zehn Tage lang, und machte ihm und seinen Leuten schöne Geschenke. Das letzte Geschenk aber, das der König von Navarra ihm machte, das war der Tod des Kindes, und nun hört wie und warum.

Als die Zeit kam, daß er abreise, nahm ihn der König in seine Stube allein, und gab ihm ein Beutelchen voll Pulver, und es war keine lebendige Creatur, die nicht von dem Anrühren oder Essen dieses Pulvers ohne alle Hilfe hätte sterben müssen.

„Gaston," sagte der König, „schöner Neffe, Ihr sollt thun, was ich euch sage. Ihr seht, wie der Graf von Foix mit Unrecht Eure Mutter, meine Schwester, höchlich haßt, was mir sehr mißfällt, und das muß es Euch auch thun. Vor Allem, um die Sache gut zu machen, und daß Eure Mutter sich wieder wohl mit eurem Vater befinde, so müsset Ihr eine Messerspitze dieses Pulvers bei Gelegenheit auf das Fleisch, welches Euer Vater ißt, streuen, aber hütet Euch, daß Euch Niemand sehe, und sobald er davon gegessen, wird er kein anderes Verlangen haben, als Eure Mutter, seine Gattin, bei sich zu sehen, und werden sie sich sodann dermaßen lieben, daß sie sich nie mehr trennen wollen. Alles das müßt Ihr nun sehr wünschen, aber hütet Euch, nur

irgend Jemand etwas davon zu vertrauen, sonst kommt Ihr um Euren Anschlag."

Das Kind, welches Alles glaubte, was der König, sein Onkel, ihm gesagt, antwortete und sprach: „Gar gern."

Nun verließ er Pampeluna, und kam nach Ortais zurück. Der Graf, sein Vater, empfing ihn freudig, fragte ihn um Neuigkeiten aus Navarra, und um Geschenke und Kleinodien, die man ihm gegeben. Dieser sagte, „sehr viel schöne Geschenke," und zeigte sie ihm alle, außer dem Beutlein, worin das Pulver war. Nun war es aber in dem Schlosse von Foix gewöhnlich, daß Gaston und Ivain, sein natürlicher Bruder, in einer Stube schliefen, und liebten sie sich, wie junge Brüder es thun, und kleideten sie sich in die nämlichen Wämser und Kleider, denn sie waren ungefähr von einer Größe und einem Alter, und kam es, daß sich einstens, wie bei Kindern wohl geschieht, ihre Kleider vermischten, und die Jacke des Gaston kam auf Ivain's Bett, und dieser, der schlau genug war, fühlte das Pulver in dem Beutlein, und fragte Gaston: „Was ist das, das du immer auf deiner Brust trägst?" Gaston ward dieser Worte nicht froh und sprach: „Ivain, gib mir meinen Wamms wieder, du hast nichts mit ihm zu thun." Ivain warf ihm seinen Wamms zu, Gaston legte ihn an und war den ganzen Tag nachdenklicher als je.

Nun traf es sich drei Tage nachher, da Gott der Herr den Grafen von Foix retten und behüten wollte, daß Gaston sich über seinen Bruder im Ballspiel erzürnte, und ihm einen Backenstreich gab. Der Knabe darüber erbittert, trat ganz weinend in die Stube seines Vaters, und fand ihn zur Stunde, da er eben die Messe gehört hatte. Da der Graf ihn weinen sah, sprach er: „Ivain, was fehlt dir?" „Daß sich Gott erbarm, mein Herr," sagte er, „Gaston hat mich geschlagen, aber es ist wohl eben so viel oder wohl mehr an ihm zu schlagen, als an mir." „Warum?" sprach der Graf, der sogleich in den Verdacht

einging. „Mein Treu,“ sagt er, „Herr, seitdem er von Navarra zurück gekommen, trägt er stets auf seiner Brust ein Beutlein ganz voll Pulver, aber ich weiß nicht, wozu man's braucht, oder was er mit machen will, nur, daß er mir ein oder zweimal gesagt, seine Frau Mutter werde bald wieder in Eurer Gnade stehen, und viel höher als sie jemals darin gestanden.“ „Ha!“ sagte der Graf von Foix, „schweig still, und hüte dich wohl, irgend einem lebendigen Menschen hievon weiter ein Wort zu sagen.“ „Mein Herr,“ sagte das Kind, „das will ich gern thun.“

Nun ward der Graf von Foix ganz nachdenklich und bedeckte sein Haupt bis zur Stunde des Mittagsmahls, und wusch sich und setzte sich wie an den andern Tagen in seinen Saal zur Tafel, Gaston, sein Sohn, hatte das Amt, ihn mit allen seinen Gerichten zu bedienen, und all seine Fleischspeisen vor ihm zu kosten; sobald er seine erste Schüssel vor den Grafen gesetzt und gethan hatte, was er sollte, warf der Graf, seiner Sache ganz versichert, seine Augen auf ihn, da sah er die Quasten des Beutleins an der Jacke seines Sohnes, sein Blut ward erregt und sprach er: „Gaston, tritt näher, ich will dir etwas ins Ohr sagen.“ Das Kind näherte sich zu dem Tische, nun öffnete ihm der Graf den Busen, that seine Jacke auseinander, nahm sein Messer und schnitt ihm das Beutlein ab. Das Kind war ganz erschrocken und gab keinen Laut von sich, aber ward gar bleich unter seinen Augen vor Furcht und begann sehr stark zu zittern, denn es fühlte sich schuldig.

Der Graf öffnete das Beutlein und streute ein wenig des Pulvers auf ein Stück Brod, rief einen Hund und gab es ihm zu fressen; sobald der Hund den ersten Bissen verschluckt, verdrehte er die Augen und starb. Als der Graf dieß gesehen, ward er gar erzürnt und hatte wohl Ursach und stand vom Tisch auf, nahm sein Messer und wollte es nach seinem Sohne werfen,

aber die Ritter und Hofdiener sprangen ihm in den Weg und sprachen: „Herr, um Gotteswillen, übereilt euch nicht und unterrichtet euch zuvor von der Sache, ehe Ihr Eurem Sohne übels thut.“ Und das erste Wort, was der Graf sagte, sprach er in seiner gascognischen Mundart: „Ha, Gaston, Verräther, um dich und dein Erbe zu vergrößern, habe ich Krieg gehabt und Haß gegen den König von Frankreich, von England, von Spanien, von Navarra und von Arragon, und gegen sie habe ich mich gut gehalten und tapfer, und du willst mich nun ermorden, das kommt dir aus verfluchtem Blut und aus böser Natur, wisse, darum sollst du sterben, nun, nun!“ Da sprang er über den Tisch mit dem Messer in der Hand und wollte ihn tödten, aber die Ritter und Hofdiener warfen sich ihm zu Füßen und weinten vor ihm und sagten: „Ach, unser Herr, um Gotteswillen tödtet nicht Gaston, Ihr würdet kein Kind mehr haben, laßt ihn gefangen setzen und unterrichtet Euch von der Sache, denn vielleicht wußte er nicht, was er trug, und hat keine Schuld an dieser Schandthat.“

„Nun dann,“ sagte der Graf, „setzt mir ihn in den Thurm und bewacht ihn so, daß ihr mir für ihn gut steht.“ Da ward das Kind von Stund an in den Thurm gesetzt. Der Graf ließ nun eine Menge von Jenen, die seinen Sohn bedienten, gefangen nehmen, aber er fing sie nicht Alle, denn Viele entflohen, so auch ist der Bischof de Lescalle noch außer Landes, der mit im Verdachte stand, wie Andere mehr. Aber er ließ ihrer wohl an Fünfzehn sehr schrecklich ermorden, die Ursache davon war, daß sie seines Kindes Heimlichkeit hätten wissen und ihm hätten sagen sollen: „Unser Herr Gaston trägt ein Beutlein auf seiner Brust, der und der Art, aber davon thaten sie nichts, und darum starben sie schrecklich, und es war wohl ein Jammer um mehrere dieser Hofleute, denn in ganz Gascognien waren keine so wohl versehen, als diese es gewesen,

denn immer war der Graf von Foix von guter Dienerschaft umgeben.

Gar sehr nahm sich der Graf diese Sache zu Herzen, und zeigte es wohl, denn er ließ eines Tages alle Edelleute und alle Prälaten von Foix und Bearn, und alle ansehnliche Leute dieses Landes zusammen rufen gen Ortais, und als sie gekommen waren, erklärte er ihnen, warum er sie gerufen und wie er seinen Sohn in solcher Schuld und so großem Verbrechen befunden habe, daß es sein Entschluß sei, daß er sterbe und daß er den Tod verdienet. Alles Volk antwortete auf diese Rede einstimmig: „Herr, haltet uns zu Gnaden, wir wollen nicht, daß Gaston sterbe, er ist Euer Erbe, und Ihr habt keinen mehr!“ Als der Graf sein Volk für seinen Sohn bitten hörte, bezähmte er sich ein wenig und entschloß sich, ihn mit Gefängniß zu strafen, er wollte ihn zwei oder drei Monate inne halten, und ihn dann auf zwei oder drei Jahre irgend auf Reisen schicken, bis daß er seine That vergessen und das Kind zu besserem Verstand und heller Einsicht gekommen sei. So gab er seinem Volke den Abschied, aber die aus der Grafschaft von Foix wollten nicht eher aus Ortais ziehen, bis der Graf ihnen verspreche, daß Gaston nicht sterben würde, also liebten sie das Kind. Da er ihnen dieses zugesagt, verließen diese Leute aller Art die Stadt und blieb Gaston zu Ortais gefangen.

Diese Sache verbreitete sich an mehreren Orten und auch nach Avignon, wo damals sich Papst Gregor XI. aufhielt. Er schickte sogleich den Cardinal von Amiens als Legat nach Bearn, aber dieser war kaum nach Bessieres gekommen, als er die Nachricht erhielt, daß es ihm nicht Noth thue, nach Bearn zu gehen, denn Gaston, der Sohn des Grafen von Foix, sei todt. Nun will ich Euch sagen, wie er gestorben ist, weil ich nun einmal schon so viel davon geredet. Der Graf hielt ihn in einem Gemache des Thurmes von Ortais gefangen, wo wenig

Licht hineinfiel, und war er da zehn Tage. Wenig trank er und aß er, denn er wollte nicht, so viel Speise und Trank man ihm auch täglich brachte, und wenn das Fleisch kam, so schob er es bei Seite und wollte es nicht essen, und Einige wollen sagen, daß man alle die Speisen, die man ihm gebracht, unversehrt gefunden, und es sei ein Wunder, wie er so lang habe leben können aus vielerlei Ursachen. Der Graf ließ ihn dort ohne irgend eine Wache, die bei ihm in der Stube gewesen wäre und ihm gerathen und ihn getröstet hätte, und blieb das Kind stets in denselben Kleidern, wie er hineingekommen, und so ward er gar traurig und tiefsinnig, denn er war das nicht gewohnt. Auch verfluchte er die Stunde, in der er empfangen und geboren worden, um zu solchem Ende zu kommen.

Den Tag seines Todes brachten die, welche ihn bedienten, ihm das Fleisch und sagten: „Gaston sehet, hier ist Fleisch für Euch." Gaston achtete nicht darauf und sprach: „Stellet es hin." Da sah der Diener in dem Gefängnisse alle das Fleisch, welches er ihm in den vorigen Tagen gebracht, hie und da versteckt, darum schloß er die Stube und kam vor den Grafen von Foix und sprach: „Herr, um Gotteswillen gebt acht auf Euren Sohn, denn er verhungert sich in dem Gefängnisse, wo er liegt, und glaube ich, daß er noch nicht gegessen seit er darinnen, denn ich habe Alles, was ich ihm noch gebracht, bei Seite geworfen gefunden." Ueber diese Rede erzürnte der Graf und ging ohne ein Wort zu sagen aus der Stube, und kam zu dem Gefängnisse, wo sein Sohn lag, und hatte zum Unglück ein kleines Messerlein in der Hand, womit er sich seine Nägel schnitt und reinigte, er ließ die Thüre des Gefängnisses öffnen und kam zu seinem Sohn und hielt die Klinge des Messers so nahe an der Spitze, daß er nicht mehr als die Dicke eines Silbergroschen davon außer den Fingern hervorstehen hatte. Zum Unglück, als er diese kleine Spitze in den Hals seines

Sohnes stieß, verletzte er ihm, ich weiß nicht was für eine Ader, und sagte: „Ha, Verräther, warum ißt du nicht?“ Und hierauf begab sich der Graf sogleich hinweg, ohne weiter etwas zu sagen und zu thun, und kehrte in seine Stube zurück.

Das Kind war erschrocken und erschüttert durch die Ankunft seines Vaters, auch war er gar schwach durch Fasten, und da er die Spitze des Messers sah oder fühlte, die ihn, so klein sie auch war, in den Hals verwundete, aber es war in eine Ader, so wendete er sich zur Seite und starb. Der Graf war kaum zu seiner Stube zurückgekehrt, als ihm der Diener seines Sohnes die Nachricht brachte, und ihm sagte: „Mein Herr, Gaston ist todt!“ — „Todt?“ sagte der Graf. — „So wahr als Gott lebt, Herr!“ Der Graf wollte es nicht glauben und sendete einen seiner Edelleute hin, der an seiner Seite war; der Ritter kam zurück und sagte, daß er wirklich todt sei. Da ward nun der Graf von Foix höchlich erschüttert, und bejammerte seinen Sohn gar sehr und sagte: „Ha, Gaston, welch elend Geschick ist hier dir und mir, zu böser Stunde gingst du nach Navarra, deine Mutter zu sehn. Nie mehr werde ich solche Fröhlichkeit empfinden, als ich sonst wohl empfangen. Dann ließ er seinen Bader kommen, und ließ sich sein Haar abscheeren, und kleidete sich in schwarz, und alle die seines Hauses, und ward der Leichnam des Kindes unter Thränen und Geschrei zu den Minoritenbrüdern zu Ortais getragen und dort begraben. Und so wie ich Euch von dem Tod erzählt habe, so hat Gaston de Foix durch seinen Vater den Tod erlitten, aber der König von Navarra hat ihn ermordet!“

Die traurige Geschichte von dem Tode dieses Sohnes des Grafen zu hören, zog ich mir sehr zu Herzen, und beklagte ihn gar sehr aus Liebe zu dem trefflichen Grafen, seinem Vater, den ich von so hoher Gesinnung, so edel, freigebig und höflich erfunden hatte, und auch aus Liebe zu dem Lande, das durch

den Mangel eines Erben sehr betrübt war, und nahm ich nun Abschied von diesem Edelmann, und dankte ihm, daß er mir also gefällig die Sache erzählt habe.

4. Von einem Nachtkämpfer und einem bezauberten Bären.

Noch oft sah ich den Edelmann, der mir solches erzählt, auf dem Schlosse von Foix, und einstens fragte ich ihn: „Warum doch Messire Pierre de Bearn, der mir ein gar tapferer und reicher Herr schien, nicht verheirathet sei?“ „Verheirathet ist er wohl,“ sprach er, „aber seine Frau und seine Kinder wohnen nicht bei ihm.“ „Und warum das?“ sprach ich da. „Das will ich Euch wohl erzählen,“ sagte der Edelmann. „Messire Pierre de Bearn hat die Gewohnheit, daß er Nachts aus dem Schlaf erwacht, aufsteht, sich bewaffnet, seinen Degen zieht, um sich her kämpft, und man weiß nicht gegen wen, was denn sehr sorglich ist. Aber seine Diener, die in seiner Stube schlafen und ihn bewachen, springen dann auf, wenn sie ihn so fechten sehen, und fragen ihn, was er treibt? Er sagt dann aber zu ihnen, er wisse nichts davon und sie seien Lügner. Manchmal ließ man ihm auch keine Waffen und Degen in seiner Stube, aber wenn er dann erwachte und sie nicht fand, führte er ein solches Getöse und Unwesen, daß man glauben sollte, alle höllischen Teufel wären bei ihm in der Stube. Drum läßt man sie ihm lieber und achtet auf ihn; wenn er dann sich bewaffnet und wieder entwaffnet hat, legt er sich wieder zu Bett.“ „Heilige Maria!“ sagte ich, „woher mag wohl solche Phantasie dem Messire Pierre kommen, daß er Nachts aufsteht und solch Gefechte hält? Das sind sehr wunderbare Sachen.“ „Meiner Treu,“ sagte der Hofmann, „man hat ihn oft darum

befragt, aber er weiß nicht zu sagen, woher ihm das kommt. Die erste Nacht, als man es ihm bemerkte, folgte auf einen Tag, an welchem er in einem Wald in Biscayen einen wunderbar großen Bär gejagt hatte. Dieser Bär hatte vier seiner Hunde getödtet und noch mehrere verwundet, so daß die übrigen nicht an ihn wollten. Da nahm Messire einen Degen von Bordeaux, den er trug, und machte sich sehr erzürnt seiner getödteten Hunde wegen an den Bären, stritt da in großer Leibesgefahr lange mit ihm und hatte große Noth, bis er ihn erlegte. Endlich tödtete er ihn und kehrte dann nach seinem Schlosse Langue Deuton zurück, wohin er sich den erschlagenen Bären bringen ließ. Alle erstaunten über die Größe des Thieres und die Kühnheit des Ritters, mit der er ihn angefallen und erschlagen hatte. Als die Gräfin von Biscayen, seine Gemahlin, den Bären sah, fiel sie in eine Ohnmacht und bezeigte großen Schmerz darüber. Sie wurde von ihren Leuten aufgehoben und nach ihrer Stube gebracht, und war diesen Tag und die folgende Nacht und dann den ganzen folgenden Tag gar trostlos, und wollte nicht sagen, was ihr fehlte.

Den dritten Tag sprach sie zu ihrem Gemahle: „Mein Herr, ich werde niemals wieder gesund werden, ehe ich nicht nach St. Jacob gewallfahrtet bin, gebet mir Urlaub dahin zu gehen, und daß ich Pierre, meinen Sohn, und Andrienne, meine Tochter, mit mir nehme, ich begehre es von Euch.“ Messire Pierre erlaubte es ihr sehr gern, und ließ sie ihren ganzen Schatz, ihr Gold, ihr Silber und ihre Juwelen mitnehmen, denn er wußte wohl, daß sie nicht wiederkehren würde, dessen man sich doch sonst nicht versah. Die Dame vollbrachte ihre Reise und Wallfahrt, und nahm sodann Gelegenheit, ihren Vetter, den König von Castilien und die Königin zu besuchen, da empfing man sie sehr wohl, und ist sie noch dort, will auch nicht zurückkehren, noch ihre Kinder zurückschicken, und ich muß Euch

sagen, daß in derselben Nacht, vor welcher er den Bären gejagt und getödtet, er sich erhoben und ihm zum ersten Male diese wunderbare Phantasie angestoßen ist, und will man wissen, daß die Dame das wohl vorausgewußt habe, sobald als sie den Bären gesehen, welchen ihr Herr Vater schon einmal gejagt hatte, dem damals auf der Jagd eine Stimme zugerufen: „Du jagst mich und ich will dir doch kein Uebels, aber du sollst darum sterben eines bösen Todes.“ Da hatte dann die Dame sich daran erinnert, als sie den Bären sah, und auch der Rede ihres Vaters, und gedachte sie wohl daran, wie der König Dom Pedro ihn unschuldig hatte enthaupten lassen, und darum sank sie in Ohnmacht vor ihrem Gemahl und behauptet noch immer, daß es ihm noch wunderbar ergehen werde, ehe er sterbe, und daß das Alles nichts sei, was ihm auch jetzt geschehe, gegen das, was noch kommen werde.“

„Und so habe ich euch denn von dem Messire Pierre de Bearn erzählt,“ sagte der Hofmann, „wie ihr begehrt habt, und ist die Sache wahrhaft, denn so ist sie geschehen und was haltet ihr davon?“ Ich, der ich ganz nachdenklich über die wunderbare Geschichte geworden war, sprach: „Ich glaube das gar wohl, denn wir finden in der Schrift, daß die Götter und Göttinnen vor alten Zeiten nach ihrem Vergnügen die Männer in Thiere und Vögel verwandelten, und so machten sie's auch mit den Weibern. Es kann gar wohl sein, daß dieser Bär ein Ritter gewesen, der einstens in den Biscayischen Wäldern gejagt, er beleidigt vielleicht einen Gott oder eine Göttin zu seiner Zeit, warum er in einen Bären verwandelt wurde, und nun da seine Buße that, so wie Actäon in einen Hirsch verwandelt wurde.“ „Actäon?“ antworte der Hofmann, „lieber Meister, erzählt mir davon, und ich will euch gern zuhören;“ da erzählte ich ihm die Geschichte von Actäon und sagte hierauf: „so kann es auch mit jenem Bären gewesen sein, und hat die Dame vielleicht noch

was ganz anders erwartet und wußte, was sie damals nicht sagte, darum muß man sie für entschuldigt halten." Da sprach der Hofmann: „das kann alles wohl sein," und somit beschlossen wir unsere Erzählung.

5. Von dem Geist Orthon, einem schnellen Zeitungs-Boten.

Sehr wunderbar und nachdenklich ist eine Sache, und ich werde, so lange ich lebe, sie nicht vergessen, welche mir ein Hofmann erzählte, der mir auch die unglückliche Schlacht bei Juberoth erzählt hatte; es ist ganz wahr, wie er mir sagte, daß den Tag nach dieser Schlacht der Graf von Foix schon darum wußte, und war ich höchlich erstaunt, wie das möglich sei, und den ganzen Sonntag, und den Montag, und den folgenden Dienstag war er auf seinem Schloß zu Ortais so still und betrübt, daß man kein Wort aus ihm bringen konnte, auch wollte er in diesen drei Tagen seine Stube nicht verlassen, noch mit einem Ritter oder Hofdiener sprechen, so vertraut er ihm auch gewesen sei, und ließ er deren welche zu sich kommen, aber redete nicht mit ihnen.

Den Dienstag Abend ließ er seinen Bruder Arnauld Guillaume rufen, und sagte ihm ganz leise: „Unsre Leute haben zu schaffen gehabt, worüber ich gar traurig bin, denn dieser Heerzug ist ihnen so bekommen, wie ich es ihnen bei der Abreise wohl vorher gesagt habe." Arnauld Guillaume, der ein sehr kluger Mann ist, und die Art und Beschaffenheit seines Bruders wohl kannte, schwieg ein wenig, und der Graf, der seinen Muth aufheitern wollte, denn nur gar zu lange hatte er seinen Verdruß mit sich herum getragen, nahm das Wort von neuem und sprach lauter als vorher: „Bei Gott, Messire Arnauld, so ist es, wie

ich Euch gesagt, und werden wir bald Nachricht davon hören. Aber niemals noch hat das Land Bearn seit hundert Jahren an einem Tage so viel verloren, als dießmal in Portugal."

Mehrere Ritter und Hofdiener, die zugegen waren, und diese Rede des Grafen hörten, getrauten sich nicht zu sprechen, und machten ihre Anmerkungen im Stillen darüber. Zehn Tage nachher hörte man die Wahrheit wohl von denen, die dabei gewesen waren, und die gern Jedem erzählten, der es hören wollte, wie es zu Juberoth hergegangen war. Da erneute sich die Trauer des Grafen und aller derer, welche dabei ihre Brüder, Anverwandte, Kinder oder Freunde verloren hatten.

„Heilige Maria!" sagte ich zu dem Hofmann, der mir die Geschichte erzählte, „aber wie ist es nur möglich, daß der Graf von Foix eine solche Nachricht so schnell wissen oder errathen kann, als von heut auf Morgen?" „Meiner Treu," sagte er, „er wußte es wohl, wie es sich zeigt." „So muß er denn ein Wahrsager sein," sagte ich, „oder er hat Boten, die auf dem Winde reiten, oder er hat irgend eine Kunst." Der Hofmann lachte und sagte: „Wahrscheinlich muß er es durch irgend Zauberei erfahren, aber wir wissen eigentlich hier zu Lande nicht, wie er es macht, und haben darüber nur eine Vermuthung." Da sagte ich zu dem Hofmann: „Und diese Vermuthung, wollt Ihr mir sie wohl sagen, und wenn es eine Sache ist zum Verschweigen, so will ich sie wohl verschweigen, und niemals, so lang ich auf der Welt oder in diesem Land bin, den Mund darüber aufthun." „Ich bitte Euch drum," sagte der Hofmann, „denn ich wollte nicht gern, daß man es wüßte, wie ihr es von mir erfahren, doch spricht man wohl unter seinen Freunden davon." Nun zog er mich in einen Winkel der Kapelle im Schloß Ortais, und begann seine Erzählung folgendermaßen:

Es sind wohl ungefähr zwanzig Jahre, daß in diesem Land ein Baron lebte, der sich Raymond Seigneur de Corasse

nannte; Corasse, damit Ihr mich recht versteht, ist eine Stadt sieben Stunden von dieser Stadt Ortais; der Seigneur de Corasse hatte damals einen Proceß zu Avignon vor dem Papste, wegen der Zehnden der Kirche in seiner Stadt, gegen einen Pfaffen von Castellogne, der sehr reich fundirt war. Dieser klagte, daß er ein groß Recht auf die Zehnden von Corasse habe, die wohl eine Einnahme von hundert Gulden betrugen, und das Recht, das er darauf hatte, zeigte und bewies er. Denn durch ein letztes Urtheil vor dem ganzen Consistorium verdammte der Papst Urban der V. den Baron, und entschied für den Pfaffen. Dieser nahm eine Abschrift des Urtheils, und ritt so schnell als möglich nach Bearn, zeigte seine Bullen und Briefe, und ließ sich kraft derselben in Besitz des Zehnden setzen. Der Baron, der sich wohl der Geschäfte des Pfaffen vermuthete, ging ihm entgegen, und sagte zu ihm: „Meister Peter oder Meister Martin,“ wie er dann hieß, „denkt Ihr dann, daß ich durch Eure Briefe mein Erbe verlieren soll, so viel Muth traue ich Euch wohl nicht zu, daß Ihr irgend eine Sache nehmet oder aufhebt, die mein ist, und thut Ihr es, so komm ich Euch ans Leben, drum geht und suchet anderswo Gefälle, ich sage Euch einmal für allemal, von meinem Erbe werdet Ihr nichts kriegen.“

Der Pfaffe hütete sich vor dem Ritter, denn er war grausam, und bestund nicht weiter darauf. Doch entschloß er sich, nach Avignon zurückzukehren, und kam vor seiner Abreise zu dem Seigneur de Corasse und sprach: „Mit Eurer Gewalt und nicht mit Recht, nehmet Ihr mir die Gerechtigkeiten meiner Kirche, wodurch Ihr Euch in Eurem Gewissen schwer versündiget, ich bin in diesem Lande nicht so stark als Ihr, aber wißt, daß ich Euch, so bald als möglich, einen solchen Gesellen schicken will, den Ihr mehr fürchten sollet als mich.“ Der Sire de Corasse gab nichts auf seine Drohungen und sprach: „Geh mit Gott,

geh, mache was du kannst, ich fürchte dich mehr todt als lebendig, und um deine Reden werde ich mein Erbe nicht verlieren."

So reiste der Pfaffe ab und vergaß nicht, was er versprochen hatte. Denn als der Ritter am wenigsten dran dachte, ungefähr drei Monate nachher, in seinem Schloß zu Corasse, wo er in seinem Bett neben seiner Gemahlin schlief, ließen sich unsichtbare Gäste spüren, welche Alles, was sich in dem Schlosse befand, umzuwenden anfingen, und schien es, als wollten sie Alles zusammen schlagen, und gaben sie solche Schläge an die Kammerthüre des Herrn, daß die Dame, die darin schlief, höchlich erschrocken war. Der Ritter hörte das Alles recht gut, aber er wollte kein Wort davon sagen, um nicht den Muth eines furchtsamen Menschen zu zeigen. Auch war er muthig genug, jegliches Abenteuer abzuwarten. Dieser Lärm und Unruh' dauerte in verschiedenen Theilen des Schlosses eine ziemliche Zeit, und hörten denn auf.

Den folgenden Morgen kamen alle Diener des Schlosses zusammen und begaben sich zu dem Herrn, als er aufgestanden war und fragten ihn: „Herr, habet ihr nicht gehöret, was wir heut Nacht gehört haben!" Er verstellte sich und sagte: „Nein, was habt ihr dann gehört?" Da erzählten sie ihm, wie es die ganze Nacht im Schlosse gelärmt, Alles umgekehrt und in der Küche alles Geschirr zerbrochen habe. Er lachte und sagte: Es sei ein Traum und nichts als der Wind gewesen. „Um Gotteswillen," sprach die Dame, „ich hab es wohl gehört." In der folgenden Nacht machten es die Ruhestörer noch ärger als vorher, und schlugen dermaßen an die Thüre und Fenster vor des Herrn Stube, daß der Ritter aus dem Bett sprang, und sich nicht enthalten konnte, zu fragen: „Wer ist es, der also zu dieser Stunde an meine Stube anpocht?" Da antwortete es ihm sogleich: „Ich bin's." „Und wer schickt dich," sagte der Ritter, „hierher zu mir?" „Mich schickt der Pfaffe von Castellogne, dem

du groß Unrecht gethan und ihm das Seinige entzogen, auch werde ich dich nicht eher in Ruh' lassen, bis du ihm Alles wieder ersetzet." „Wie heißt du denn, daß du ein so guter Bote bist?" „Man heißt mich Orthon!" „Orthon," sagte der Ritter, „der Dienst eines Pfaffen taugt dir nicht, wenn du mir glauben willst, er wird dich gewaltig plagen, ich bitte dich, lasse ihn laufen und diene mir, ich werde dir es gar wohl gedenken."

Orthon hatte sich bald entschlossen, denn er hatte sich in den Ritter verliebet und sagte: „Wollt ihr das?" „Ja," sagte der Ritter, „aber du darfst Niemand von nun an Leides zufügen." „Ei bewahre," sagte Orthon, „auch vermag ich Niemand übels zu thun als nur, daß ich die Leute aufwecke und im Schlafe turbire." „Thue nur was ich dir sage," sprach der Edelmann, „wir wollen uns gut zusammen stehen, und laß den bösen Pfaffen laufen, bei dem du nichts holen kannst als Müh' und Arbeit." „Weil du es dann willst," sagte Orthon, „ich bin es zufrieden."

Da verliebte sich dieser Orthon dermaßen in den Seigneur de Corasse, daß er ihn sehr oft Nachts besuchte, und wenn er ihn schlafend fand, so zupfte er ihn am Kopfkissen, oder schlug an das Fenster und die Thüre mit großen Schlägen. Der Ritter, welcher erwachte, sprach zu ihm: „Orthon, laß mich schlafen;" „nein," sagte Orthon, „ich muß dir erst was Neues erzählen." Da hatte die Gemahlin des Ritters solche Furcht, daß ihr alle Haare zu Berge standen, und wickelte sie sich in ihre Decke. Da fragte ihn der Ritter: „Was hast du dann gutes Neues Orthon?" Orthon sagte: „Ich komme von England, oder von Ungarn, oder irgend einem andern Ort, gestern bin ich da weggereist und dieses und jenes ist allda geschehen." So wußte der Sire de Corasse durch Orthon Alles, was auf der Welt geschah.

Und blieb er wohl fünf Jahre in diesem sträflichen

Umgange, konnte es auch nicht verschweigen und entdeckte sich dem Grafen de Foix folgendermaßen: Das erste Jahr traf er den Grafen zu Ortais oder anderswo, und sagte ihm da, dieses oder jenes sei in England oder Schottland oder sonst wo geschehen. Der Graf, der nachher erfuhr, daß es wahr gewesen, drang ihm einstens sein Geheimniß ab. Da war der Graf sehr froh und sagte zu ihm: „Sire de Corasse, haltet ihn ja lieb, ich wollte gar gern einen solchen Boten haben. Er kostet euch nichts, und ihr erfahret Alles wahrhaftig, was geschieht." Der Ritter sprach: „Herr so will ich thun." Ich weiß nicht, ob Orthon mehr als einen Meister hatte, aber er erschien dem Ritter nur alle Woche zwei oder dreimal, und dieser schrieb die Neuigkeiten dem Grafen. Einstens sprach dieser zu dem Seigneur de Corasse: „Habet Ihr noch niemals eueren Diener gesehen?" „Meiner Treu, niemals, habe es auch nicht begehrt." „Das wundert mich," sagt der Graf, „und stünde er so gut mit mir als Euch, so hätte ich ihn längst gebeten, sich mir zu zeigen, auch bitte ich Euch, bemüht Euch drum, ihn zu sehen und erzählt mir, wie er gestaltet ist. Ihr habt mir auch gesagt, daß er so gut Gascognisch spricht, als ich und Ihr." „Das ist die Wahrheit," sagte der Ritter, „und weil Ihr es wünscht, will ich mich bemühen, ihn zu sehen." Nun befand er sich die Nacht wie sonst in dem Bette neben seiner Gattin, die schon gewohnt, den Orthon zu hören, sich nicht mehr fürchtete. Dann kam Orthon und zupfte am Kopfkissen des Ritters, der fest schlief. „Wer ist da?" fragte er erwachend. „Ich bin's," sagte Orthon. „Und wo kommst du her?" „Von Prag in Böhmen." „Wie weit ist das wohl?" „Sechzig Tagreisen," sagte Orthon. „Und du bist so geschwind gekommen?" „Ei ja doch, ich gehe so schnell als der Wind, und wohl noch schneller." „Bist du geflügelt?" „Nicht doch," sagte er. „Wie kannst du denn so schnelle fliegen?" Orthon antwortete: „was kümmert Euch das zu wissen." „Das kümmert mich wohl,"

sagte der Ritter, „denn ich möchte gar zu gern sehen wie du gestaltet bist, und wie du aussiehst.“ Orthon antwortete: „Was kümmert Euch das, es zu wissen, seid zufrieden wenn Ihr mich hört, und ich Euch allerlei Neuigkeiten bringe.“ „Bei Gott, ich würde dich vielmehr lieben, wenn ich dich gesehen hätte,“ sagte Corasse. Orthon antwortete: „Wenn Ihr es denn wollt, die erste Sache, die ihr Morgen sehen werdet wenn ihr aufsteht, das bin ich.“ „Das ist gut,“ sagte Corasse, „nun gehe, es ist genug für heute Nacht.“

Als der Morgen kam, stand er auf, seine Gemahlin aber hatte solche Furcht, daß sie die Kranke machte und sagte, sie werde heut nicht aus dem Bett aufstehn. Der Ritter wollte aber, sie sollte aufstehn. „Sire,“ sagte sie, „ich werde Orthon sehen, ich will ihn nicht sehen, so Gott will, auch niemals antreffen.“ Da sagte der Sire de Carosse: „Ich will ihn gar gern sehen.“ Da sprang er ganz lustig aus dem Bett und setzte sich auf den Rand und dachte, wie er nun Orthon in seiner eigentlichen Gestalt sehen werde. Aber er sah gar nichts, wobei er hätte sagen können: „Sieh da, Orthon!“ Der Tag ging herum und die Nacht kam; als der Ritter in seinem Bette lag, kam Orthon und sprach wie gewöhnlich: „Geh,“ sagte der Ritter, „du bist ein Lügner, du solltest dich mir zeigen, und du hast es nicht gethan.“ „Nein,“ sagte er, „ich habe es gethan.“ „Du hast es nicht gethan.“ „Und saht Ihr nicht,“ sagte Orthon, „als Ihr aufstand, etwas,“ und der Ritter dachte ein wenig nach und sagte dann: „Ja, als ich auf meinem Bette saß und an dich gedachte, sah ich zwei Ratzen auf dem Boden, die sich mit einander drehten und spielten.“ „Das war ich,“ sagte Orthon, „diese Gestalt hatte ich angenommen.“ „Das ist mir aber nicht genug,“ sagte der Ritter, „und ich bitte dich, nimm eine solche Gestalt an, in der ich dich sehen und kennen kann.“ Orthon sagte: „Gebet acht, Ihr werdet mich verlieren,

denn Ihr treibt es zu weit mit mir." „Du wirst nicht von mir gehen," sagte Carosse, „wenn ich dich einmal gesehen, würde ich dich nicht wieder sehen wollen." Orthon sagte ihm da: „Gib morgen acht, was du zuerst siehst, wenn du die Stube verläßt, das bin ich." „Gut," erwiederte der Ritter, „ich gebe dir Urlaub, ich will jetzt schlafen!" Orthon verließ ihn.

Den andern Morgen stand der Ritter auf, kleidete sich an, verließ die Stube und ging auf einen Platz, der in den Hof sah, da warf er seine Augen hinab, und das erste, was er erblickte, war die größte Sau, die er jemals gesehen, aber sie war dabei so mager, daß man nichts als Haut und Knochen an ihr sah, und hatte sie lange hängende und gefleckte Ohren, ihr Rüssel war lang und spitzig und gar ausgehungert. Der Sire de Corasse verwunderte sich sehr über diese Sau, aber er sah sie nicht gern und befahl seinen Leuten: „Nun lasset die Hunde los, ich will, daß diese Sau getödtet und gefressen werde." Da eilten die Diener und öffneten die Hundeställe, und hetzten sie auf die Sau, welche einen lauten Schrei that und zu dem Sire de Carosse in die Höhe sah, der oben an einem Fenster stand, und nie sah man sie wieder, denn sie verschwand, und weiß Niemand, was aus ihr geworden.

Der Ritter begab sich wieder in seine Stube ganz nachdenklich, denn er gedachte an Orthon. „Ich glaube, Orthon, meinen Diener, gesehen zu haben, es reut mich, daß ich meine Hunde auf ihn gehetzt. Es sollte mich sehr wundern, wenn ich ihn je wieder sähe, denn er hat mir oft gesagt, ich würde ihn verlieren, wenn ich ihn erzürnte. Er sagte die Wahrheit." Nie kehrte er mehr in dem Schlosse Corasse ein, und der Ritter starb ein Jahr darauf. Nun habe ich Euch von Orthon erzählt, der dem Sire de Corasse die Neuigkeiten brachte," sagte der Hofmann. „Ja," sprach ich, „aber ist der Graf von Foix auch von einem solchen Boten bedient?" „Meiner Treu," sagte er,

„das glauben viele Leute in dem Lande Bearn, denn er erfährt und weiß Alles, was vorgeht, wenn man es sich am wenigsten versieht. So ist es auch mit den Nachrichten, die er von den zu Juberoth erschlagenen Rittern dieses Landes hatte. Diese Habe und der Ruf derselben bringt ihm manchen Nutzen, denn man verlöre hier nicht den Werth von einem goldenen oder silbernen Löffel, daß er es nicht gleich wüßte.“ Nun nahm ich Abschied von dem Hofmann, und dankte ihm für seine Erzählung und ging in andere Gesellschaft, mit der ich mich vergnügte, doch aber prägte ich mir diese Geschichte, so wie ich sie hier erzählt, fest in das Gedächtniß ein.

6. Von dem wunderbaren Tode des herrlichen Grafen Gaston Phöbus von Foix 1391.

In dieser Zeit starb auch der edle und treffliche Graf von Foix auf eine gar wundersame Weise; ich will Euch sagen wie: Es ist die Wahrheit, daß er vor allen Leibesübungen die Jagd und seine Hunde liebte, und mit diesen war er sehr wohl versehen, denn er hatte ihrer zu seinem Vergnügen mehr als sechshundert.

Der Graf befand sich in Bearn, in der Mark von Ortais, und trieb und jagte in den Wäldern von Sanneterre, auf dem Wege von Pampeluna, und hatte er den Tag, an dem er starb, den ganzen Morgen einen Bären gejagt, welcher endlich gefangen wurde. Da er den Fang angesehen und das Waidrecht vollzogen worden war, näherte sich der Mittag. Da fragte er die, welche um ihn waren, wo man ihm die Tafel bereitet habe? Man antwortete: „Im Hospital Rion, zwei kleine Stunden von Ortais,“ und so war es auch. Sie ritten Alle nach diesem Dorfe. Der Graf und seine Leute stiegen an dem Schloß ab, dann begab er sich nach seiner Stube, welche er

ganz mit frischem jungem Laubwerk ausgeschmückt fand, und die umliegenden Säle waren alle mit grünen Zweigen umstellt, um Kühle und Wohlgeruch darin zu verbreiten, denn die Luft war draus sehr drückend und schwül, wie sie es in dem Mai ist. Als er sich in dieser frischen Stube befand, sprach er: „Die kühlen grünen Maien thun mir gar wohl, denn der Tag ist sehr heiß," und da setzte er sich auf seinen Sitz und plauderte ein wenig mit dem Messire Espaing de Lion, und sprachen sie davon, welcher Hund am besten gejagt habe.

Während dieser Unterredung traten Messire Yvain, sein natürlicher Sohn, und Messire Pierre de Cabestan in die Stube, in welcher selbst die Tafeln schon gedeckt waren. Jetzt begehrte er das Wasser, um sich die Hände zu waschen, zwei Hofleute eilten darnach, Raymonnet Lane und Raymonnet de Compon, und Cayenton d'Espaigne nahm das silberne Waschbecken, und ein anderer Ritter, der sich Messire Thiebault nannte, nahm das Handtuch, er erhob sich von seinem Sessel und streckte die Hände aus zum Waschen, sobald das kalte Wasser auf seine Finger herabfiel, welche gar schön und gerade waren, erblaßte sein Gesicht, erbebte ihm das Herz, wankten seine Füße unter ihm und sank er hin auf seinen Sessel, sagend: „Ich bin des Todes, Gott der Herr sei gelobt!" Er redete kein Wort mehr, aber er starb noch nicht gleich, sondern litt noch Noth und letzte Kämpfe.

Die Ritter, die um ihn standen, tief erschrocken, und sein Sohn nahmen ihn in ihre Arme gar freundlich, und trugen ihn auf ein Bett und legten ihn nieder und deckten ihn zu, und glaubten, es habe ihn nur eine Schwäche angewandelt. Die zwei Ritter aber, welche das Wasser gebracht hatten, damit man nicht sage, sie hätten ihn vergiftet, gingen zu dem Waschbecken und der Gießkanne, und sprachen also: „Sehet hier das Wasser, in eurer Gegenwart haben wir es gekostet und wollen

es von neuem vor euch kosten," und da thaten sie es so oft, daß Alle mit ihnen zufrieden waren. Man gab ihm Brod und Wasser, Spezereien und alle stärkende Sachen in den Mund, und alles dieses half ihm nichts, denn in weniger als einer halben Stunde war er todt und gab seinen Geist auf gar sanft. Der gnädige Gott sei ihm barmherzig!

Ihr müßt wissen, daß alle Gegenwärtige sehr betrübt und erschrocken waren, und schlossen sie die Stube recht fest, damit die Leute im Schlosse nicht sobald den Tod des edlen Grafen erfuhren. Die Ritter sahen den Messire Ivain, seinen Sohn, an, welcher weinte, jammerte und die Hände rang, und sagten zu ihm: „Ivain, es ist geschehen, Ihr habet Euren Vater und Herrn verloren, wir wissen wohl, daß er Euch über Alles liebte, macht Euch fort, sitzt auf, reitet nach Ortais und setzt Euch in Besitz des Schlosses und Schatzes, der darin, ehe ein Anderer Euch zuvorkommt und die Sache bekannt wird."

Messire Ivain verbengte sich auf diese Rede und sagte: „Meine Herren, große Liebe und Freundschaft erzeigt ihr mir, die ich euch noch zu belohnen hoffe, aber gebt mir die wahren Merkzeichen meines Herrn Vaters, denn ohne diese werde ich nicht in das Schloß eingelassen werden." „Ihr habt recht," antworteten sie, „nehmt dieselben." Da nahm er die Merkzeichen, und waren sie ein Siegelring, den der Graf an seinem Finger trug, und ein Messer, dessen er sich öfters bei Tische bediente, dieses waren die wahren Merkzeichen, und ohne sie zu sehen hätte ihm der Vogt des Schlosses zu Ortais, der sie wohl kannte, nie die Pforten geöffnet.

Messire Ivain verließ das Hospital von Rion nur mit zwei Reitern, und ritt so schnell, daß er nach Ortais kam, ehe man noch etwas von dem Tode des Grafen wußte. Er sprengte durch die Stadt, sagte Niemand nichts, auch hatte Niemand einen Verdacht auf ihn, so kam er auf das Schloß und rief

den Burgvogt hervor. Dieser antwortete ihm: „Was beliebt Euch, Monseigneur Ivain, wo ist mein Herr Graf?“ „Er ist in dem Hospital,“ sagte der Ritter, „und schickt mich einige Sachen zu holen, die in seiner Stube sind, dann werde ich wieder zu ihm zurückkehren, und damit du mir glaubst, siehe hier die Zeichen, seinen Siegelring und sein Handmesser.“ Der Vogt öffnete ein Fenster und sah die Zeichen, denn er hatte sie schon öfters gesehen; dann öffnete er das kleine Pförtchen des Thores, und sie ritten ein, und die Knechte versorgten die Pferde, und führten sie in den Stall. Als Messire Ivain darinnen war, sagte er zum Vogt: „Schließe die Thoren.“ Als er sie geschlossen hatte, nahm Ivain ihm die Schlüssel ab und sprach: „Du bist des Todes.“ Der Vogt ganz erschrocken, fragt ihn „warum?“ Dann sagte er: „Weil mein Vater verschieden ist und ich über den Schatz will, ehe ein Anderer über denselben kommt.“

Der Vogt gehorchte, wie es ihm zukam, auch war es ihm lieber, dem Messire Ivain als einem Andern zu gehorchen. Messire Ivain wußte wohl, wo der Schatz war, und begab sich dahin; er war in einem dicken Thurm, in welchen man durch drei starke eiserne Thüren mußte, welche man aber jede mit einem besondern Schlüssel zu öffnen hatte, ehe man hinein konnte. Diese Schlüssel aber waren nicht so leicht zu finden, denn sie lagen in einem kleinen ganz stählernen Koffer verschlossen, und dieser war wieder mit einem kleinen Stahlschlüssel geschlossen, welchen der Graf von Foix, wenn er verreiste, mit sich trug, und fand man ihn auf einem seidenen Wamms hängen, den er über seinem Hemde trug, und wurde er erst gefunden, als Ivain bereits hinweg war. Die Ritter, welche den Leichnam des Grafen bewachten, wunderten sich sehr über diesen kleinen Schlüssel, und konnten sich gar nicht denken wozu er diente; da war aber der Kapellan des Grafen, Messire

Nicole de l'Escalle, der um alle seine Geheimnisse wußte, und den er oft mitgenommen hatte, wenn er an seinen Schatz ging, der sprach, als er den Schlüssel sah: „Messire Ivain wird seine Mühe verlieren, denn ohne diesen Schlüssel kann er nicht an den Schatz, weil er einen kleinen Stahlkoffer mit allen anderen Schlüsseln verschließt."

Da waren die Ritter gar betrübt und baten den Kapellan, den Schlüssel dem Messire Ivain zu bringen, und er setzte sich zu Pferd und ritt nach Ortais. Messire Ivain war ganz betrübt in dem Schloß, und suchte die Schlüssel überall, und konnte sie nicht finden, auch wußte er nicht, wie er die eisernen Thüren aufbrechen sollte, da gar keine Instrumente dazu da waren.

7. Die guten Männer von Ortais.

Während dem wurde in Ortais, Gott weiß wodurch, ob durch Weiber oder durch Diener, die vom Hospital gekommen waren, bekannt, daß der Graf gestorben sei. Das war wohl eine harte Nachricht, denn sie liebten ihn Alle sehr. Die ganze Stadt kam in Bewegung, die Bürger versammelten sich auf dem größten Platze der Stadt und unterredeten sich, da sprachen Einige: „Wir haben Messire Ivain ganz allein nach dem Schlosse reiten sehn, und sah er wohl sehr erschrocken aus." Da antworteten die Andern: „Gewiß muß etwas vorgefallen sein, denn nie ritt er allein vor seinem Herrn Vater her"

Als die Männer von Ortais sich so versammelt hatten, und auf dem Markte mit einander redeten, seht, da ritt ihnen der Kapellan grad in die Hände. Die umringten ihn und sagten: „Messire Nicole, wie geht's mit unserm Herrn? Man hat uns gesagt, er sei gestorben, ist es wahr?" „Behüte Gott," sagte der Kapellan, „aber er ist gar sehr krank, und ich komme

nur, um ihm etwas zurecht machen zu lassen, was ihm sehr gesund sein wird, und dann will ich wieder zu ihm.“ Mit diesen Worten machte er, daß er davon kam, ritt auf das Schloß und ruhte nicht, bis er drinnen war.

Da war Ivain gar froh, daß er die Schlüssel hatte. Nun will ich euch aber sagen, was die Männer von Ortais thaten. Sie machten sich allerlei Gedanken über den Grafen und sprachen untereinander: „Nun ist's bereits Nacht, und wir haben noch gar keine sichere Nachricht von unserm Herrn, und ist Ivain mit dem Kapellan, der um alle Geheimnisse des Herrn weiß, in dem Schlosse, laßt uns diese Nacht das Schloß bewahren, morgen werden wir mehr hören, wir wollen heimlich nach dem Hospital schicken, um zu hören wies steht; denn wir wissen wohl, daß der größte Theil des Schatzes auf dem Schloß ist, und würde er gestohlen, so machte uns das große Schande, und brächte uns gar in Schaden, darum dürfen wir diese Sache nicht übersehen.“

„Das ist die Wahrheit,“ sprachen die Anderen, da hielten sie Rath, und seht, sogleich werden alle Männer von Ortais geweckt, und gehn sie Alle nach dem Schloß, und schicken sie die ersten der Stadt an alle Pforten zur Wache, und waren sie da die ganze Nacht bis zum Morgen. Ach, da hörte man die Wahrheit von seinem Tode, da konnte man wohl großes Wehklagen, Schreien und Trauern von allen Leuten, Frauen und Kindern in der guten Stadt Ortais hören, denn sie hatten ihn Alle sehr lieb. Da verstärkte man die Wache und alle Männer der Stadt waren auf dem Platz vor dem Schlosse unter den Waffen. Als Messire Ivain dieses in dem Schloß sah, sprach er zu dem Kapellan: „Messire Nicole, mein Anschlag geht verloren, ich werde hier nicht heraus können, denn die Männer von Ortais wissen um die Sache und bewachen das ganze Schloß. Ich werde wohl gute Worte geben müssen.“

Da sprach der Kapellan: „Redet mit ihnen, denn nur mit guten Worten könnt Ihr hier noch etwas ausrichten.“ Messire Ivain begab sich also in einen Thurm, aus dessen Fenster er mit den Leuten gut reden konnte. Da öffnete er ein Fenster und redete mit den ansehnlichsten Leuten der Stadt ganz laut: „Ihr guten Männer von Ortais, ich weiß wohl, warum ihr versammelt seid, nun aber bitte ich euch, haltet mir es nicht vor übel, um der Liebe willen, die mein seliger Herr Vater für mich trug, daß ich mich vor jedem Andern in den Besitz des Schlosses und Schatzes zu setzen gesucht. Ich will damit nichts als alles Gutes. Nun aber ist er nach Gottes Willen gestorben, ohne irgend eine Einrichtung zu treffen, mich, wie er doch gewollt, in sein Erbe einzusetzen, und hat er mich unter euch, unter denen ich herangewachsen, als einen armen Ritter, den natürlichen Sohn des Grafen von Foix, zurückgelassen, wenn ihr mir nicht helft und rathet. Achtet darauf um Gotteswillen und aus Mitleid, ihr thut damit ein Almosen, und will ich euch das Schloß öffnen und mögt ihr hereinkommen, denn gegen euch will ich es nicht halten noch verschließen.

Da antworten die besten Männer von der Stadt also: „Messire Ivain, euere Rede gefällt uns wohl, wir wollen mit euch halten und wollen das Schloß und die Güter, die darinnen sind, auch bewachen helfen; und sollte der Vicomte de Castillon euer Vetter, welcher der Erbe des Landes zu Bearn ist, herankommen, und sich in Besitz des Schatzes setzen wollen, so wollen wir wohl wissen, mit welchem Recht, und wollen euer und Messire Gracien eueres Bruders Recht wohl beachten, und alles dieses betheuren wir und wollen es euch aufrichtig halten.“ Mit dieser Antwort war Messire Ivain sehr wohl zufrieden, und that er die Thore des Schlosses auf und gingen die Männer von Ortais hinein, so viel ihr wollten. Man stellte da genug und gute Wachen hin. An diesem Tage ward der

Leichnam des Grafen von Foix nach Ortais gebracht und in einen Sarg gelegt. Alle Männer, Frauen und Kinder von Ortais gingen ihm unter bitteren Thränen entgegen, gedenkend seiner Stärke, seines edeln Lebens, seiner mächtigen Regierung, seines Verstandes, seiner Tapferkeit und großen Freigebigkeit. Vor allem aber des Friedens, dessen sie unter diesem trefflichen Herren genossen hatten. Denn weder Franzosen noch Engländer hatten es gewagt, ihn zu erzürnen.

Da sprachen sie also: „Ach Gaston, schöner Sohn, warum hast du je deinen Vater erzürnt, wärst du uns geblieben, der so schön und in so großem Beginnen war, du wärst uns ein großer Trost geblieben, aber wir haben dich allzu jung verloren, und dein Vater hat uns zu früh verlassen. Er war ein Mann erst von 63 Jahren, das ist kein großes Alter für einen solchen Fürsten, der einen so starken Willen hatte und Alles, was er begehrte. Land von Bearn trostlos und verwaist, ohne einen edlen Erben, was wird immer aus dir werden, so trefflichen und edlen Herrn wirst du nie wieder gewinnen!

Unter solchen Klagen und Thränen ward der Leichnam von sieben Edelleuten durch die Stadt getragen, ihm folgten sechszig Ritter, welche sich aus dem Lande versammelt hatten, und trug man ihn, wie ich euch sage, mit entblößtem Angesichte nach der Barfüßerkirche. Da ward er einbalsamirt und in einem bleiernen Sarge bis zu seiner feierlichen Bestattung bewahrt, und brannten Tag und Nacht vier und zwanzig große Wachsfackeln um den Leichnam, die wurden abwechselnd von acht und vierzig Dienern getragen.

An dem Tage der Bestattung des herrlichen Grafen Gaston de Foix, des letzten dieses Namens, welche in der Stadt Ortais in der Barfüßerkirche in dem Jahr unsers Herrn 1391 den 12. October an einem Montag gehalten wurde, war viel Volk aus dem Land: Bearn und sonst woher, Baronen, Ritter, Prä-

laten und drei Bischöfe in Ortais. Der Bischof de Palmes las das Todtenamt, da brannten eine Menge Lichter und Alles war sehr prächtig angeordnet, und hielten während der Messe vor dem Altare vier Ritter vier Fahnen, mit den Wappen von Foix und Bearn. Die erste hielt Messire Raymond du Chatelneuf. Die zweite Messire Espaing du Lion. Die dritte Messire Pierre Degmer. Die vierte Messire Menauld de Novalles. Den Degen hielt Messire Roger d'Espagne. Den Schild trug der Vicomte de Bruniquel. Den Helm trug der Sire de Valentin, das Pferd führte der Sire de Corasse. Die ganze Bestattung wurde prächtig nach Landesgebrauch vollzogen, und wurde nach der Messe der Leichnam aus dem Sarge genommen, in gutes neues Wachstuch eingewickelt und vor den großen Altar des Chores bei den Barfüßern beerdigt. Des Seinen ist nichts mehr, Gott verzeihe ihm!

Inhalt.



DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARDS

